

Christa Müller

Von der lokalen **Ö**konomie zum globalisierten Dorf

Bäuerliche Überlebensstrategien
zwischen Weltmarktintegration und
Regionalisierung

Campus

Christa Müller

Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf

Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen
Weltmarktintegration und Regionalisierung

Inhalt

Einleitung	9
Fragestellung und Inhalt	9
Methoden und Methodologie	18
Dank	26
1. Zur Einbettung der Ökonomie in die Gesellschaft	27
Zum Verhältnis von Ökonomie und Gesellschaft bei Polanyi	27
Der selbstregulierende Markt als Institution	30
Die soziale Dimension ökonomischen Handelns	34
Die Debatte um Polanyis Einbettungsansatz	37
»Network analysis« contra Polanyis Kategorie des selbstregulierenden Marktes	38
Zur unterschiedlichen sozial-integrativen Qualität von Einbettungstypen	39
Entbettung als historischer Prozeß	43
Soziale Marktwirtschaft als Moral Economy?	44
Markt ohne Subsistenz - Subsistenz ohne Markt?	46
<i>Exkurs:</i> Ein anderer Umgang mit Geld oder: Produktion für die Verschwendung in Juchitan	49
Resümee	52
2. Die lokale Ökonomie als Moral Economy	55
Die agrarsoziologische Debatte um Tradition und Moderne	55
Das Untersuchungsgebiet: Borgentreich in Westfalen	59
Berufe und Erzeugnisse der lokalen Ökonomie Borgentreichs	61

Die Haus- und Hofwirtschaft der Frauen.....	68
Zusätzliche Arbeitskräfte: Knechte und Mägde.....	69
Tauschverhältnisse in der lokalen Ökonomie.....	70
Die Jahresabrechnung.....	70
Der Kauf »auf Buch«	72
Funktion des Geldes und Umgang mit Geld in der einfachen Warenproduktion	73
Zum Begriff der Moral Economy.....	77
Kein Recht auf Geld.....	78
Traders' Dilemma und Free-Rider-Verhalten	80
Reziprozität: alltagsstrukturierendes Prinzip der lokalen Ökonomie.....	83
Kooperation und Konkurrenz unter Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten.....	86
3. Der Niedergang der lokalen Ökonomie.....	88
Die Vorgaben der Agrarpolitik.....	89
Kurzer Abriß der Agrarpolitik der Nachkriegszeit.....	90
Auswirkungen auf die lokale Ökonomie in Borgentreich.....	93
Konzentrationsprozesse im Molkereisektor	94
Die Hygieneverordnung in der Milchproduktion.....	95
Milchquoten-Markordnung: Angriff auf die Selbstvermarktung.....	96
Modernisierungszwänge in der Beratungspolitik der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe.....	98
Die Ebene des Handelns.....	100
Der unspektakuläre Wandel	100
Die Entstehung der Gegenpole Produktion und Konsumtion und ihre Folgen	102
Die Warenwelt und die weite Welt.....	102
Der Traum von der Unabhängigkeit: Konsum ohne soziale Verpflichtung	105
Aus Kooperation wird Konkurrenz.....	113

»Das Eintönige ist nicht jedem gegeben.« Der Handwerkerstolz.....	115
»Wir müssen uns fügen der neuen Zeit.«	
Fortschritt als historisches Diktat?.....	120
Der Umgang mit sozialen Unterschieden	124
Subsistenzkultur und Spiritualität.....	127
Zur »Verbürgerlichung« der bäuerlichen Lebensweise.....	129
Die Wertlosigkeit der weiblichen Subsistenzproduktion:	
»Die Frau war eine Magd im Hause.«.....	132
Frauen heute: Krankenschwestern und Sekretärinnen der vollautomatisierten Höfe.....	135
Fazit.....	137

4. Bäuerliche Überlebensstrategien im globalisierten Dorf 140

Modernisierer aus Überzeugung: Der neoliberale Einzelkämpfer.....	142
Modernisierer aus Zwang - »Man muß besser sein als die andern«	149
Neue Subsistenzorientierung in der Landwirtschaft.....	153
Kein Wachstum um jeden Preis: Bäuerin G	159
Bauer oder Agrarunternehmer?	161
Kennzeichen der bäuerlichen Wirtschaftsweise.....	161
Naturverhältnis und bäuerliche Produktion:	
Die Rolle der Gefühle	164
Ökonomische Beziehungen im globalisierten Dorf.	174
Monetarisierung der Reziprozität - Entökonomisierung der Subsistenz	176
Pseudoformen der Kooperation.....	181

5. Kritik am globalen Markt aus regionaler Sicht. 183

Der Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung	185
Nachhaltigkeit auf regionaler Ebene	185
Zur Definition einer Region.....	189
Neue Formen von Regionalität in Borgentreich	190

Die Bürgerinitiative »Eine Region denkt um«	190
Eine Molkerei in Bauernhand.....	194
Regionalisierung als Alternative zur Globalisierung:	
Ökonomische Argumente.....	196
Zwang zur Externalisierung sozialer und ökologischer Kosten.....	196
Wachstumswang durch das »Gewinn-Zinsprinzip«	199
Regionale Grenzen versus schrankenloser Freihandel.....	201
6. <i>Exkurs</i> : Sustainability und Wachstum	206
Schlußbetrachtung.....	217
Anhang.....	220
Literatur	221

Einleitung

Fragestellung und Inhalt

Die ökologischen Probleme, die im Zusammenhang mit der Globalisierung der Märkte entstehen bzw. forciert werden, die wachsende Spannweite von Produktion und Konsum sowie die schwindende Einflußnahme auf global wirksame Prozesse von seiten kleinerer Einheiten, zu denen mittlerweile bereits Nationalstaaten gezählt werden, haben meinen Blick auf das Dorf gelenkt.

Noch während einer erstaunlich langen Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg verfügten die Bewohnerinnen und Bewohner von Borgentreich über Eigenmacht: Sie bestimmten selbst, was sie herstellten, woraus ihre Produkte entstanden und mit wem sie sie unter welchen Bedingungen tauschten. Sie waren abhängig von ihrer Hände Arbeit, und sie waren abhängig voneinander. Der Weltmarkt interessierte sie ebensowenig wie die neueste Arbeitslosenstatistik aus Nürnberg oder etwaige Rinderimporte aus Großbritannien. Die Basis der Produktion und des Konsums in der lokalen Ökonomie Borgentreichs bestand aus harter Arbeit, gegenseitiger Abhängigkeit und einer solidarischen Ökonomie. Heute dagegen, *nach* der Integration des Ortes in den Weltmarkt, sind die Menschen unter ökonomischen Aspekten sehr viel weniger aufeinander angewiesen - ihre Abhängigkeit von Geldeinkommen, von der Belieferung mit Waren aus aller Welt sowie von der Produktion für weitgehend anonymisierte Märkte hat indes enorm zugenommen.

Das Dorf verlor seine ökonomischen Freiräume. Den BorgentreicherInnen wurde ihre Eigenmacht genommen - aber nicht *nur* das: Viele von ihnen haben sie bereitwillig gegen das Versprechen auf ein leichteres Leben eingetauscht. Sie hofften, nun nicht mehr der geringgeschätzten Landbevölkerung, sondern dem »fortschrittlichen« Teil der Menschheit anzugehören. Konkret hieß das für sie, ihre Lebensmittel zu kaufen statt selbst herzustellen, die Kleider vom Stallgeruch zu befreien, in Großraumbüros und Fabrikhallen zu ziehen oder die Höfe in kleine Maschinenparks zu verwandeln.

Warum war es so erstrebenswert, die Inhalte und Konnotationen bäuerlicher und handwerklicher Arbeit hinter sich zu lassen und dafür den Preis der ökonomischen

mischen Unselbständigkeit zu zahlen, frage ich mich im Rahmen dieser Arbeit. Und durch welche sozialen Mechanismen wurde die Transformation der lokalen Ökonomie in ein globalisiertes Dorf begünstigt? Welche Auswirkungen hatten die ökonomischen Modifikationen auf die sozialen Beziehungen? Wie wurden eigenständige Produzenten zu konsumierenden Lohn- und Gehaltsempfängern, wie wurde aus Selbstversorgung Fremdversorgung? Und wie ist es zu interpretieren, wenn Regionalisierungsbewegungen als Antwort auf die destruktiven Effekte der Globalisierung heute wieder an die lokale oder regionale Ökonomie anknüpfen?

Sicherlich nicht als »Rückschritt« in längst vergangene Zeiten, um dies gleich vorwegzunehmen. Dualistische Kategorien wie »Tradition-Modeme«, »Land-Stadt« oder auch Tönnies' »Gemeinschaft-Gesellschaft« vermögen weder den Transformationsprozeß der lokalen Ökonomie noch ein heute aktuelles Phänomen wie das Entstehen einer Regionalisierungsbewegung zu erklären. Gesellschaft als mechanisches Aggregat und Gemeinschaft als lebendigen Organismus zu deuten (Tönnies 1912), ist unzureichend, darauf verwies bereits Weber. Er betonte,

»... daß die Vorstellung eines bloßen zeitlichen Nacheinanders von früher nur vergemeinschafteter und später nur vergesellschafteter Sozialstruktur in der europäischen Geschichte inadäquat ist. An die Stelle des ausschließlichen Nacheinanders tritt bei ihm die Einordnung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung als Momente im spezifischen okzidentalen Rationalisierungsprozeß. Die Zunahme von formaler Rationalität und Vergesellschaftung kennzeichnet zwar in diesem Ausmaß gerade und nur die europäische Entwicklung, aber andererseits verschwindet das Moment der Vergemeinschaftung nicht - es ändert nur seinen Charakter im Zuge des Modernisierungsprozesses. Diese Betonung der Prozeßhaftigkeit von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung löst die simple Dichotomie des ‚Früher-Später, auf, ...« (Hildenbrand u.a. 1992:13f.)

Wallerstein führt diesen Gedankengang weiter aus. Für ihn ist das moderne Weltsystem eine Gesellschaft, die zur Legitimierung ihrer Strukturen die vielfältigen Gemeinschaften, die historisch existierten, zerstörte. Zugleich entsteht in diesem Prozeß aber ein Netzwerk neuer Gemeinschaften, unter die der Welt-systemtheoretiker auch soziale Bewegungen faßt. Sie sind für ihn allgemeine Konsequenz eines formal immer rationaleren, im eigentlichen Sinne aber immer irrationaleren historischen Sozialsystems.

Nicht zuletzt wegen der notwendig widersprüchlichen Entwicklungsdynamik der Modeme ist das Spannungsfeld von »Modeme« und »Tradition« prägender Bestandteil der sozio-ökonomischen Verhältnisse - und aus diesem Grund sollte

es auch in der Reflexion über sie ständig präsent sein. Denn es gibt zwar eine von der Moderne unberührte soziale Praxis in der Vergangenheit, jedoch existiert keine Tradition ohne die Moderne, ebensowenig wie es eine Moderne ohne Tradition geben kann. Die Tradition ist, mit anderen Worten, ein Projekt der Moderne, sie ist als Differenzbegriff nur denkbar *innerhalb* der Moderne. Mit dem Versuch der Auflösung dualer Begrifflichkeiten soll vor allem ausgedrückt werden, daß Modernität nicht mehr als »Endpunkt oder als der eigentliche Kristallisationspunkt der Entwicklung« (Buchholt/Heidt/Stauth 1996:1) verstanden werden kann.

Trotz vereinzelter Kritik ist die Soziologie als Disziplin aber nach wie vor durch eine mehr oder minder lineare Vorstellung von gesellschaftlicher Entwicklung bestimmt. Der Entwicklungsbegriff, für Wallerstein der fragwürdigste Terminus der Sozialwissenschaft des 19. Jahrhunderts, ist weiterhin einer ihrer prägendsten. Die Soziologie versteht sich immer noch »implizit als wissenschaftliche Erfassung der >modernen< und das heißt eben der industriell geprägten Gesellschaft« (Bettlage 1989a:288).

Innerhalb der Bielefelder Entwicklungssoziologie ist jedoch ein theoretisches Instrumentarium entwickelt worden, das es ermöglicht, einen Blick auf Agrargesellschaften zu werfen, der diese nicht auf ein »Vorstadium« der industriellen Entwicklung reduziert. Das gleiche gilt für die vielfältigen Produktionsverhältnisse *innerhalb* der Industriegesellschaften. Mit dem Terminus »Subsistenzproduktion« wurde eine Kategorie geschaffen, mit deren Hilfe dualistisch getrennte Begrifflichkeiten wie Tradition und Moderne oder Lohn- und Eigenarbeit als zusammengehörige erkennbar sind.¹ Subsistenzproduktion umfaßt im wesentlichen die Produktion für den Eigenbedarf bzw. für den unmittelbaren Konsum und ist von daher Gebrauchswertproduktion, kann aber auch im Rahmen monetärer Tauschakte stattfinden, wenn diese auf den Erhalt der Subsistenz gerichtet sind. (Bennholdt-Thomsen 1994). Subsistenzproduktion ist notwendiger Bestandteil jeder gesellschaftlichen Produktion, sie ist im gewissen Sinne das Gegenteil von Warenproduktion, gleichzeitig jedoch ihr elementarster Bestandteil.

Der Begriff »Subsistenzproduktion« wurde an der Bielefelder Fakultät für Soziologie geprägt, um das Verhältnis zwischen der »nicht-proletarisierten« Produktion der Kleinbauern, Marginalisierten und Frauen auf der einen und dem Prozeß der Kapitalakkumulation auf der anderen Seite analytisch fassen zu können (AG Bielefelder Entwicklungssoziologen 1979, Evers 1987, Mies 1983, Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983).

In dieser Arbeit geht es u. a. um die Unterscheidung von subsistenzorientiertem und warenproduzierendem Wirtschaften. In ersterem ist die Subsistenzproduktion *die* gesellschaftlich relevante Produktion schlechthin, in letzterem zwar unverzichtbare, aber gesellschaftlich unsichtbare und geringgeschätzte Komponente der Produktion. Hier ist die Subsistenzproduktion entökonomisiert², weil ihr immenser ökonomischer Nutzen im Gegensatz zur weit überschätzten Warenproduktion weder erkannt noch anerkannt wird.

Ein anderer Blick auf die Subsistenzproduktion ermöglicht jedoch auch einen anderen Blick auf Modernisierungsprozesse. Gemeinhin wird Modernisierung mit gesellschaftlicher Ausdifferenzierung in Zusammenhang gebracht. Aber sie verursacht zugleich auch Homogenisierung, indem sie bestehende gesellschaftliche Differenzierungen aufhebt. So führte in Borgentreich die Integration in den Weltmarkt zweifellos zu einer Ausdifferenzierung in bezug auf das Angebot von Waren und Dienstleistungen, aber auch zu einer Entdifferenzierung des ehemals facettenreichen ökonomischen Miteinanders. Die Zuteilung der auf anonymisierten Märkten produzierten Waren verläuft auf komplizierten Wegen, benötigt aber auf der Konsumentenseite keine Komplexität - im Gegenteil: Weltweit findet eine Universalisierung der Bedürfnisstruktur statt. So tragen die Modernisierungsgewinner in China und Indien nicht mehr in hochkomplexen ökonomischen und sozialen Verfahren hergestellte Kleidung aus lokaler Produktion, sondern »westliche«, die die Weltmarktfabriken Mexikos und Taiwans für die sich im Lebensstil zunehmend angleichenden Käuferschichten der Mittelschichtsweltgesellschaft fertigen. In der Tendenz werden soziale Modellierungen des Aussehens und Verhaltens durch den Einsatz von Allokations- und Kommunikationstechnologien überall auf der Welt nivelliert. Auch im Bereich der Eßgewohnheiten läßt sich eine Universalisierung feststellen. Das Motto lautet: »Immer das gleiche zu jeder Zeit an jedem Ort.« (Schneider 1995:11). Weizsäcker (1996:70) stellt fest:

»Auch wenn an jedem Ort der Welt die Angebotsvielfalt wächst, so nimmt die Zahl der Angebote doch ständig ab. Wieviele lokale Getränke sind von Coca Cola verdrängt worden? Wieviele Obst- und Gemüsesorten sind infolge der Standardisierung der Sorten von den Märkten verschwunden? Nach einer Studie des Rural Advancement Fund International sind von 1903 bis 1983 insgesamt 97 Prozent der damals bekannten Gemüsesorten nicht mehr

2 Ich benutze diesen Begriff in Anlehnung an Bennholdt-Thomsens Terminus von der »Entökonomisierung der Subsistenzproduktion«, der den ideologischen Prozeß ihrer Entwertung beschreibt (Bennholdt-Thomsen 1991).

im Angebot und vermutlich verlorengegangen Von den 7098 im 19. Jahrhundert gehandelten Apfelsorten sind 6121 (86 Prozent) verschwunden.«

Globalisierungsprozesse rufen also eindeutig Vereinheitlichung hervor, allerdings rufen sie nicht *nur* Vereinheitlichung hervor - Bonder u.a. (1993:329ff) sprechen von der »Dialektik zwischen Tendenzen der Vereinheitlichung und der Fraktionierung«. Insbesondere die Vertreter der Cultural Theory argumentieren gegen die These von der »MacDonaldisierung der Welt« - das Globale und das Lokale könnten nicht als sich einander ausschließende Dynamiken begriffen werden. Genau aus diesem Grund hält Beck die Differenzierung zwischen unterschiedlichen Dimensionen der Globalisierung - der ökonomischen, der kulturellen oder der ökologischen Globalisierung bzw. der Entstehung transnationaler Räume und Identitäten - für unverzichtbar (Beck 1997:42).

Globalisierung ist in der Tat immer und notwendigerweise von Lokalisierung begleitet, wovon der Begriff der »Glokalisierung« zeugt, der eine neue Art der Verflechtung lokaler und globaler Prozesse bezeichnet (Robertson 1995). Auch ist unbestritten, daß der Coca-Cola-Konsum pakistanischer Koranschüler in einen anderen kulturellen Bedeutungshintergrund eingebettet ist als der von US-amerikanischen Mittelschichtskindern. Der entscheidende Punkt, der in dieser Debatte jedoch zumeist übersehen wird, ist, daß die pakistanischen Koranschüler, die keine lokalen Getränke mehr konsumieren, einen Strukturwandel mitvorantreiben, der den Niedergang eigenständiger regionaler Handels- und Produktionskreisläufe samt ihrer sozial-kulturellen Konnotationen impliziert. Mit anderen Worten: Coca Cola macht aus eigenständigen Produzenten und Vermarktern Konsumenten und trägt auf diese Weise zur Reduktion regionaler Komplexität bei.

Beck kritisiert zu recht einen Ökonomiebegriff, der die kulturellen Aspekte von Globalisierung ignoriert, allerdings operiert er selbst mit einem entökonomisierten Kulturbegriff. Demgegenüber werde ich versuchen aufzuzeigen, daß die jeweilige sozial-kulturelle Einbettung der Ökonomie von entscheidender Bedeutung für die Lebensbedingungen der lokalen wie globalen Akteure ist. Denn schließlich gilt auch: Nicht zuletzt *weil* es transnationalen Unternehmen wie Coca Cola darum geht, Teil der jeweiligen lokalen Kulturen zu werden und weil dieser Integrationsprozeß notwendigerweise mit der Verdrängung unzähliger lokaler Produkte verknüpft ist, erwächst aus der permanenten Verflechtung globaler und lokaler Prozesse mitunter Widerstandspotential. Das Auftreten neuer Regionalisierungsbewegungen auf den lokalen Bühnen ist ein Beispiel für Differenzierung im Sinne der Entstehung »neuer Lokalitäten« (Sehlee/Werner

1996, Berner 1996). Dabei handelt es sich um eine Neuinszenierung des Ortes und seiner sozialen Akteure. Regionalisierungsbewegungen versuchen den ländlichen Raum zu re-ökonomisieren, um ihn im materiellen Sinne neu erschließen und aneignen zu können. Die Bemühungen um die Re-Ökonomisierung eines überschaubaren dörflichen oder regionalen Zusammenhangs in unmittelbarer Anknüpfung an die historisch vergangene lokale Ökonomie sind ein Reflex auf Globalisierung - das Dorf ist schließlich nicht Gegenstück zur Welt, sondern ihr Bestandteil - allerdings potentiell ein gegen die Globalisierung gerichteter.

Das *erste Kapitel* erläutert den theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit. Es rekurriert im wesentlichen auf Polanyis Einbettungsansatz, seine Reflexion auf dem Hintergrund des »Bielefelder Ansatzes« sowie seine jüngere Rezeption im Rahmen der »New Economic Sociology«. Polanyis Gegenüberstellung von eingebetteten und selbstregulierenden Ökonomien eröffnet, wenn man seine Globalanalyse versuchsweise auf die Ebene einer dörflichen Ökonomie anwendet, ein neues Blickfeld auch auf lokale Transformationsprozesse. Die in die sozialen Beziehungen der Dorfbewohnerinnen eingebettete lokale Ökonomie Borgentreichs erhielt durch ihre Integration in den weltweit wirksamen »selbstregulierenden« Markt in der Tat einen völlig neuen Charakter. Polanyis Beschreibung der modernen Marktgesellschaft als vollständig von ihren eigenen Mechanismen durchdrungen verhindert jedoch gleichzeitig eine präzise Analyse der sozial-ökonomischen Verhältnisse im globalisierten Dorf, denn die Ökonomie ist auch hier und heute keineswegs aus der Gesellschaft »herausgelöst«. Polanyis dichotomisierende Terminologie, speziell sein reduzierter Ökonomiebegriff, vermag insbesondere nicht den notwendigen Fortbestand subsistenzorientierter ökonomischer Bereiche und Beziehungen zu erklären. Die gegenwärtigen, vom Weltmarkt determinierten Verhältnisse von Produktion und Konsum sind nämlich keineswegs entbettet, sondern in eine andere, eben die Warenlogik, eingebettet. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist es sinnvoller, so ein Ergebnis des ersten Kapitels, Ökonomie und Gesellschaft auch für die Moderne nicht als getrennte, sondern als zusammengehörige Konstrukte anzunehmen. Ein solcher Blick ermöglicht es dann auch, eine entgegen jeder evolutionistischen Prognose bis in die siebziger Jahre hinein existierende, sich in hohem Maß selbstversorgende bäuerliche Ökonomie inmitten der aufstrebenden bundesdeutschen Industriegesellschaft als solche wahrzunehmen.

Um die Verhältnisse der Produktion, des Konsums und des Tausches in eben dieser lokalen Ökonomie Borgentreichs geht es im *zweiten Kapitel*. In dem bäu-

erlich-handwerklich geprägten Ort im Süden Westfalens mit einem hohen Grad an Selbstversorgung war die Ökonomie bis weit in die sechziger Jahre hinein im Polanyischen Sinne in die sozialen Beziehungen der DorfbewohnerInnen eingebettet. Die sozialen Akteure leiteten ihr ökonomisches Handeln in erster Linie an der eigenen, und damit immer auch an der gesamt-dörflichen Subsistenzsicherung aus. Die lokale Ökonomie war eine Moral Economy: Sämtliche innerdörflichen ökonomischen Beziehungen beruhten auf Reziprozität, die Preisbildung unterlag nicht marktförmigen, sondern sozialen Kriterien und die ökonomische Rationalität war primär durch die Übernahme sozialer Verantwortung bestimmt.

Im Laufe der Jahre veränderte die Moral Economy ihren Charakter. Das *dritte Kapitel* behandelt den stetigen, bisweilen unbemerkten Prozeß der Integration des Ortes in den Weltmarkt auf zwei Ebenen: Zum einen wird die zunehmende Etatisierung der vormals relativ eigenständigen dörflichen Ökonomie am Beispiel der Agrarpolitik bzw. generell der Modernisierungspolitik aufgezeigt. Intention dieser Politik war und ist, den Strukturwandel, sprich: den Prozeß des Wachsens oder Weichens voranzutreiben. Zum andern wird die Ebene des Alltagshandelns beleuchtet, speziell des ökonomischen Handelns. Ich gehe den Fragen nach, warum, auf welche Weise und mit welchen Auswirkungen für die lokalen Akteure und ihre Beziehungen untereinander sich das ökonomische Verhalten modifizierte. Ein entscheidender Schritt war, daß die Einwohnerinnen und Einwohner Borgentreichs die Produktion für den Eigenbedarf und für den dorf- bzw. regionsinternen Tausch sukzessive aufgaben und sich von eigenständigen Produzenten in Konsumenten verwandelten. Damit verlor die Subsistenzproduktion ihren gesellschaftlichen Charakter und ihre Position als zentrale Institution des Dorfes - sie wurde entökonomisiert. Reziprozitätsnormen bestimmen heute nicht mehr die dörfliche Ökonomie als gesellschaftliche Einheit, sondern beschränken sich auf individualisierte Netzwerke innerhalb von Freundes- und Verwandtschaftskreisen.

Der von einem Borgentreicher Schmied kreierte Begriff der »Gummizeit« als Synonym für die »neue« Zeit ist deshalb so treffsicher, weil das Gummi, das in Form von Reifen und Schuhsohlen die lokale Bühne betrat, Konkretion und Symbol für den massiven Einzug der internationalen Arbeitsteilung in den lokalen Markt Borgentreichs darstellt: Ein Weltmarktprodukt verdrängt innerhalb kürzester Zeit einheimische Erzeugnisse und deren Produzenten. Gleichzeitig findet eine Enteignung der räumlichen Dimension statt. Es tauchen immer mehr Materialien und Dienstleistungen bzw. Arbeitskraftersatz in Form von Maschinen aus aller Welt auf. Diese nicht lokalisierbare Konkurrenz macht sich als

»ortlose« Intervention das Dorf als Abnehmer von Waren zunutze, übernimmt aber keine weiteren Verantwortlichkeiten vor Ort. Die verallgemeinerte Gegenseitigkeit des Produktions- und Konsumtionsprozesses in der lokalen Ökonomie weicht der nach standardökonomischen Kriterien »rationalen« Eindimensionalität des Verhältnisses von Produktion und Konsumtion im globalisierten Dorf. Auch den Dorfbewohnerinnen selbst ermöglicht die Verallgemeinerung der Warenproduktion erstmals, ökonomische Entscheidungen zu treffen, ohne die Folgen berücksichtigen zu müssen, die ihr Verhalten für andere Akteure des dörflichen Zusammenhangs haben könnten.

Im Zuge der Entökonomisierung der weitgehend subsistenzorientierten Produktion konnte sich auch ein neues, »hausfrauisiertes« Geschlechterverhältnis durchsetzen. Die Geringschätzung von Frauen und ihrer Arbeit kam jedoch nicht erst mit der Modernisierung ins Dorf - das bereits existente hierarchische Geschlechterverhältnis und der Umgang mit sozialen Unterschieden begünstigten vielmehr die immensen gesellschaftlichen Umwälzungen in der Nachkriegszeit: Zum einen war die Reziprozität der lokalen Ökonomie nicht über Egalität, sondern über soziale Differenz (im Blochschen Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit) vermittelt, zum andern galten Subsistenztätigkeiten, und paradigmatisch die Tätigkeiten von Frauen, keineswegs als Eigenwert besitzende, sondern lediglich als notwendige Arbeit.

Im Mittelpunkt des *vierten Kapitels* stehen die Bauern als eine der wenigen Figuren, die, wenn auch zahlenmäßig immens reduziert, den Niedergang der lokalen Ökonomie überlebten. Im Borgentreich der neunziger Jahre sind bäuerliche Überlebensstrategien nicht mehr in eine gesellschaftlich verallgemeinerte soziale Praxis der Reziprozität eingebettet. Ein entscheidender Unterschied zwischen der globalisierten Dorfökonomie und der vergangenen lokalen Ökonomie besteht aus der Perspektive der Bauern darin, daß sie bis in die sechziger Jahre hinein nur gemeinsam mit anderen Bauern und Handwerkern des Dorfes überleben konnten. Reziprokes und kooperatives Verhalten war eine ökonomische Notwendigkeit. Heute dagegen garantiert erst das Niederkonkurrieren anderer Bauern das eigene Überleben. Zumindest dann, wenn die Produktion auf den Weltmarkt gerichtet ist. Das ist bei der Mehrzahl der Bauern der Fall. Sie versuchen mit modernisierungs- und wachstumsorientierten Strategien ihre Höfe zu halten. Das Wachsen der einen hat dabei zwangsläufig das Weichen der anderen zur Folge.

Im globalisierten Dorf haben jedoch die unterschiedlichsten Formen ökonomischer Rationalität überlebt. Nach wie vor wirtschaften - entweder ökologisch

oder im Nebenerwerb - auch Modernisierungsverweigerer und subsistenzorientierte Bauern, die einen Ausweg aus den innerdörflichen Konkurrenzkämpfen finden wollen. Sie setzen bewußt auf eine Re-Etablierung lokaler und regionaler Zusammenhänge. Die offensive Orientierung am Alten steht im unmittelbaren Zusammenhang mit der Praktizierung neuer Lebens-, Arbeits- und Kooperationsformen, die die (klein-) bäuerliche Produktionsweise ins nächste Jahrtausend retten soll. So erweisen sich die »traditionellsten« Bauern womöglich als die innovativsten, denn sie setzten nicht auf »moderne« Monokulturen, sondern kombinieren Handlungsmuster der dörflichen Ökonomie mit neuen sozialen Lebenszusammenhängen und eigenorganisierten Kontakten zu urbanen Netzwerken und Konsumentinnenzusammenschlüssen, die als Ersatz für nicht mehr existierende dörfliche Zusammenhänge fungieren. Dabei fällt auf, daß diese andere sozial-ökonomische Strategie in allen Fällen mit einem vom Mainstream abweichenden Naturverhältnis einhergeht. Die Bauern und Bäuerinnen, die sich nicht an anonymisierten, sondern an lokalen bzw. regionalen Wirtschaftszusammenhängen orientieren, lehnen den intensiven Landbau sowie die Massentierhaltung in der Regel ab. Die Frage des Naturverhältnisses bzw. generell die Rolle der Gefühle in der landwirtschaftlichen Produktion ist aus meiner Sicht eine bislang wenig beachtete Schlüsselkategorie zur Definition dessen, was heute noch unter der bäuerlichen im Gegensatz zur agrarindustriellen Wirtschaftsweise verstanden werden kann.

Regionalisierungsbewegungen unterstützen das Bemühen der wachstumsverweigernden Bauern um ein sozial und ökologisch angemessenes Überleben. Das *fünfte Kapitel* beschreibt neue Formen von Regionalität und Lokalität in Borgentreich, deren Verortung im regionalsoziologischen Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung sowie die Kritik am globalen Markt aus regionaler Sicht. Ich verlege in diesem Kapitel die Relevanz der ökologischen Debatte zurück in die Region. Die auf internationalem Parkett geführten Auseinandersetzungen über die Grenzen des Wachstums, die im *sechsten Kapitel* in Form eines Exkurses dokumentiert sind, werden auch im Dorf geführt: Hier treffen die »local players« aufeinander. Alle Widersprüche sind vorhanden und lassen sich durch einen Vergleich ausgewählter Mechanismen der dörflichen Ökonomie mit denen der Weltökonomie aufzeigen. Was die neuen Regionalisierungsbewegungen von anderen sozialen Bewegungen unterscheidet, ist vor allem ihr Politikbegriff. Sie stellen keine Forderungen an staatliche oder suprastaatliche Institutionen, sondern nehmen unmittelbaren Einfluß auf die sozial-ökonomischen Verhältnisse vor Ort. Entsprechend wird Regionalisierung als Wertschätzung

des Raumes statt als Abstraktion von ihm begriffen, die menschliche Arbeit, nicht ihre Rationalisierung, steht im Mittelpunkt regionalorientierten Handelns. Damit bilden Regionalisierungsbewegungen eine Synthese aus lokaler Ökonomie und globalisiertem Dorf: Sie knüpfen an Vergangenes an und versuchen es sich unter dem Druck moderner Verhältnisse und unter neuen Vorzeichen wieder anzueignen.

Methoden und Methodologie

Die Wahl meines Forschungsortes fiel nicht zufällig auf Borgentreich. Über das Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz existieren seit langer Zeit enge Verbindungen zum Fögenhof sowie zu anderen bäuerlichen und nicht-bäuerlichen Haushalten in Borgentreich. Der Ort bietet jedoch nicht nur wegen der bereits vorhandenen Kontakte einen vielversprechenden Rahmen für die Untersuchung einer lokalen Ökonomie: Durch die frühe Verleihung der Stadtrechte im Jahr 1280 waren sämtliche Bauern freie »Ackerbürger«, die vergleichsweise wenig Abgaben zu leisten hatten. Die Produktion konnte sich also seit Jahrhunderten nahezu ausschließlich auf den eigenen Bedarf und den dörflichen bzw. regionalen Tausch konzentrieren. Fast alle Dorfbewohner verfügten über eigenes Land und eigene Häuser und waren somit in der Lage, den Großteil ihrer Energien der Subsistenzproduktion zu widmen - Lebensverhältnisse, die bekanntlich nicht in allen Dörfern gegeben waren, jedoch Voraussetzung dafür sind, daß sich subsistenzorientierte, auf Gegenseitigkeit beruhende Interaktionsformen der Menschen entfalten können.

Der dritte Grund, warum ich die Forschung in Borgentreich ansiedelte und dort meine Fragestellung entwickelte, ist die vor Ort bzw. in der Region ansässige Bürgerinitiativbewegung »Eine Region denkt um«, die den Themenkomplex Globalisierung / Regionalisierung aus ländlicher Sicht neu reflektiert. In keinem vergleichbaren Ort der Region Warburger Börde findet sich ein ähnlich starkes Potential lokaler Aktivitäten, die auf die Auswirkungen von Globalisierungsprozessen auf regionaler Ebene Bezug und Einfluß nehmen. In diesem spezifischen Kontext läßt sich ein unmittelbarer Zusammenhang aufzeigen zwischen der ehemals rein agrarisch-handwerklich geprägten dörflichen Struktur, deren Transformation infolge der Integration des Ortes in den Weltmarkt sowie der

Reflexion und intendierten Beeinflussung dieses Prozesses im Sinne einer Re-Regionalisierung durch eine neue soziale Bewegung der neunziger Jahre.

Gearbeitet habe ich mit Methoden der qualitativen Sozialforschung, genauer gesagt auf der Grundlage eines Methoden-Mix von quantitativen und qualitativen Vorgehensweisen, wobei der qualitative Teil deutlich überwog. Die wichtigsten Erhebungsverfahren waren Expertengespräche, Leitfadenterviews, narrative Interviews/ Oral History, biographische Interviews, teilnehmende Beobachtung (Feldarbeit, Vermarktung, Hofökonomie, Tauschbeziehungen, private Besuche, Teilnahme an Versammlungen und anderen Aktivitäten der Bürgerinitiative), informelle Gespräche bei der gemeinsamen Arbeit, auf der Straße, in Häusern, auf dem Feld, Besuche mit meinem Hauptinformanten in verschiedenen Borgentreicher Gaststätten, Forschungstagebuch, Dokumentenanalyse; Einsicht in Lohnbücher und Jahresrechnungen von Handwerkern und Bauern, Lektüre von landwirtschaftlichen Fachperiodika und der regionalen Tagespresse sowie Auswertung von Statistiken und Dokumenten.

Die Untersuchungseinheit meiner Erhebung war das Dorf - der biologisch bewirtschaftete Fögenhof in Borgentreich ihr wichtigster Bezugspunkt. Hier wohnte ich und von hier aus entstanden die ersten Kontakte. Seit Jahren besuche ich den Hof in mehr oder minder regelmäßigen Abständen, um in der Ernte, bei der Feld- und Stallarbeit sowie bei der Vermarktung der Produkte zu helfen. Während der Feldforschung im Jahr 1996 habe ich durch eine mehrmonatige sporadische sowie durch eine halbjährliche ständige Anwesenheit eine gesamte Vegetationsperiode miterlebt. Im Vorfeld hatte ich bereits verschiedene Untersuchungsfelder festgelegt sowie durch eine zeitweilige Präsenz im bäuerlichen Haushalt den Unterschied (wieder-) erspürt, den es macht, die Dinge zu essen, die (auch) durch die eigenen Hände Arbeit gewachsen und entstanden sind sowie selbst eine Ahnung davon zu bekommen, was Eigenmächtigkeit im ökonomischen Sinne bedeuten könnte. Die Präsenz auf dem Hof und im Dorf war sowohl während als auch vor dem eigentlichen Forschungsprozeß von entscheidender Bedeutung, weil die unterschiedlichen, im Dorf beobachtbaren, bäuerlichen Wirtschaftsweisen nur aus der Nähe, also aus der Beobachtung des Handelns, Denkens und - soweit möglich - Fühlens der sozialen Akteure sowie im unmittelbaren Vergleich zueinander als solche erkannt und klassifiziert werden können.

Erst über die Anwesenheit im Dorf und über die Teilnahme an der alltäglichen Praxis erschlossen sich mir die Strukturen des Denkens und Handelns. Aus diesem Grund war es sinnvoll, das Erhebungsverfahren des Interviews durch das

der teilnehmenden Beobachtung zu ergänzen und zu vervollständigen. So eröffnete sich mir Bauer P's Ökonomiebegriff nicht in einem Interview, sondern als wir eines Tages gemeinsam eine Arbeit erledigten, bei der mir auffiel, wie zeitaufwendig mir diese in Relation zu ihrem Produkt erschien. Ich fragte den Bauern, ob sich die Arbeit denn wirklich rentiere, und er antwortete mir: »Wenn es um die Frage geht, ob sich die Arbeit lohnt, dann müßte ich den Hof sofort auf der Stelle aufgeben.«

In diesem Moment wurde mir klar, daß es sich bei einem solchen Konzept bäuerlicher Arbeit nicht um einen Job oder um eine von Emotion und gemeinschaftlichen Zusammenhängen abgetrennte Tätigkeit, sondern um eine *Lebensweise* handelt. Bauer P begann mir die Geschichte des Hofes zu erzählen. Er beschrieb die engen ökonomischen Verflechtungen mit anderen Höfen und mit dem weiterverarbeitenden Landhandwerk sowie die vielfältigen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Verhältnisse der Produktion, wie sie früher bestanden. Das Thema war gestellt; präzisiert wurde es jedoch erst nach und nach im Forschungsprozeß selbst. Einige der ursprünglich zentralen Forschungsleitfragen erwiesen sich nach einer gewissen Zeit als irrelevant für den dörflichen Kontext, andere entstanden dagegen neu und wurden Teil des ständig in Bewegung befindlichen Reflexionsprozesses.

Ich begann zunächst, die bereits vorhandenen Kontakte auszubauen und führte parallel dazu zahlreiche Expertengespräche mit besonders gut informierten Kennern des Ortes bzw. der Materie, insbesondere mit dem Bauern Albert Fögen und dem leider mittlerweile verstorbenen Hausschlachter und Maurer Franz-Joseph Bartoldus. Bartoldus zeigte zunehmendes Interesse an den Inhalten der Forschung und bot sich als ihr ständiger Begleiter an. Da er bereits als Junge mit seinem Vater, der ebenfalls Hausschlachter war, zusammenarbeitete und schon damals mit Begeisterung den Gesprächen der Leute zuhörte, kannte er, obwohl selbst erst 48 Jahre alt, sämtliche alteingesessene Borgentreicher Haushalte und deren Geschichte. Bartoldus war nicht nur ein hervorragender Informant, sondern auch ein Gewährsmann, der es verstand, potentielle InterviewpartnerInnen für die Forschung zu gewinnen. Mit ihm ging ich zu den Leuten, die wir ausgewählt hatten und fragte an, ob sie für ein längeres Gespräch, das auf Tonband aufgenommen würde, zur Verfügung stünden. Wenn wir vor der Haustür standen, war allerdings nie die Rede von einem »Interview«. Bartoldus pflegte vielmehr zu mir zu sagen »Laß mich das mal eben machen«, und zu den Leuten in Plattdeutsch: »Diese junge Frau hier will von euch wissen, wie da5 früher all s so war, wie ihr gearbeitet habt und wie ihr gelebt habt, und

wie sich das alles hier geändert hat in den letzten Jahren. Wann sollen wir uns denn mal treffen?« Die meisten Leute erklärten sich einverstanden mit einem Termin. Zu erzählen, »wie früher alles so war«, darunter konnten sie sich etwas vorstellen. Wichtig für die »Eintrittskarte« in die Borgentreicher Haushalte sowie für meine Verortung in der »Dialektik von Fremdheit und Vertrautheit« (Flick 1995:155) war auch, daß man mich ab und zu bei der Feldarbeit gesehen hatte und daß ich während der Forschung auf einem alteingessenen Hof wohnte.

Viele meiner InterviewpartnerInnen hatten sich ihrerseits intensiv vorbereitet. Sie wollten nicht lediglich plaudern, sondern ihre Aussagen mit nachprüfbarem Material unterlegen: Der Müller suchte Lagepläne seiner Mühle aus dem 17. Jahrhundert hervor, einige hielten vergilbte Fotos und alte Handwerkerrechnungen parat, und wieder andere hatten sich kleine Zettel mit Notizen geschrieben, die während des Gesprächs auf ihrem Knie lagen, damit sie auch ja nichts Wichtiges vergaßen. Generell habe ich versucht, möglichst alle noch lebenden Handwerker, die bereits zu Zeiten der noch funktionierenden lokalen Ökonomie tätig waren, zu einem Interview zu bewegen. Die Auswahl der bäuerlichen InterviewpartnerInnen orientierte sich hingegen an spezifischen Kriterien: Es sollten Bauern und Bäuerinnen kleiner und großer, konventionell und ökologisch bewirtschafteter Höfe befragt werden ebenso wie Vertreterinnen aus dem Nebenerwerb, aus dem erfolgreichen sowie aus dem erfolglosen Haupterwerb, aus dem nicht wachstumsorientierten Haupterwerb und aus spezialisierten Schweinemast- bzw. Milchviehbetrieben. Die Interviews selbst waren durch einen offenen Interviewleitfaden strukturiert, dauerten zwischen einer und mehreren Stunden, wurden zumeist auf Tonband aufgenommen und einzeln oder in der Gruppe durchgeführt.

Zunächst habe ich mir im narrativen Interview die ökonomische Biographie des Gesprächspartners bzw. seiner oder ihrer Familie, die immer eng verwoben mit der Geschichte eines Hofes oder eines Handwerksbetriebes war, erzählen lassen und danach zumeist Leitfragen gestellt, die die ökonomische Rationalität und das ökonomische Handeln betreffen. Der Zeitraum, auf den sich die Fragen bezogen, umfaßte die Zeit kurz vor sowie nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute. Die Hauptfragen lauteten:

- Was wurde früher / wird heute gegessen, und woher kamen / kommen die Lebensmittel?
Wer verarbeitete welche Lebensmittel weiter?
- Woher kamen die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens wie Klei-

dung, Schuhwerk, Arbeitsgeräte, Werkzeuge oder Küchengeräte? Von wo stammte das Material zu ihrer Herstellung?

Wer produzierte innerhalb des Dorfes was für wen?

Wofür wurde Geld ausgegeben, und woher kam das Geld?

Wie gestaltete sich der Tagesablauf eines Bauern / einer Bäuerin / eines Handwerkers früher und wie heute?

- Wie war/ ist die Produktion/ die Arbeit motiviert?

Weiche Produkte wurden / werden vom lokalen Markt bezogen, welche für ihn hergestellt?

Wie waren die Tauschbeziehungen der lokalen ProduzentInnen untereinander charakterisiert? Was wurde unter welchen Bedingungen vermarktet?

Wie sehen ökonomische Beziehungen / Tauschbeziehungen heute aus - woran orientiert sich ökonomisches Handeln heute?

Gibt es noch gegenseitige Verpflichtungen und Nachbarschaftshilfe? Haben sich die Kontakte zu Nachbarn, Verwandten und anderen DorfbewohnerInnen verändert? Wodurch sind / waren die Kontakte bestimmt? Mit wem werden heute noch ökonomische Beziehungen gepflegt, die auf Gegenseitigkeit beruhen, und wie sehen diese aus?

Was wurde früher aus lokaler oder regionaler Produktion konsumiert, was heute? Wie wird der Wandel im eigenen Konsumverhalten bewertet?

- Wo wurde/ wird eingekauft? Nach welchen Kriterien wurden bzw. werden die Geschäfte ausgewählt?

Wie hat sich die Modernisierung des Betriebs Schritt für Schritt vollzogen?

Wie werden Entscheidungen für oder gegen Modernisierungsschritte begründet?

Welche Bedeutung hatten abhängige Arbeitsverhältnisse (Knechte/ Mägde) für die lokale Ökonomie?

- Wie war / ist die geschlechtliche Arbeitsteilung organisiert? Unter welchen Bedingungen und Verhältnissen wirtschaften Frauen, und wie wird ihre Arbeit reflektiert und bewertet?

Gab es gesellschaftliche Hierarchien im Dorf? Welcher Art? Wie gestaltete sich der Umgang mit sozialen Unterschieden?

Meinungen und Einschätzungen zum Thema Technisierung, Modernisierung und Globalisierung habe ich möglichst immer erst zum Schluß erbeten und in diesem Zusammenhang auch meine eigene Sicht der Dinge offengelegt. Damit wollte ich verhingem, daß meine InterviewpartnerInnen Gewichtung und Be-

schreibung der einzelnen Etappen ihrer Biographien von meinen Vorstellungen abhängig machen könnten. Ich merkte allerdings sehr bald, daß die Gefahr, das zu hören, was ich womöglich gerne hören wollte, ohnehin äußerst gering war, denn die meisten InterviewpartnerInnen sind gestandene Frauen und Männer mit dem spezifischen Selbstbewußtsein der eigenständigen Produzenten. Ihre Darstellung von Vergangenheit und Gegenwart ist zudem äußerst vielschichtig und ihre Einschätzung der dörflichen Transformationsprozesse differenziert. Sie wissen die Vor- und Nachteile, die die Modernisierung mit sich gebracht hat, zu erkennen. Ihre Betrachtung ist realistisch, kaum romantisierend, was die alten Zeiten, allerdings eher skeptisch, was Gegenwart und Zukunft betrifft. Nie ist mir eine Glorifizierung der Vergangenheit im Sinne von »früher war alles besser« und selten eine einseitige Lobpreisung des Fortschritts untergekommen.

Wie selbstbewußt die alten Produzenten der lokalen Ökonomie heute noch sind, demonstrierte mein Hauptinformant Bartoldus. Als ich mit ihm eines Abends in einer Borgentreicher Gaststätte saß und über Auswahlkriterien bezüglich weiterer InterviewpartnerInnen sprach, setzte sich ein Borgentreicher Lehrer an unseren Tisch und bot sich für ein Interview an. Auch er hätte so einiges zu berichten, ob mich das nicht interessieren würde. Noch bevor ich reagieren konnte, antwortete ihm Bartoldus freundlich, aber sehr bestimmt:

»Nein. Solche wie dich können wir bei dieser Sache nicht gebrauchen. Und ich sage dir auch, warum: Weil ihr Lehrer nichts herstellt. Um ein Uhr klappt ihr die Bücher zu und habt nichts hergestellt. Ich dagegen habe um die Uhrzeit schon sämtliche Würste hängen.«

Ein weiteres Beispiel für bäuerlich-handwerkliches Selbstbewußtsein ist der 64jährige Dorfschäfer und -dichter. Seine Gedichte, die bisweilen in einem Anzeigenblatt der Region erscheinen, pflegt der Schäfer bereits seit Jahren auch an die Kirchenzeitung des Erzbistums Paderborn, *Der Dom*, zu schicken. Diese weigerte sich jedoch bislang trotz wiederholter Nachfrage beharrlich, des Schäfers Zeilen abzdrukken. Anstatt nun aber zu resignieren oder gar anzunehmen, daß es seinen Versen möglicherweise an dichterischer Ausdruckskraft fehlt, ging der Schäfer in die Offensive. Als *Der Dom* es auch ablehnte, des Schäfers jüngste Ode an die Mariengestalt der Borgentreicher Grotte zu veröffentlichen, drohte er mit Boykott und legte eine Unterschriftenliste mit festentschlossenen Abokündigern aus seiner Nachbarschaft vor. Ihm habe schließlich noch niemand zu sagen gewagt, seine Gedichte seien schlecht, berichtete er mir - immer noch empört ob dieser für ihn unerklärlichen klerikalen Ignoranz.

Die auffallende Selbstsicherheit der ehemals oder immer noch eigenständigen Produzenten sowie das Wichtignehmen der eigenen Person innerhalb der dörflichen Gemeinschaft macht die DorfbewohnerInnen auch und gerade im Sinne der Validität der von ihnen gelieferten Daten zu glaub- und vertrauenswürdigen Zeugen ihrer Geschichte und zu Experten ihres Alltags. Daten auf quantitativer Basis habe ich ergänzend erhoben, um die biographisch-retrospektive Rekonstruktion der jüngeren Wirtschaftsgeschichte des Dorfes durch Interviewpartner und Informanten mit »harten Fakten« untermauern und vergleichen zu können. Es ging dabei primär um die Frage, wie die Selbstbeschreibung der Bauern, Bäuerinnen und Handwerker zu gewichten ist und weniger darum, dem potentiellen Einwand einer »Anekdotenempirie« entgegenzutreten zu können. Am Ende stellte sich heraus, daß die qualitative Datenbasis die eindeutig validere ist: So reicht bereits ein Gang durch die Straßen des Ortes, um zu erkennen, daß die Zahl der offiziell angemeldeten gewerbetreibenden Betriebe nicht mit den real existierenden Betrieben übereinstimmt. In die offizielle Datenbasis aufgenommen sind nur die Betriebe, die zur Gewerbesteuerzahlung herangezogen werden. Außerdem führen bekanntermaßen verschiedene legale Steuertricks ebenfalls zu einer Verzerrung der Datenbasis.

Auch die reale Anzahl der bäuerlichen Betriebe auf offizieller Datenbasis zu ermitteln, ist unmöglich. Zum einen werden für mein Untersuchungsgebiet Kernstadt Borgentreich bereits seit der kommunalen Neugliederung im Jahr 1975 keine eigenen Daten mehr erhoben und zum anderen verzerren bestimmte monetäre Strategien wie Hofteilungen die Zahlenbasis. Wie also herausfinden, wieviele Borgentreicher Höfe noch bewirtschaftet werden? Auch hier kam mir ein Informant zur Hilfe: »Da holen wir uns einfach ein paar Bauern an den Tisch, und dann zählen wir mal durch. Das können wir dann ganz genau sagen, wieviele es noch gibt.« Und so geschah es. Ich setzte mich mit dem Vorsitzenden des Landwirtschaftlichen Ortsvereins der Kernstadt Borgentreich und einigen alteingesessenen Bauern und Bäuerinnen zusammen und gemeinsam gingen wir die Mitgliederlisten der Jahre 1968 und 1997 durch. Bei jedem Namen, der vorgelesen wurde, kam man gemeinsam zu einer klaren Aussage, ob der Betrieb im Voll- oder im Nebenerwerb bewirtschaftet wurde bzw. wird. Lediglich in zwei Fällen war man sich nicht hundertprozentig sicher: »Hat der jetzt alles verpachtet oder hat er noch was?« »Der macht noch was, ich hab ihn doch letzte Woche noch auf dem Schlepper gesehen.« Die Informationen werden also für alle nachvollziehbar im Dorfkontext verortet und damit verifiziert. Nur die Dorfbewohner selbst wissen, welche Höfe real im Haupt- und welche im Ne-

benerwerb betrieben werden, welche Bauern nicht Mitglied im Landwirtschaftlichen Ortsverein sind und welche Betriebe lediglich aus steuerlichen Gründen auf dem Papier stehen. Damit sind eindeutig sie die Experten der sozial-ökonomischen Realität vor Ort und nicht die Statistiker aus Düsseldorf. So erweist sich in vielen Fällen die sogenannte »weiche« Datenbasis als weitaus verlässlicher gegenüber dem »harten« statistischen Material.

Was die von den Leuten selbst gelieferten historischen Daten betrifft, kann an der Genauigkeit des Gedächtnisses natürlich gezweifelt werden, die »störende Einwirkung subjektiver und gesellschaftlicher Blickverengungen« (Grele 1980: 147) ist in der Rekonstruktion der Geschichte durch Erzählungen zweifelsohne vorhanden. Aber diese »Verengungen« des Blicks sind nicht einfach störend, sondern unverzichtbar, denn sie bilden das eigentliche Potential und den Reichtum qualitativer Forschung. Ich habe mich allerdings in keinem Fall auf die Rekonstruktion einer sozialen Realität auf der Grundlage von Meinungsbildern verlassen. Obwohl die Aussagen der InterviewpartnerInnen allerdings auch im Bereich der Fakten subjektiv gefärbt sind - und sein müssen - konnte ich sie immer dann als eine allgemeingültige Informationsquelle, im gewissen Sinne also als »historische Wahrheit« nehmen, wenn bestimmte Aussagen bei allen InterviewpartnerInnen korrespondierten. Wird übereinstimmend berichtet, daß in der lokalen Ökonomie Borgentreichs wenig Geld kursierte, daß man sich einmal im Jahr Rechnungen schrieb und die Ärmeren mit der Solidarität der Dorfgemeinschaft rechnen konnten, ist diese Datengrundlage eine Art Konglomerat individueller Gedächtnisse, die zu einem kollektiven Gedächtnis verschmelzen (Matter 1986:164).

Die in den Interviews hergestellte Retrospektion darf allerdings nicht verwechselt werden mit der »wirklichen« Rekonstruktion einer vergangenen sozialen Realität. Flick weist darauf hin, daß die autobiographische Stegreiferzählung nicht identisch ist mit der Biographie des Erzählenden, sondern von dessen aktueller Situation wie auch von der Erzählsituation geprägt ist (Flick 1995:156). Dies gilt sicherlich nicht nur für die »Oral History«, sondern für Geschichtsschreibung generell: Geschichte wird nicht geschrieben wie sie »war« - wer sollte das »objektiv« bestimmen können - sondern immer zurückschauend aus einer heutigen, subjektiv bestimmten Sicht. Darauf verwies bereits George Herbert Mead:

»In Geisteswissenschaft und experimentelle Methoden stellt Mead die Behauptung auf, daß die Vergangenheit ... nicht an sich Bedeutung hat, sondern daß sie ihre Bedeutung aus ihrer Beziehung auf gegenwärtiges und zukünftiges Handeln gewinnt. Es existiert keine Vergan-

genheit, die sich in ihrem reinen Sosein geistig aneignen ließe, jede Vergangenheit kann vielmehr nur aus einem aktuellen Bezugsrahmen heraus rekonstruiert werden. Daher gibt es so viele Vergangenheiten wie Perspektiven.« (Strauss 1969:31 f.)

Dank

Mein erster Dank gilt den Bäuerinnen, Bauern und Handwerkern meiner Familie, allen voran meiner Mutter und meinem Vater. Sie haben mich schon früh, und in der Folge sehr nachhaltig, mit dem Stolz der eigenständigen Produzenten beeindrucken können. Zugleich danke ich allen Interviewpartnerinnen und -partnern in Borgentreich, insbesondere dem Bauern Albert Fögen und dem leider im letzten Jahr verstorbenen Hausschlachter und Maurer Franz-Joseph Bartoldus, der diese Arbeit so gerne gelesen hätte. Beide haben mir in unzähligen Gesprächen wertvolle Informationen gegeben und mich in viele Lokalitäten eingeführt, die mir ohne sie sicherlich verborgen geblieben wären.

Besonderer Dank geht auch an meine Doktormutter Veronika Bennholdt-Thomsen für die theoretische (und praktische) Wegbereitung sowie an meine Freundin Andrea Baier für die Idee, manche Präzisierung und vieles mehr. Des weiteren danke ich meinem Zweitgutachter Hans-Dieter Evers sowie den Freundinnen in- und außerhalb des Instituts für Theorie und Praxis der Subsistenz, die mit mir die Inhalte der vorliegenden Arbeit diskutiert und mir wertvolle Hinweise gegeben haben: Brigitte Holzer, Karin Werner, Maria Mies, Gundula Kayser, Ulla Peters und last - but really not least - Claudia von Werl-hof.

Ein Dankeschön geht außerdem an Marcus Freitag für den vorzüglichen »technical support«, an Sven Mindermann von der BI »Lebenswertes Bördeland und Diemeltal«, an den Borgentreicher Ortsvorsteher Bernhard Kösters sowie an Alfred Kühnert, verschiedene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stadt Borgentreich, des Warburger Amtes für Agrarordnung, der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe in Brakel, der Handwerkskammer Ostwestfalen-Lippe zu Bielefeld und des Düsseldorfer Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik.

Zum Schluß möchte ich mich noch herzlich beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe für den Druckkostenzuschuß sowie bei der Schweisfurth-Stiftung für die Auszeichnung dieser Arbeit mit dem Forschungspreis für Ökologische Ökonomie bedanken.

1. Zur Einbettung der Ökonomie in die Gesellschaft

In dieser Arbeit geht es um die Transformation der ökonomischen Verhältnisse und des ökonomischen Handelns in einem westfälischen Dorf. Die lokale Ökonomie Borgentreichs, wie sie bis weit in die sechziger Jahre hinein bestanden hat, war im Sinne Polanyis eine eingebettete Ökonomie - die heutigen, globalisierten Dorfstrukturen wären aus seiner Sicht »disembedded«. Einen Gesellschaftsbegriff, der von Polanyi für eine makrosoziologische Ebene entwickelt wurde, auf einen dörflichen Zusammenhang anzuwenden, ignoriert nicht nur Tönnies' Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft, sondern bedarf generell der Erklärung: Es ist der hohe Grad an ökonomischer Autonomie, der aus der bäuerlichen Ökonomie eine, um Polanyis Begrifflichkeit zu bemühen, »marktlose« Gesellschaft inmitten der »Marktgesellschaft« machte. Aus diesem Grund ist es meiner Ansicht nach legitim, Polanyis theoretischen Ansatz in einem begrenzten Sinne auf die dörfliche Ebene zu übertragen, auch wenn es sich bei meinem Untersuchungsort nicht um eine abgrenzbare »Einheit« handelt.

Im folgenden soll durch eine kritische Darstellung der Polanyischen Theorie herausgearbeitet werden, inwieweit sowohl seine Dichotomisierung von Ein- und Entbettung als auch ihre Reflexion durch Vertreter der »New Economic Sociology« dazu beitragen könnten, die Unterschiede der ökonomischen Verhältnisse und des ökonomischen Handelns zwischen der lokalen Ökonomie Borgentreichs und dem heutigen weltmarktintegrierten Dorf zu sichten.

Zum Verhältnis von Ökonomie und Gesellschaft bei Polanyi

Der Wirtschaftsanthropologe und -historiker Karl Polanyi (1886-1964) geht von der These aus, daß die Wirtschaftsordnung in »nicht-marktwirtschaftlichen« Gesellschaften lediglich eine Funktion der Gesellschaftsordnung darstellt. In diesen »integrierten« Gesellschaften sei die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen in seine Sozialbeziehungen eingebettet. In der marktwirtschaftlichen Gesellschaft habe sich jedoch im Prozeß der »Großen Transformation«, dem Übergang zum

selbstregulierenden Markt³ als zentralem Steuerungsmechanismus der industriellen Produktion, die Ökonomie der Gesellschaft »bemächtigt«. Nun bestimme nicht mehr die Gesellschaft über Form, Ausgestaltung und Beschränkung ökonomischer Aktivitäten, sondern »die Ökonomie« unterwerfe »die Gesellschaft« der ihr eigenen Verwertungslogik. Die Herausbildung der liberalen Marktwirtschaft hätte erstmals zu einer »Verselbständigung« des Marktes gegenüber der Gesellschaft und damit zu einer »autonomen« Wirtschaft⁴ geführt, die die gesellschaftlichen und politischen Prozesse kolonisiere.

Diese äußerst heterogenen Metaphern von Macht und Unterwerfung, die Markt und Ökonomie als soziale Akteure, die Gesellschaft jedoch als passives Opfer beschreiben, provozieren sogleich eine zentrale Frage: Wer ist »die Gesellschaft« und was wäre dann - im Gegensatz zu ihr - »die Ökonomie«? Wenn die Gesellschaft von der Ökonomie kolonisiert wird, wäre schon eine gedankliche Trennung beider Kategorien nicht mehr möglich, weil in diesem Fall die Gesellschaft nach der Warenlogik funktioniert und sich diese somit zwangsläufig zu eigen gemacht hat.

Mit seiner Dichotomisierung von Ökonomie und Gesellschaft hat Polanyi die Kritik herausgefordert. Ihm wird vorgeworfen, beide Kategorien in unzulässiger Weise voneinander getrennt zu haben. Polanyi geht es allerdings im Gegensatz zu seinen Kritikern nicht um die Frage, ob und inwieweit Ökonomie und Gesellschaft begrifflich voneinander trennbar sind, sondern um die Unterscheidung von zwei unterschiedlichen *Gesellschaftstypen*; einem, in dem die Ökonomie in die Gesellschaft eingebettet ist - diese Ökonomie produziert zwar auch Güter für den Tausch, ist aber primär an die Lebenswelt gekoppelt bzw. an der Überlebensfähigkeit der Gesellschaftsmitglieder ausgerichtet Weil diese Ökonomie

3 Polanyis Marktbegriff wird später zur Diskussion gestellt. Grundsätzlich ist gegen den Terminus »selbstregulierender Markt« einzuwenden, daß angesichts permanenter staatlicher Interventionen zugunsten marktdominierender Unternehmen in fast allen Ländern der Welt von einem »sich selbst« regulierenden Markt strenggenommen nicht gesprochen werden dürfte. Aus diesem Grund ist der Begriff nicht als empirische, sondern als eine analytische Kategorie zu verstehen.

4 Der Kategorie Wirtschaft als autonomes, »autopoietisches« System bedient sich auch Luhmann (1984), der auf Polanyi Bezug nimmt. Im Unterschied zu Luhmann ist die Wirtschaft für Polanyi aber kein »Teilsystem«, sondern steht über ihre Dominanzfunktion in einem unmittelbaren Verhältnis zur »Restgesellschaft«. Türk schreibt, daß es nicht untypisch für die »vollständig entsoziologisierte« Systemtheorie sei, »... daß sie diejenigen Stückchen aus den Forschungen anderer herausklaubt, die sie gerade verwenden kann, daß sie aber insbesondere die kritischen Pointen abschneidet.« (Türk 1987:41)

»eingebettet« ist, ist auch die sie einbettende Gesellschaft tendenziell subsistenzorientiert. Der andere Gesellschaftstyp ist determiniert durch eine Ökonomie, die die Mehrwertproduktion zum Inhalt und Ziel hat. Diese Ökonomie ist laut Polanyi entbettet, weil die Produktion von Mehrwert nicht mit der gesamtgesellschaftlichen Interessenlage kompatibel ist, mehr noch: Sie funktioniert entgegen den Erfordernissen der Gesellschaft. Polanyi orientiert sich hier an der gebrauchswertorientierten Produktion als der »eigentlich« angemesseneren. Sein Einbettungsbegriff ist damit ein eindeutig normativer. Der Wirtschaftsanthropologe hat eine klare inhaltliche und moralische Vorstellung davon, wie eine Gesellschaft auszusehen hat und definiert auf dieser Grundlage die industrielle Gesellschaft als historische Ausnahmeerscheinung. Denn unter kapitalistischen Bedingungen erfüllt Ökonomie nicht ihre eigentliche Aufgabe, nämlich die - Polanyi beruft sich auf den aristotelischen Begriff »oikonomia« - Reproduktion größerer gesellschaftlicher Einheiten im Sinne eines Haushalts, letztlich die Versorgung der Gesellschaft mit dem zum Leben Notwendigen.

Diese Sichtweise unterscheidet ihn fundamental von seinen Kritikern und stiftet einiges an begrifflicher Verwirrung, wie noch auszuführen sein wird. Zunächst läßt sich jedoch kritisch festhalten, daß es die enge Verflechtung von »systemischer« und Handlungsebene nicht erlaubt, Ökonomie und Gesellschaft als unabhängig voneinander existierende Konstrukte zu betrachten, auch wenn sie nach Max Weber nur noch schwerlich zusammengedacht werden können. Andererseits macht beispielsweise Habermas' Unterscheidung von System und Lebenswelt, die ähnlich dualistisch angelegt ist wie Polanyis Differenzierung von Ökonomie und Gesellschaft, auf einer bestimmten Analyseebene durchaus Sinn. Die Kolonisierung der Lebenswelt durch die Subsysteme zweckrationalen Handelns, von denen Habermas spricht, findet insofern statt, als die Vorgaben der tauschwertorientierten Akkumulationsmoral den gebrauchswertorientierten Lebensbereichen permanent entgegenwirken (Habermas 1981:171ff, Gorz 1989:243ff). Wenn das gesellschaftliche Handeln zunehmend an der Akkumulation ausgerichtet ist, liegt es auf der Hand, daß die Subsistenzproduktion in der Wahrnehmung und Wertschätzung der modernen Industriegesellschaft ein marginalisiertes Dasein führt und lediglich in ihrer modernisierten Form als geringgeschätzte Hausfrauenarbeit oder in der kleinbäuerlichen Produktion existieren kann (Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983).

Der selbstregulierende Markt als Institution

Polanyi unterscheidet zwischen Gesellschaften, in denen Handel getrieben wird, und solchen, die vom *Markt als Institution* determiniert sind. Erstere nennt Polanyi - verwirrenderweise - »marktlose Gesellschaften«; letztere »Marktgemeinschaften«. Er reduziert den Marktbegriff also wie den Ökonomiebegriff auf den Aspekt der Profitrealisierung. Aus seiner Sicht bringt erst die Marktform den Markt als spezifische Institution hervor. Hierin sieht er den Grund dafür, warum

»... die Beherrschung des Wirtschaftssystems durch den Markt von entscheidender Bedeutung für die Gesamtstruktur der Gesellschaft ist: sie bedeutet nicht weniger als die Behandlung der Gesellschaft als Anhängsel des Marktes. Die Wirtschaft ist nicht mehr in die sozialen Beziehungen eingebettet, sondern die sozialen Beziehungen sind in das Wirtschaftssystem eingebettet.« (Polanyi 1978:88f.)

Eine in die sozialen Beziehungen eingebettete Wirtschaft unterscheidet sich von einem gesellschaftlichen Zusammenhang, in dem die sozialen Beziehungen in die Wirtschaft eingebettet sind, dadurch, wer, unter welchen Bedingungen und zu wessen Nutzen Entscheidungen über die Gestaltung von Produktion und Konsum trifft. Bei einer in die sozialen Beziehungen eingebetteten Wirtschaft ist es der unmittelbare Ausdruck der Beziehungen selbst, also die Subsistenzkultur, die die normativen Vorgaben für das ökonomische als soziales Handeln liefert. Intention eines solchen Handelns ist in jedem Fall die Aufrechterhaltung der sozialen Gemeinschaft⁵ - nicht zuletzt, weil sie als Ganze und nicht das individuelle ökonomische Verhalten das Überleben jedes Individuums garantiert.

In einer Gesellschaftsformation dagegen, in der die sozialen Beziehungen »dem Wirtschaftssystem«, das von der Akkumulationslogik geprägt ist, untergeordnet sind, dienen die sozialen Beziehungen nur noch mittelbar den Bedürfnissen. Vielmehr wird eine Bedürfnisstruktur produziert, die die Menschen zu »Bedürftigen« einer globalen »Zuteilungsökonomie« macht (Gronemeyer 1988). Die gegenseitige Abhängigkeit weicht einer ökonomischen Unselbständigkeit - die zum Leben notwendigen Dinge werden nicht mehr in sozial überschaubaren Zusammenhängen produziert, sondern von anonymen Marktinstanzen erworben. Interessant ist in diesem Zusammenhang Gronmeyers Unterscheidung von

5 Wenn ich im Zusammenhang mit dem Dorf von einer »Gemeinschaft« spreche, dann beziehe ich mich nicht auf den Tönnieschen Begriff von Gemeinschaft als Wesensverband und als Gegensatz zur »Gesellschaft«, sondern eher in Anlehnung an König (1956:3) auf den sozialen Zusammenhang überhaupt.

»Daseinsmacht« und »Belieferungsbedürftigkeit«. Moderne Individuen, für Gronemeyer beliefungsbedürftige Mängelwesen, könnten sich weder nehmen,

» ... was die Natur gewährt, noch können sie herstellen, was sie zum Leben brauchen. Sie müssen es sich *zuteilen* lassen unter den Bedingungen eines ungleichen Tausches. So tiefgreifend wie die Verwandlung von der Daseinsmächtigkeit zur Belieferungsbedürftigkeit und Versorgungsabhängigkeit ist, so tiefgreifend ist die Verwandlung des Zusammenlebens: An die Stelle der gemeinschaftlichen Nutzung des Landes tritt die Rivalität um die rationierten Lebens-Mitte/, der Verteilungskampf. Das Prinzip des Teilens weicht dem der Zuteilung.« (Gronemeyer 1988:32)

Beide Gesellschaftsformationen, die Marktgesellschaft und die von Polanyi so titulierte »marktlose« Gesellschaft, unterscheiden sich fundamental voneinander - nicht zuletzt aufgrund der heterogenen Ausprägungen des ökonomischen Handelns. Märkte waren seit der Steinzeit überall auf der Welt verbreitet, spielen bzw. spielten aber nicht die gleiche Rolle wie der Markt in modernen Gesellschaften. Ihre Ausbreitung unterlag der gesellschaftlichen Kontrolle. So sorgte noch im Europa des späten Mittelalters eine strenge Marktordnung für die lokale und temporäre Beschränkung des Handels. Auswärtige Kaufleute waren wegen der Protektion des regionalen Absatzes nicht zugelassen, und die Erzeugung der lokalen Güter wurde durch gesellschaftliche Institutionen gesteuert. Kulturelle Tabus und Zeremonien sorgten für die Ächtung einseitiger kommerzieller Interessenverfolgung (Ulrich 1993:93).

Im Gegensatz zur gesellschaftlich kontrollierten und beschnittenen Ökonomie einer »marktlosen« Gesellschaft wohnt der Wirtschaft einer Marktgesellschaft die Tendenz inne, sich »auf Kosten des Rests auszuweiten«, schreibt Polanyi.⁶ Damit bezieht er sich auf die Marxsche Erkenntnis, daß die Warenlogik immer mehr Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchdringt. Folgerichtig betont Polanyi, daß die Marktwirtschaft nur in einer Marktgesellschaft funktionieren kann. An dieser Stelle relativiert sich also sein Begriff von Gesellschaft als »Anhängsel« des Marktes. Polanyi definiert die moderne Marktwirtschaft als ein

6 Polanyi 1978:102. Allerdings besitzen die teils aus dem Mittelalter stammenden Marktrechte heute noch partielle Gültigkeit. Will beispielsweise ein Borgentreicher Bauer seine Produkte auf den Märkten in der Umgebung seiner Produktionsstätte verkaufen, hat er das Recht dazu. Sollte kein Platz für einen Verkaufsstand vorhanden sein, müßte ein Händler weichen, um dem Bauern Platz zu machen.

»... ökonomisches System, das ausschließlich von Märkten kontrolliert, geregelt und gesteuert wird; die Ordnung der Warenproduktion und -distribution wird diesem selbstregulierenden Mechanismus überlassen. Eine Wirtschaftsform solcher Art beruht auf der Erwartung, der Mensch werde sich so verhalten, daß er einen maximalen Geldgewinn erzielt. Sie setzt Märkte voraus, auf denen das zu einem bestimmten Preis verfügbare Angebot an Gütern (einschließlich Dienstleistungen) gleich der Nachfrage zu diesem Preis ist. Sie setzt die Existenz von Geld voraus, das in den Händen seiner Besitzer als Kaufkraft wirksam ist. Die Produktion wird dann von den Preisen bestimmt, denn die Profite jener, die die Produktion lenken, werden von diesen Preisen abhängen; die Distribution der Güter wird ebenfalls von den Preisen abhängig sein, denn Preise bilden Einkommen, und mit Hilfe dieser Einkommen werden die erzeugten Güter unter den Mitgliedern der Gesellschaft verteilt. Unter diesen Voraussetzungen wird die Produktion und Distribution von Gütern ausschließlich durch die Preise gesichert.« (Polanyi 1978:102f.)

Produktion und Distribution von Gütern unterliegen nicht mehr - wie auf einem überschaubaren und sozial beeinflussbaren Markt - den Erfordernissen, die die Kultur einer Gesellschaft im eigenen Überlebensinteresse festlegt, sondern der Regulierung durch Marktgesetze - und damit durch Gesetze, die der Markt selbst schafft - maßgeblich durch das Prinzip »Angebot und Nachfrage«, das wiederum durch die Preisbildung determiniert ist. Für Polanyi bedeutet Selbstregulierung, daß

»... die gesamte Produktion auf dem Markt zum Verkauf steht und daß alle Einkommen aus diesen Verkäufen entstehen. Dementsprechend gibt es Märkte für alle Wirtschaftsfaktoren, nicht nur für Güter ..., sondern auch für Arbeit, Boden und Geld, deren Preise jeweils Warenpreise, Löhne, Bodenrente und Zins genannt werden.« (Polanyi 1978: I03)

Der entscheidende Schritt in eine sich selbst regulierende Wirtschaft war die Verwandlung von Arbeit und Boden in Waren. Polanyi spricht von einer »Fiktion«, von einem »Markttrauma«, denn weder menschliche Arbeitskraft noch der Boden seien Waren, weil sie entweder nicht produziert würden oder wenn, wie die Arbeitskraft, dann nicht für den Verkauf. Sie würden lediglich so behandelt, als sei dies der Fall (Polanyi 1979:131f.). Doch erst durch den freien Kauf und Verkauf könnten Arbeit und Boden dem Marktmechanismus unterworfen werden; erst so entstünden sowohl Angebot als auch Nachfrage nach besagten »Waren«:

»Dementsprechend gab es einen Marktpreis für die Nutzung der Arbeitskraft, Lohn genannt, und einen Marktpreis für die Nutzung des Bodens, Bodenrente genannt. Für Arbeit und Boden wurden eigene Märkte geschaffen ... Die Warenfiktion überantwortete das Schicksal von Mensch und Natur dem Spiel eines nach eigenen Gesetzen wirkenden Automaten.« (Polanyi 1979:132)

Die gewaltsame Trennung der Produzenten von ihren Produktionsmitteln, wie Marx sie in seinen Ausführungen über die »sogenannte ursprüngliche Akkumulation« untersucht hat (Marx 1980:741ff), ist für diesen schmerzvolles, aber notwendiges Ereignis im Prozeß der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit. Ein entscheidender Unterschied zwischen Marx und Polanyi besteht darin, daß ersterer lediglich die gewaltsame *Methode* der Enteignung von Bauern und Handwerkern kritisiert; die Trennung als solche aber auf dem Hintergrund seiner evolutionistischen Geschichtsauffassung als historisch notwendigen Schritt in der Fortschrittsbewegung der Menschheit legitimiert. Polanyi dagegen vermag dem Prozeß der ursprünglichen Akkumulation keine positiven Aspekte abzugewinnen und plädiert sogar für eine »Umkehr«. Aus seiner Perspektive erscheint dieser historische Vorgang als Ausgangspunkt einer großen Katastrophe, die die Bevölkerung - zunächst Englands - sozial entwurzelte und »von ehrlichen Landleuten in eine Horde von Bettlern und Dieben verwandelte« (Polanyi 1987:61). Wesentliches Resultat der massenhaften Enteignung der Produzentinnen von ihren Produktionsmitteln ist für Polanyi, daß von nun an jegliches Einkommen aus dem Verkauf stammt und Güter ausschließlich über den Kauf zu erwerben sind. Mit dieser reduktionistischen Sicht der Marktgesellschaft sitzt Polanyi jedoch der von ihm kritisierten Ideologie selbst auf. Er übersieht die Bedeutung der subsistenzorientierten Bereiche für die Aufrechterhaltung der Warenökonomie und stellt die Warenproduktion als einzige gesellschaftliche Produktion in den Mittelpunkt seiner Analyse.

Polanyis Begriff von Warenproduktion ist aber trotz seiner Unvollständigkeit von zentraler Bedeutung, weil er die Tendenz des Kapitalismus, immer mehr Bereiche der Warenlogik zu unterwerfen, das »Motiv des Lebensunterhalts« durch das »Motiv des Gewinns« zu ersetzen, zwar nicht mit einer anderen Analyse, jedoch mit einem anderen Schwerpunkt als Marx erfaßt: Aus Polanyis Sicht ist die Warenfiktion allererste Prämisse für das funktionieren der freien Marktwirtschaft. Zugleich ist sie Voraussetzung für die Zerstörung der materiellen Grundlagen der Gesellschaft - hier zeigt sich auch die ökologische Bedeutung seiner Marktkritik.

»Die maschinelle Produktion in einer kommerziellen Gesellschaft bedeutet ... die Transformation der natürlichen und menschlichen Substanz der Gesellschaft in Waren Die von solchen Einrichtungen verursachten Verschiebungen müssen zwangsläufig die zwischenmenschlichen Beziehungen zerreißen und den natürlichen Lebensraum des Menschen mit Vernichtung bedrohen.« (Polanyi 1978:71)

Die soziale Dimension ökonomischen Handelns

Polanyis Kritik am selbstregulierenden Markt steht im engen Zusammenhang mit seiner Kritik an der neoklassischen Wirtschaftstheorie und insbesondere ihrer undifferenzierten Annahme, »der Mensch« weise eine »natürliche Neigung« zum Tausch auf. Polanyi selbst hat die Existenz von Tausch in vielen Gesellschaften westlichen und nicht-westlichen Typs dokumentiert. Am naturalistisch abgeleiteten Tauschbegriff kritisiert er jedoch, daß er eine angeblich in der »Natur des Menschen« begründete »Neigung« zur Erwirtschaftung von Profit impliziere. Bezugnehmend auf das Axiom vom »homo oeconomicus« wirft er den neoklassischen Ökonomen vor, daß sie die ihrer eigenen gesellschaftlichen Realität entspringenden Vorstellungen auf die gesamte Menschheitsgeschichte projizierten. Auch Ulrich (1993:196) weist darauf hin, daß Ricardo das Bild des homo oeconomicus als methodische Hilfsfigur entworfen habe, um die wirtschaftstheoretischen Probleme ohne die störende Einflußnahme der sozialen Realität »lösen« zu können.

Die Genese der Ökonomie als Wissenschaft ähnelt damit der der neuzeitlichen experimentellen Naturwissenschaft. Die Orientierung der Neoklassik an der Newtonschen Mechanik, an der cartesianischen Mathematik sowie an der Baconschen Methodologie führten zu einem extrem eingegengten Gesichtsfeld, das die Auswirkung ökonomischen Handelns auf soziale und ökologische Prozesse systematisch ausblendet (Meier/Schlich 1996:38). Sowohl die Natur- als auch die Wirtschaftswissenschaft wollen und können Natur und/ oder die sozial-ökonomische Realität nur noch unter verzerrten Laborbedingungen wahrnehmen. Die in diesem Kontext produzierten Maschinenmetaphern von »Natur« und »Gesellschaft« ähneln sich nicht ohne Grund: Sowohl die Natur als auch die Gesellschaft sollen aus dem Blickwinkel der modernen Rationalität als mechanistische Konstrukte beherrsch- und steuerbar sein - abgeleitet wird die Beherrschbarkeit ebenso wie die Notwendigkeit der Beherrschung dann aus den »Naturgesetzen« ihres Funktionierens selbst (Werlhof 1996). Erst Marx ideologiekritische Auseinandersetzung mit den Annahmen der klassischen Nationalökonomie machte wieder deutlich, daß ökonomische Gesetzmäßigkeiten nicht als Naturgesetze Geltung beanspruchen können (Hillmann 1983:12). Auch die Wirtschaftsanthropologie hat Polanyis Auffassung nach überzeugend dargelegt, daß beispielsweise das Naturgesetz von der menschlichen »Neigung« zum verallgemeinerten Tausch in sogenannten primitiven Gesellschaften nicht in Er-

scheinung trete - vorherrschend sei nicht die Tendenz zum Tauschhandel, sondern die Reziprozität sozialen Verhaltens (Polanyi 1978:81).

Der aus der Sozialanthropologie stammende Begriff der Reziprozität spielt in den neueren wirtschaftssoziologischen Debatten eine zentrale Rolle.⁷ Für Sahlins ist Reziprozität eine soziale Tauschbeziehung, die zwischen den Eckpunkten des (altruistischen) Geschenks und der (egoistischen) Aneignung angesiedelt ist (Sahlins 1972:191). Heinemann definiert Reziprozität als ein in Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft, also

»... in bestehenden sozialen Beziehungen wirksames Prinzip des Gebens und Nehmens, des Austausches von Leistungen und Gegenleistungen aufgrund wechselseitiger sozialer Verpflichtungen, durch das Austauschbeziehungen auch dann aufrechterhalten werden, wenn Interessen und ungleiche Verteilung der Macht verhindern könnten, daß Leistungen und Gegenleistungen sich entsprechen ...« (Heinemann 1987:323)

Reziprozität impliziert Toleranz gegenüber zeitweiligen Ungleichgewichten und die Bereitschaft, mit eigenen Beiträgen in Vorleistung zu gehen (Vanberg 1987:274f.). Da in diesem Akt der generalisierten Reziprozität sich nicht realisierende materielle Kapital wird als symbolisches Kapital verbucht (Bourdieu 1979). Anstatt nun aber die Vielschichtigkeit des ökonomischen Handelns zu erkennen und in die Analyse einzubeziehen, führt die neoklassische ökonomische Theorie das Marktgesetz auf die angeblichen Neigungen des Menschen im »Naturzustand« zurück. Hunger und Gewinnstreben als Motivation für wirtschaftliches Handeln anzunehmen, ist für Polanyi ein unangemessener Versuch, den Profitmechanismus der Marktgesellschaft mit der menschlichen »Natur« zu legitimieren. Ökonomisches Handeln sei in prä-marktwirtschaftlichen Zeiten generell in seine Sozialbeziehungen eingebettet gewesen:

»Sein Tun gilt nicht der Sicherung seines individuellen Interesses an materiellem Besitz, sondern der Sicherung seines gesellschaftlichen Rangs, seiner gesellschaftlichen Ansprüche und seiner gesellschaftlichen Wertvorstellungen. Er schätzt materielle Güter nur insoweit, als sie diesem Zweck dienen.« (Polanyi 1978:75)

Nicht zuletzt die wirtschaftsanthropologischen und -ethnologischen Forschungen belegten, daß »Hunger und Gewinnstreben« in keiner gesellschaftlichen Formation Motivation ökonomischer Aktivitäten waren. Polanyis Ausführungen sind auch an dieser Stelle mißverständlich. Denn das Streben nach sozialer Anerkennung - also die Investition in symbolisches Kapital - kann auch ökonomisch

7 vgl. z.B. Martinelli 1987, Smelser 1986, Granovetter 1985, Swedberg/Granovetter 1992 sowie die Beiträge in Heinemann (Hg.) 1987

misch motiviert sein kann. Symbolisches Kapital wird eben nicht abstrakt angehäuft, sondern mittelbar in materielles Kapital verwandelt - dies verdeutlichen analytische Kategorien wie Webers »Wertsphären« oder Bourdieus Unterscheidung von »symbolischem« und »materiellem Kapital«. Das heißt, die Sicherung des sozialen Ranges dient immer auch dem Überleben der Gesellschaft als ganzer als auch einzelner Gesellschaftsmitglieder und damit der ökonomischen Sicherheit (Bourdieu 1979:335ff). Das läßt sich deutlich an der sozial-ökonomischen Praxis in der Moral Economy Borgentreichs zeigen: Gesellschaftliches Ansehen besaßen diejenigen, die ihre ökonomischen Entscheidungen nach dem Kriterium der Subsistenzsicherung aller Dorfbewohnerinnen trafen. Dieses Ansehen war gleichzeitig erste Voraussetzung für das eigene Überleben durch ein entsprechend reziprokes Verhalten anderer.

Polanyi differenziert nicht zwischen symbolischem und materiellem Kapital, zumindest nicht explizit. Ich gehe dennoch davon aus, daß er unter »ökonomischen Motivationen« von sozialen Zusammenhängen losgelöste, individuelle Profitinteressen versteht. Auf diesem Hintergrund wird sein Versuch nachvollziehbar, soziale Handlungen zu entbiologisieren.: Der Mensch könne in bezug auf ein Wertesystem gut *oder* böse sein wie in bezug auf ein anderes. Wäre dies nicht der Fall, ließe sich die Institution der sozialen Sanktionierung von Geiz oder von individueller Profitmaximierung in Prestige-Ökonomien kaum erklären. Der entscheidende Unterschied liegt für Polanyi darin, daß die menschlichen Leidenschaften in »marktlosen« Gesellschaften nicht auf ökonomische - und damit meint er im kapitalistischen Sinne profitorientierte - Ziele Bezug nähmen. (Polanyi 1978:76)

Polanyi kritisiert insbesondere den Versuch Smiths, die gesellschaftliche Arbeitsteilung, die Notwendigkeit lokaler Märkte, folglich die Notwendigkeit des Handels sowie des aus ihm entstehenden Außenhandels und schließlich des Fernhandels aus der genannten Neigung abzuleiten. Polanyis historische und wirtschaftsanthropologische Forschungen haben jedoch das exakte Gegenteil dieser Hypothese ergeben. Lokale Märkte seien immer schon im wesentlichen Nachbarschaftsmärkte, der Ortshandel immer strikt vom Fernhandel getrennt gewesen. Niemals gingen jedoch der Binnenhandel oder der nationale Handel aus einer Ausweitung des lokalen Handels hervor. Der europäische Binnenhandel sei vielmehr durch das Eingreifen des Staates bewußt geschaffen worden (Polanyi 1978:96ff). Er ist, wie auch Ulrich (1993:93f.) betont,

» ... das durch und durch politische Ergebnis der sich durchsetzenden ökonomischen Interessen der Großkaufleute, die sich schon früh aus der lokalen Lebenswelt ,emanzipiert« hatten

und nun, geprägt vom erwachenden ‚Geist des Kapitalismus‘ (Max Weber) und auf dem Hintergrund ihrer wachsenden Macht, die schrittweise Öffnung der Binnenmärkte für den Freihandel erzwangen. Stellt der Dualismus von Fernhandel und Binnenmarkt die historische Wurzel der Abkoppelung einer systemisch integrierten Marktwirtschaft von der sozialintegrierten Lebenswelt dar, so kann im allmählichen Einbruch des Fernhandels in den lokalen Markt die Urform jeder ‚Kolonisierung‘ der Lebenswelt gesehen werden. Die Abschaffung der traditionellen Marktreglementierungen führte zur Unterordnung der städtischen Ökonomie und mit ihr der Lebenswelt unter die Ordnungsprinzipien und Funktionssimperative des >modernen<, großräumigen, ökonomisch effizienteren Konkurrenzmarktes.«

Die Debatte um Polanyis Einbettungsansatz

Mit seiner Analyse des selbstregulierenden Marktes, mit seiner Differenzierung zwischen Marktgesellschaften und »marktlosen« Gesellschaften sowie zwischen Einbettung und Entbettung hat Polanyi einen wichtigen Beitrag zur ökonomischen Theorie geleistet. Heute wird der substantivistische Ansatz primär in Teilbereichen der Wirtschaftsethik, im Kontext der in den 80er Jahren entstandenen »New Economic Sociology« und in der entwicklungssoziologischen Debatte um den Bielefelder Ansatz diskutiert. Insbesondere die letztgenannten Theoriezusammenhänge sollen mir im folgenden dazu dienen, Polanyis Einbettungskonzept, das für die Erklärung grundlegender Tendenzen in der kapitalistischen Entwicklungsdynamik erhellend ist, jedoch für eine tiefergehende Erklärung der Transformationsprozesse in Borgentreich nicht ausreicht, auf einer erweiterten Ebene zu diskutieren.

Die bisherige Theorierezeption resümierend komme ich zu dem Ergebnis, daß Polanyis Gegenüberstellung von eingebetteten und selbstregulierenden Ökonomien zunächst einen differenzierten Blick auf den Markt ermöglicht sowie ein interessantes Blickfeld für die Erklärung des sozial-ökonomischen Wandels in meinem Untersuchungsort öffnet: Eine in die sozialen Beziehungen der DorfbewohnerInnen eingebettete lokale Ökonomie wurde abgelöst durch die Gesetzmäßigkeiten des weltweit wirksamen selbstregulierenden Marktes. Polanyis Charakterisierung der modernen Marktgesellschaft als vollständig von ihren eigenen Mechanismen durchdrungen, verhindert jedoch eine präzise Analyse der sozial-ökonomischen Verhältnisse im globalisierten Dorf, denn die Ökonomie ist auch hier und heute keineswegs aus der Gesellschaft »herausgelöst«. Anders formuliert: Mit Polanyis dichotomisierender Begrifflichkeit läßt sich der

notwendige Fortbestand subsistenzorientierter ökonomischer Bereiche und Beziehungen nicht erklären. Es erscheint mir deshalb sinnvoller, Ökonomie und Gesellschaft auch für die Moderne nicht als getrennte, sondern als zusammengehörige Konstrukte anzunehmen. Dafür plädieren auch die Vertreter der »New Economic Sociology«, die aber ihrerseits die qualitativen Differenzen in den unterschiedlichen Einbettungszusammenhängen nicht berücksichtigen. Dies bleibt nicht ohne Folgen für den Erkenntnisgewinn, wie ich im folgenden herauszuarbeiten versuchen werde.

»Network analysis« contra Polanyis Kategorie des selbstregulierenden Marktes

Granovetter ist der Auffassung, daß Polanyi die angebliche Einbettung marktloser Gesellschaften sowie die Entbettung in Marktgesellschaften maßlos überschätzt habe. Er beantworte den neoliberal-utilitaristischen Glaubenssatz, ökonomisches Handeln sei nur minimal von Sozialbeziehungen beeinflusst (undersocialized or >atomized-actor< conception of human action), lediglich mit der entgegengesetzten Position (oversocialized conception).

»The embeddedness position ... sees the economy as an increasingly separate, differentiated sphere in modern society, with economic transactions defined no longer by the social or kinship obligations of those transacting but by rational calculations of individual gain. It is sometimes further argued that the traditional situation is reversed: instead of economic life being submerged in social relations, these relations become an epiphenomenon of the market.« (Granovetter 1985:482)

Granovetter setzt seine eigene Position sowohl von der neoklassischen als auch von der substantivistischen Interpretation des Marktes ab. Er geht davon aus, daß der Grad der Einbettung ökonomischen Verhaltens in sogenannten Nicht-Marktgesellschaften, vorausgesetzt, daß eine Gradation von Einbettung überhaupt möglich ist, niedriger sei als Polanyi behaupte, aber auch höher als von den Formalisten angenommen. Ironischerweise hätten die konträren Ansätze gemein, daß beide die vielfältigen Möglichkeiten des Sozialverhaltens negierten und auf diese Weise atomisierte Individuen zum Ausgangspunkt ihrer Analysen machten (Granovetter 1985:482ff). Ökonomische Handlungen sind nach Granovetter jedoch immer, also auch in der modernen Marktwirtschaft, in ein Netzwerk sozialer Beziehungen eingebettet.

Auf dem Hintergrund dieser von ihnen neu eröffneten Debatte um eine soziale Perspektive für die auf mathematischen Modellen und hypothetischen An-

nahmen basierende Ökonomie kritisieren Swedberg und Granovetter auch die wirtschaftswissenschaftlichen Bemühungen, soziale Einflüsse als die ökonomischen Handlungen »störende« auszublenden. Die künstliche Unterscheidung zwischen sozialem und ökonomischem Verhalten habe zu Begriffsverwirrungen geführt. Ökonomisches Handeln stelle jedoch ebenso eine Form sozialen Handelns dar wie ökonomische Institutionen sozial konstruiert seien (Swedberg/Granovetter 1992:6). Ökonomisches Handeln

»... is embedded in ongoing networks of personal relationships rather than being carried out by atomized actors. By *network* we mean a regular set of contacts or similar social connections among individuals or groups. An action by a member of a network is *embedded*, because it is expressed in interaction with other people.« (Swedberg/Granovetter 1992:9)

Polanyis These, daß in modernen Gesellschaften mit nicht-eingebetteten Ökonomien ausschließlich der preisbildende Markt bzw. das Angebot-Nachfrage-Schema determinierend seien, halten Swedberg und Granovetter für eine self-fulfilling-prophecy: Die industrielle Revolution hätte damit exakt den Typ von Gesellschaft hervorgebracht, den die konventionelle ökonomische Theorie voraussetze. Ein Fokus auf die unterschiedlichen sozio-ökonomischen Netzwerke zeige jedoch, daß der Grad der Einbettung sowohl in vor- als auch in industriellen Gesellschaften ständig variere (Swedberg/Granovetter 1992:10)

Für die Theoretiker der »New Economic Sociology« ist die Debatte um Ein- oder Entbettung mit diesem Statement abgeschlossen. Für meine Fragestellung ist jedoch die Untersuchung der unterschiedlichen sozial-integrativen *Qualität* verschiedener Einbettungstypen von zentraler Bedeutung.

Zur unterschiedlichen sozial-integrativen Qualität von Einbettungstypen

Polanyis begriffliche Gegenüberstellung von Reziprozität und kapitalistischem Warentausch läßt sich nicht aufrechterhalten. Elwert (1984a:509) veranlaßte sie zu der These, daß der Kapitalismus dort, wo er langfristig erfolgreich war, gerade nicht durch disembeddedness, sondern durch embeddedness gekennzeichnet sei. Die Moralökonomie bette die Marktökonomie über den Transaktionsmodus der generalisierten Reziprozität ein (Elwert 1984b:399). Ausschlaggebend ist meiner Meinung nach aber nicht die Feststellung, daß Einbettung in unterschiedlichen Gesellschaften verschiedenartig stattfindet, sondern daß differierende Typen von Einbettung unterschiedliche sozial-integrative Qualität haben: Im Unterschied zu Swedberg, Granovetter u.a. halte ich es für entscheidend, den entsprechenden gesellschaftlichen Hintergrund der »economic actions« zu be-

leuchten, um die jeweilige Art und Weise der Einbettung analysieren zu können. Es kommt also darauf an, zu erkennen, in welchem *qualitativen Verhältnis* soziale und ökonomische Beziehungen zu den sie umgebenden und determinierenden »Marktgesellschaften« bzw. »marktlosen« Gesellschaften stehen. Dafür ist es wichtig, den jeweiligen gesellschaftlichen Hintergrund zu beleuchten. Während Polanyi in erster Linie die ökonomischen Beziehungen zwischen eigenständigen Produzenten in vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen vor Augen hat, fokussiert Granovetter auf Ausschnitte einer vollkommen anderen sozialen Wirklichkeit; zum Beispiel auf einen lohnabhängigen Tankwart und seinen Kunden im nächtlichen New York der achtziger Jahre (Granovetter 1985:489). Analysiert Polanyi die Transformation ganzer Gesellschaften, beschäftigt sich Granovetter mit verschlankten networks, aus deren Funktionsdynamik er wiederum Rückschlüsse auf die Gesellschaft zieht. Spricht Polanyi von den Auswirkungen des Prozesses der Enteignung der Produzenten von ihren Produktionsmitteln, beobachtet Elwert Menschen, die ihre Abfälle nicht auf die Straße, sondern in Papierkörbe werfen und sich damit in »generalisierter Reziprozität« üben.

Network analysis thematisiert konkrete Interaktionen von Individuen und Gruppen - der Einfluß, den die vergesellschaftete Marktlogik auf die Ebene des Handelns haben könnte, berührt ihr Interesse wenig. Granovetter versucht im Gegenteil, eine Handlungstheorie in die ökonomische Theorie zu integrieren, indem er die Strukturanalyse verläßt und sie auf diese Weise von der Ebene des Handelns trennt. Das führt zu einem der Beliebigkeit offenen Begriff von Einbettung, und mittelbar auch von Moralökonomie, der die Unterschiede nivelliert, die zum Beispiel zwischen einer arbeitslosen Industriearbeiterin im spätkapitalistischen Denver und einem in funktionierende lokalökonomische Zusammenhänge eingebundenen eigenständigen Produzenten existieren. Swedberg und Granovetter definieren zwar den Terminus »networks«, vermeiden aber eine präzise Klärung des Begriffs »economic action«. Diese begriffliche Unschärfe ermöglicht es ihnen, qualitative Unterschiede zwischen verschiedenen Arten ökonomischer Handlungen gar nicht erst zu thematisieren. Es besteht jedoch eine erhebliche Differenz zwischen den untrennbar ökonomisch *und* sozial determinierten Beziehungen eines Kleinbauern und eines Dorfbackers, der vom Bauern das Getreide verarbeitet und weiterverkauft und dem Verhältnis zwischen einem städtischen Bankangestellten und einem Tankstellenwart, deren »ökonomische Beziehung« sich darauf beschränkt, Geldscheine auszutauschen. Erstere sind voneinander ökonomisch abhängig, was ihre Sozialbeziehungen unaus-

weichlich prägt; letztere sind jedoch nur vermittelt über unsichtbare Zwischenglieder verbunden. Ihre Sozialbeziehung ist entökonomisiert, weil beide ein Einkommen beziehen, das es ihnen ermöglicht, unabhängig voneinander zu wirtschaften.

Die network-analysis beruht auf einer im Vergleich zu Polanyis Einbettungsansatz primär methodisch und weniger inhaltlich-normativ begründeten Kategorienbildung. Damit ist sie für die im Zusammenhang dieser Arbeit wichtige Differenzierung zwischen den vom jeweiligen gesellschaftlichen Rahmen abhängigen Bedeutungen ökonomischen Verhaltens nur bedingt zu gebrauchen. Das ist allerdings auch nicht ihre Intention. Die aktorenbetonte Netzwerkanalyse ist durchaus in der Lage, das Blickfeld für ökonomisches Handeln zu erweitern, allerdings findet diese Analyse auf einer anderen Ebene statt als bei Polanyi. Das Problem ist, daß die unterschiedlichen Analyseebenen vermischt werden, ohne als solche benannt zu sein. Damit ist zugleich eine Ursache des zentralen Mißverständnisses von Polanyis Kritikern aus der »New Economic Sociology« benannt: der nicht geklärte Ökonomiebegriff. Denn Ökonomie und damit auch ökonomisches Handeln hat in einer subsistenzorientierten, oder, wie Polanyi sagen würde, »integrierlen« Gesellschaft eine gänzlich andere Bedeutung als in der Marktwirtschaft: Folgt erstere tendenziell der Subsistenzlogik, orientiert sich letztere an der Maßgabe des Äquivalententauschs auf anonymen Märkten. In der kapitalistischen Organisation der Produktion geht es nicht einmal en passant um die Subsistenzsicherung - sie ist überhaupt nicht zu Konsumtionszwecken gedacht. Rosa Luxemburg beschreibt sie als eine reine Wertproduktion. Nur diejenigen Produkte werden hergestellt,

»... die sichere Aussicht haben, realisiert, gegen Geld ausgetauscht zu werden ... Profit als Endzweck und bestimmendes Moment beherrscht hier also nicht bloß die Produktion, sondern auch die Reproduktion, d.h. nicht nur das Wie und Was des jeweiligen Arbeitsprozesses und der Verteilung der Produkte, sondern auch die Frage, ob, in welchem Umfange und in welcher Richtung der Arbeitsprozeß immer wieder von neuem aufgenommen wird ... « (Luxemburg 1923:3f.)

Die Konsumtion ist zwar unumgänglicher Bestandteil des Verwertungsprozesses, aber im Grunde ein »Umweg vom Standpunkte des eigentlichen Beweggrundes« (Luxemburg 1923: lüf.). Das durch das Auseinanderklaffen von Konsumtion und Produktion ermöglichte Desinteresse der Produzenten an ihren eigenen Produkten ist dadurch verursacht, daß die Produkte selbst nicht an den Gebrauchswert geknüpft, sondern auch

»... für den Produzenten bzw. die verschiedenen Funktionsträger einer warenproduzierenden Einheit entsinnlicht (sind) zu jenen abstrakten ‚Arbeitsgallerten< schon in ihrer stofflichen Gestalt und im Prozeß von deren Hervorbringung, da sie ja nichts sind als potentielles Geld.« (Kurz 1991:101)

Wenn es also, wie Luxemburg schreibt, für den Einzelkapitalisten - und letztlich auch für den einzelnen Lohnarbeiter - gleichgültig ist, ob er Lebensmittel oder Todesmittel, Fleischkonserven oder Panzerplatten produziert (Luxemburg 1923:373), dann weist die kapitalistische Warenproduktion eine Tendenz zur Entbettung auf, was jedoch zugleich nicht »Verlust« des Sozialen impliziert, wie Polanyis Terminologie nahelegt. Vielmehr wird das Soziale der Akkumulationslogik untergeordnet. Sie wird tendenziell identisch mit der Akkumulationsmoral, oder, wie Werlhof (1993:1020) formuliert: »Die Gesellschaft selbst ist der Markt und der Markt ist die Gesellschaft.«

In diesem Satz findet sich die Auflösung des Polanyischen Rätsels der Zuordnung von Ökonomie und Gesellschaft. Der Beweggrund der modernen Ökonomie ist die von Inhalten abstrahierende Produktion von Tauschwerten - und die auf Tauschwerte fixierte Zweckrationalität wird in der ökonomischen Theorie, aber eben nicht nur dort, zur gesellschaftlichen Rationalität schlechthin (Filli u.a. 1994:30). Grundlage des gesellschaftlich verallgemeinerten ökonomischen Rationalitätsbegriffs ist die Unterstellung prinzipiell grenzenloser menschlicher Bedürfnisse; sie sind der Grund allen Wirtschaftens, denn den endlosen Bedürfnissen stehen knappe Güter gegenüber.

Die »Vermarktwirtschaftlichung des Handelns auch in anderen gesellschaftlichen Subsystemen als dem der Wirtschaft« (Altvater/Mahnkopf 1996:121) erreicht zugleich immer mehr Nischen und »kolonisiert die Lebenswelt« (Habermas 1981). Der Lebensrhythmus wird weltweit vom Rhythmus des Geldes und der »Notwendigkeit« seiner Vermehrung bestimmt:

»Die Laufzeiten von Krediten bestimmen den Rhythmus des globalen Zeitregimes. Fälligkeiten von Schulden - und nicht mehr Erntezyklen wie in der Agrargesellschaft oder Umschlagszeiten des fixen Kapitals wie in der ‚großen Industrie< - definieren den Aktionshorizont und die Periodizität der Zyklen im globalisierten Finanzkapitalismus.« (Altvater/Mahnkopf 1996:120)

Mit der Transformation der Akkumulationslogik in die Akkumulationsmoral wird das »tendenziell Entbettende« »eingebettet«, also integriert - dies allerdings auf dem Hintergrund einer anderen Ökonomie, einer anderen gesellschaftlichen Moral und anderer Inhalte. Sowohl die Warenproduktion als auch die Subsistenzproduktion sind von daher immer in ihren jeweiligen gesell-

schaftlichen Rahmen eingebettet - für letztere ist es jedoch von entscheidender Bedeutung, ob sie in eine Subsistenz- oder in eine Marktgesellschaft eingebettet ist. Gewandelt hat sich also nicht in erster Linie das Verhältnis von Ökonomie und Gesellschaft, wenn man die beiden Kategorien überhaupt voneinander getrennt denken will, sondern das Ziel der Ökonomie und damit die inhaltliche Bestimmung des interdependenten Verhältnisses beider. Mit anderen Worten: Die Gesellschaft hat die Zweckrationalität »kulturell verinnerlicht«. Aus diesem Grund ist es sinnvoller, nicht die Diskontinuität zwischen vormoderner und moderner Gesellschaft zu betonen, sondern ihre Kontinuität herauszustellen (Bennholdt-Thomsen 1994:230ff).

Entbettung als historischer Prozeß

Die network-analysis ermöglicht es nur sehr begrenzt, Aussagen über Qualität und Inhalt der Beziehungen und damit notwendig über den sozio-ökonomischen Hintergrund zu treffen, auf dem sie stattfinden. Vor allem ermöglicht sie diese Aussagen nicht im historischen oder anthropologischen Vergleich, den Polanyi präferiert. Sie richtet sich lediglich im formalistischen Sinne auf die theoretische Erweiterung des Instrumentariums der eigenen - defizitären - Disziplin.

Auch in einem weiteren Punkt argumentieren die Netzwerkanalytiker an Polanyi vorbei: Der Wirtschaftsanthropologe hat nie behauptet, daß ökonomisches Handeln als solches entbettet, sondern daß die Wirtschaft der modernen Marktgesellschaft nicht mehr in die sozialen Beziehungen eingebettet sei. Wenn Polanyi sagt, daß sich die Ökonomie »verselbständige«, dann bewegt er sich in seiner Argumentation nicht auf der Ebene einzelner Akteure ökonomischer Handlungen, sondern spricht von dem historischen Prozeß der Trennung der Produzenten von ihren Produktionsmitteln und damit von Inhalt und Ziel des ökonomischen Prozesses generell. Entbettung der Ökonomie ist für Polanyi das historische Ereignis der Kapitalisierung von Arbeit und Boden. Sowohl die menschliche Arbeitskraft als auch die natürlichen Ressourcen werden ihrer überwiegend gebrauchswertorientierten Bestimmung beraubt und dem selbstregulierenden Markt preisgegeben. Insofern schuf die Marktwirtschaft einen neuen Gesellschaftstypus (Polanyi 1979:133). Polanyi fokussiert also auf die Entwicklungsdynamik des marktregulierten »Systems« und dessen Implikationen für die sozialen Verhältnisse - und keineswegs auf das individuelle Verhalten als solches. Seine Analyse des Wirtschaftssystems als »disembedded« wird von daher nicht durch die empirische Beobachtung widerlegt, daß auch in einer Marktgesell-

schaft nicht profitorientierte bzw. auf Vertrauen und Gegenseitigkeit basierende Beziehungen zwischen Menschen oder zwischen kooperierenden Unternehmen vorkommen, wie Granovetter und auch Coleman (1988) einwerfen. Die Analyse verliert allerdings durch die Vernachlässigung der nicht-marktförmigen Verhältnisse an argumentativer Schärfe - das wird insbesondere bei der noch folgenden Konfrontation von Polanyis Markt- bzw. Ökonomiebegriff mit dem Bielefelder Ansatz deutlich. Denn daß Polanyis Bestimmung des Marktes auch unter Berücksichtigung historischer Aspekte von »theologischer Definitionsfreude« zeugt, darauf verwies bereits Braudel (1986a:242ff).

Soziale Marktwirtschaft als Moral Economy?

Auch in Kohlis These von der sozialen Marktwirtschaft als »Moral Economy« geht es um den Versuch, die sozialen Verflechtungen der Ökonomie herauszustellen - hier führt die mangelnde Analyse der unterschiedlichen sozial-integrativen Qualitäten von Einbettung jedoch zu »falschen« Schlußfolgerungen. Kohlis Einwände gehen in eine ähnliche Richtung wie Swedbergs und Granovettters - er argumentiert aber nicht auf der Handlungs-, sondern auf der Systemebene und kommt damit methodisch Polanyis Kategorienbildung näher. Kohli beschreibt die industrielle Marktökonomie als

»... eine neue Form der ökonomischen Organisation ..., die ihre eigene Moralökonomie hervorbringt, auf die sie für ihr Funktionieren angewiesen ist. Die Marktökonomie ist mit anderen Worten nicht dekontextuiert, sondern bedarf ebenso einer Einbettung.« (Kohli 1987:396)

Kohli begründet seine These theoretisch mit Durkheims Analyse der Arbeitsteilung und empirisch mit dem sozialstaatlichen Rentensystem. Heute sei nicht ein Kollaps der Moralökonomie zu beobachten, sondern eine Verlagerung des moralischen Konflikts vom Konsummarkt zum Arbeitsmarkt. Der Konflikt betreffe nicht mehr den Preis der Güter - wie in den Preisrevolten der von Thompson analysierten englischen Unterschichten - sondern den gerechten Lohn für Arbeit bzw. die gerechte »Entlohnung« des Ruhestandes. Insofern schaffe die Sozialversicherung eine »neue Moralökonomie«, in der das Empfangen legitim sei, weil es als verdienter Ausgleich für frühere Arbeitszeiten gelte (Kohli 1987:409). Auch die »neue industrielle Moralökonomie« zeichne sich durch Reziprozität aus. Leistungen und Gegenleistungen des »Generationenvertrags« seien nicht genau festgelegt und bedürften von daher eines gewissen Vertrauens

in das staatliche System - ein eindeutiger Indikator für Reziprozität. Der Ruhestand stelle ein zentrales Element der Moralökonomie dar und sei sogar

»... eine bessere Grundlage für (die) Moralökonomie .. als andere Formen, die auf familiärer Solidarität beruhen. Das moralische Universum ist nicht mehr das Verwandtschaftsnetz oder ... die lokale Gemeinschaft, sondern der neue Nationalstaat ...« (Kohli 1987:399)

Vertrauen in das staatliche Sozialsystem gilt Kohli also als Indikator für Reziprozität. Reziprozität, so scheint es, schlägt sowohl eine Brücke zwischen Polanyis Einbettungsansatz und neueren Netzwerkanalysen als auch zwischen »modernem« und »traditionalem« Handeln. Jedoch übersieht Kohlis Analyse die historische Relativität von Sozial- oder Wohlfahrtsstaaten, deren Anzahl sich derzeit reduziert statt erweitert. Heute »muß sich die deutsche Rente auf dem Weltmarkt behaupten« (Die ZEIT, 5.4.1996). Zehn Jahre nach Erscheinen von Kohlis Aufsatz versucht ein krisengeschüttelter Bundessozialminister den Bürgern zu vermitteln, daß sie ihre Hoffnung auf eine staatliche Vollrente aufgeben und sich um eine private Altersvorsorge kümmern sollen - dem Vertrauen in die »reziproke Gegenleistung« Rente ist damit die Grundlage entzogen. Leistung und Gegenleistung, die Grundbestandteile der Reziprozität, klaffen eindeutig auseinander. Der Sozialstaat westlichen Typs, steht zunehmend unter dem Druck der »Standortkonkurrenz« und ist von daher nur noch schemenhaft von den Unternehmen zu unterscheiden, die er im Lande zu halten sucht. Die internationale Wirtschaftspolitik, so Ramonet, findet längst nicht mehr in den Parlamenten souveräner Nationalstaaten statt, sondern in rechtsfreien Räumen, in denen das Schicksal der Weltbevölkerung verhandelt werde. In diesen Räumen, so schildert Ramonet (1995:19) anschaulich,

»... gibt es keinen Gesellschaftsvertrag, hier gibt es weder Sanktionen noch Gesetze, außer denen, die seine Protagonisten zu ihrem größten Profit willkürlich festlegen.«

Wenn es den Staat als Sozialstaat möglicherweise nicht mehr lange gibt, und es ist zumindest nicht utopisch, dies anzunehmen, dann gibt es auch niemanden mehr, von dem eine Gegenleistung erwartet werden kann. Daraus kann nur der Schluß gezogen werden, daß der aus seinem ursprünglichen Kontext einer Subsistenzgesellschaft losgelöste und von ihr abstrahierende Reziprozitätsbegriff auf einen unüberschaubaren sozialen Zusammenhang wie den Nationalstaat nicht anwendbar ist. Man könnte zwar einwenden, daß das Verhältnis von Sozialstaat und sozialleistungsempfangenden BürgerInnen zumindest innerhalb eines begrenzten historischen Zeitraums ein reziprokes gewesen ist, vorausgesetzt daß Menschen mit Institutionen überhaupt in einem reziproken Verhältnis stehen

können. Diese Interpretation würde jedoch nicht berücksichtigen, daß reziproke Beziehungen sich gerade dadurch auszeichnen, daß die Gegenleistung - wann und durch wen auch immer - erbracht werden muß und somit das Vertrauen in ihre Erfüllung rechtfertigt. Die Gefahr, daß der Staat Gegenleistungen nicht erbringt, ist immer gegeben - und das ist der Grund, warum monetäre und letztlich abstrakte Verhältnisse wie die zwischen »Staat und Bürgern« nicht reziprok sein können. Reziprozität steht vielmehr für einen hohen Grad an Konkretheit und Überschaubarkeit. Der Staat kann sich aber als abstraktes Gebilde niemandem verpflichtet »fühlen«. Nicht zuletzt die Tatsache, daß der Staat einem monetären Kalkül unterworfen ist, läßt die Bildung von Vertrauen in ihn - Luhmann (1984) nennt das par,send »Systemvertrauen« - zu einer sozial nicht kontrollierbaren Angelegenheit werden.

Als Fazit aus der Auseinandersetzung mit Kohlis Interpretation des Sozialstaats als Moralökonomie ist einmal mehr festzuhalten, daß es keineswegs unbedeutend ist, den jeweiligen gesellschaftlichen Hintergrund von moralökonomischen Handlungsweisen zu berücksichtigen, um nicht den gleichen Fehler zu begehen wie Polanyi selbst, der mit seinen Kategorien einen wesentlichen Teil der Realität ausblendet, wie im folgenden weiter diskutiert werden soll.

Markt ohne Subsistenz - Subsistenz ohne Markt?

Polanyis Kategorie des selbstregulierenden Marktes resultiert aus seiner partiell problematischen Analyse der warenproduzierenden Gesellschaft. Mit dem auf Luxemburg und Wallerstein basierenden »Bielefelder Ansatz«, der den Kapitalismus als Verflechtung von Subsistenz- und Warenproduktion beschreibt, wäre es aber möglich, die Polanyische Analyse in einem konstruktiven Sinne zu erweitern. So stellt Schrader (1995:8) fest, daß bereits Polanyis Zuordnung des substantivistischen Verständnisses zur Analyse marktloser Gesellschaften und des formalistischen zur Analyse von Marktgesellschaften falsch sei:

»Das Vorherrschen des Tauschmusters ‚Marktaustausch‘, das er (*Polanyi, d. A.*) mit der Durchsetzung des selbstregulierenden Marktes assoziierte, ließ ihn auf die Entbettung der Wirtschaft aus der Gesellschaft und die Dominanz der Wirtschaft über die Gesellschaft schließen. Ab diesem Zeitpunkt übernahm er unkritisch die herrschenden neoklassischen Paradigmata, also die formalistische Analyse.« (Schrader 1995:9f.)

Auch in der »Dritten« Welt, so argumentiert Schrader auf dem Hintergrund des Weltsystemansatzes, habe eine Große Transformation stattgefunden. Polanyi sei

es nicht gelungen, die Verflechtung der unterschiedlichen Produktionsverhältnisse unter der *einen* Produktionsweise zu erkennen, weil auch er Kapitalismus mit der Verallgemeinerung des Lohnarbeit-Kapital-Verhältnisses gleichsetze. Diese Gleichsetzung bedingt, daß Polanyi den Prozeß der sogenannten ursprünglichen Akkumulation als historisch abgeschlossen betrachtet und damit seine Bedeutung als notwendig fortgesetzten Prozeß (Luxemburg 1923, Werlhof 1983a) nicht wahrnimmt. Für Polanyi sind mit dem historisch einmaligen Prozeß der Trennung der Produzentinnen von ihren Produktionsmitteln die Bedingungen für das Funktionieren des Kapitalismus geschaffen: Nach seiner Meinung wird in der Marktgesellschaft keine Einkommensbildung mehr zugelassen, die nicht durch Verkäufe entsteht. Damit vernachlässigt er das Problem der Aneignung der Märkte durch außerökonomische Mittel; durch Kriege, Raub und widerrechtliche Enteignungen, die bis heute die Geschichte der warenproduzierenden Weltgesellschaft begleiten - die Hinrichtung des nigerianischen Anti-Shell-Aktivistin Ken Saro Wiwa ist dabei nur ein Beispiel unter vielen.

Ist erst einmal der selbstregulierende Markt geschaffen, so Polanyi, haben sich alle Beziehungen in Warenbeziehungen verwandelt. In seiner Theorie gibt es entweder eine Gesellschaft von Warenproduzentinnen, die ihrer Produktionsmittel beraubt sind und ausschließlich für den selbstregulierenden Markt produzieren *oder* eine Gesellschaft von SubsistenzproduzentInnen, die ausschließlich Gebrauchswerte herstellen und gebrauchswertorientiert tauschen. Diese reduzierte Analyse der Produktionssphäre ist unter anderem Polanyis exklusivem Interesse an der Distribution geschuldet. Bereits Rosa Luxemburg analysierte jedoch, daß die kapitalistische Akkumulation zu ihrer Bewegung sogenannter nichtkapitalistischer⁸ sozialer Formationen als ihrer Umgebung bedarf (Luxemburg 1923:287f.). Von diesen Formationen »lebe« er,

»... genauer gesprochen, von dem Ruin dieser Formationen, und wenn er des nichtkapitalistischen Milieus zur Akkumulation unbedingt bedarf, so braucht er es als Nährboden, auf

8 Die Frage, ob es sich bei den Kolonien des Kapitals um »nicht kapitalistische Formationen« oder genuine Bestandteile der kapitalistischen Produktionsweise handelt, ist in der Produktionsweisendebatte ausführlich behandelt worden (vgl. Amin 1975, Meillassoux 1978, Werlhof 1978, Frank 1979, Bennholdt-Thomsen 1981). Luxemburg ging davon aus, daß der Kapitalismus mit der Zerstörung aller »nichtkapitalistischen Produktionsformen« seinen eigenen Untergang vorbereitet (Luxemburg 1923:396f.). Daß innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise unter Verhältnissen produziert werden kann, die eine fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation auch dann noch ermöglichen, wenn längst alles Vorkapitalistische zerstört ist, erschien ihr undenkbar.

dessen Kosten, durch dessen Aufsaugung die Akkumulation sich vollzieht.....Ohne sie kann die Akkumulation des Kapitals nicht vor sich gehen, die Akkumulation besteht aber, von dieser Seite genommen, im Zernagen und im Assimilieren jener.....Nur im ständigen fortschreitenden Zerbröckeln jener sind die Daseinsbedingungen der Kapitalakkumulation gegeben.« (Luxemburg 1923:334f.)

Bis heute hat die »Standardökonomie« keine Notiz davon genommen, daß der Gegenstand ihrer Disziplin, die Geld- und Erwerbswirtschaft, keineswegs identisch ist mit der Welt, aus der die Wirtschaft ihren Nutzen zieht (Binswanger 1991:86). Da in der industriell organisierten Maximierungswirtschaft nur das Wert erhält, was Tauschwert besitzt, werden exakt die Tätigkeiten aus dem ökonomischen Diskurs ausgeklammert, die eigentlich wertschaffend sind (Filli u.a. 1994:30f.). Die Basis erscheint als vemachlässigenswerte Marginalie. Die fortschreitende Enteignung der unmittelbaren Produzentinnen von ihren Produktionsmitteln hat aber nicht die >>Abschaffung« der Subsistenzproduktion zur Folge. Sie wird »lediglich« ihrer Autonomie beraubt, mit der Warenproduktion verknüpft und auf diese Weise den Verwertungsbedingungen des Kapitals unterworfen. Der Zerstörung der Subsistenzproduktion als gesellschaftlich dominante Produktion folgt ihre Rekonstruktion als marginales Produktionsverhältnis im Kapitalismus. Dieser Rekonstruktionsprozeß ist in erster Linie ein Feminisierungsprozeß, das heißt, die Unterordnung der Subsistenzproduktion unter die Warenproduktion ist ein historischer Prozeß mit geschlechtlichem Charakter, der zu einer weltweit durchgesetzten sozialen Deklassierung der heute in erster Linie für die Subsistenzproduktion zuständigen Frauen geführt hat (Bennholdt-Thomsen 1981, Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983). Das wiederum bedeutet, daß die von Polanyi geforderte »Wiedereinbettung« der Ökonomie in die Gesellschaft eine »Befreiung« der in die kapitalistische Logik eingebetteten Produktions- und Lebensbereiche voraussetzen müßte, denn: Die Subsistenzproduktion gehört zwar notwendig zum Kapitalismus dazu, aber sie folgt einer anderen Logik als die sie umgebende, »dominante« Warenproduktion. Ökonomisches Handeln ist demnach immer eingebettet, wird aber dann, wenn es subsistenzorientiert ist, durch die entbettende Tendenz der Warenproduktion vieler seiner Facetten beraubt. Die Grenzen, die der Subsistenzproduktion in warenproduzierenden Gesellschaften gesteckt sind, werden immer enger, denn die Warenproduktion untergräbt exakt die Lebens- Arbeits- und Naturverhältnisse, die sie alimentiert. Dieser Widerspruch verursacht die sich verschärfenden Überlebensbedingungen weltweit. Dies zeigen die zunehmenden Verelendung-

stendenzen im Süden ebenso wie das Verschwinden von kleinem Handwerk und kleinbäuerlicher Produktion im Norden.

Exkurs: Ein anderer Umgang mit Geld oder: Produktion für die Verschwendung in Juchitan

Polanyis reduzierter Kapitalismusbegriff ist zugleich ein reduzierter Ökonomiebegriff. So bezeichnet er ökonomische Handlungen, die nicht der Sicherung des individuellen Interesses an materiellem Besitz, sondern der Konsolidierung des gesellschaftlichen Ranges oder des sozialen Prestiges gelten, als von nicht-ökonomischen Motiven getragene (Polanyi 1978:75). Seine Sichtweise wurde vom Ansatz der »Moral Economy« übernommen, der wiederum den Produzenten einer bäuerlichen Gesellschaft laut Popkin zu viel Gemeinschaftssinn und zu wenig Eigeninteresse unterstellt (Popkin 1979). Diesen (westlichen) Diskurs über Geld kritisieren Parry und Bloch. Er reflektiere das Zahlungsmittel einseitig als »Gift«, das Gemeinschaft zerstöre, menschliche Beziehungen persönliche und qualitative Differenz auf quantitative Unterschiede reduziere. Der Einfluß des Geldes sei jedoch differenzierter zu interpretieren als bislang geschehen.

»The problem seems to be that for us money signifies a sphere of ‚economic‘ relationships which are inherently impersonal, transitory, amoral and calculating. Where it is not seen as a separate and amoral domain, where the economy is ‚embedded‘ in society and subject to its moral laws, monetary relations are rather unlikely to be represented as the antithesis of bonds of kinship.« (Parry/Bloch 1989:9)

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Bennholdt-Thomsen u.a. in einer Studie über die mutterrechtliche und subsistenzorientierte Ökonomie der zapotekischen Kleinhändlerinnen von Juchitan, einer Stadt im Süden Mexikos.⁹ Juchitan ist ein Beispiel dafür, daß eine hochgradig »durchökonomisierte« Gesellschaft, in der alle sozialen und kulturellen Handlungen immer einen ökonomisch konnotierten Hintergrund haben, nicht zwangsläufig eine an individueller Profitmaximierung

9 Bennholdt-Thomsen (Hg.) 1994, Holzer 1995. Die Arbeiten beruhen auf einem von der DFG geförderten Feldforschungsprojekt, das von 1990 bis 1992 in Juchitan durchgeführt wurde und in dem auch ich gearbeitet habe. Juchitan ist also kein willkürlich gewähltes Beispiel. Vielmehr mir dient der Vergleich zwischen den unterschiedlichen Subsistenzgesellschaften in Juchitan und Borgentreich, der auch an anderen Stellen noch gezogen wird, dazu, differierende Formen von Einbettung aufzuzeigen.

orientierte Gesellschaft sein muß. In Juchitan garantieren auffallenderweise die ökonomische Macht und die soziale Präsenz der Frauen, daß die gesamte Bevölkerung ökonomisch unabhängig und in relativem Wohlstand lebt sowie die zapotekische Kultur im wesentlichen fortbesteht. In Juchitan, obwohl inmitten der Moderne angesiedelt, herrscht ein anderer gesellschaftlicher Umgang mit Geld; einer der die weibliche Autonomie bewahrt (Bennholdt-Thomsen 1994:29). Hintergrund des juchitekischen Umgangs mit Geld ist eine Ökonomie, die an der Aufrechterhaltung der lokalen Marktbeziehungen und damit an der Aufrechterhaltung der kulturellen und sozialen Beziehungen orientiert ist. Die zapotekische Art und Weise mit Geld umzugehen, stärkt die Verrichtungen für das tägliche Überleben und damit die soziale Position von Frauen (Bennholdt-Thomsen 1994:38ff). Keine Zapotekin und kein Zapoteker würde jedoch - auf einer ideologisch begründeten Meta-Ebene behaupten, sie oder er verfolge nicht ihr Eigeninteresse, oder gar, das Handeln sei moralisch besonders hochstehend. Nicht das individuelle Moralempfinden, sondern die Orientierung an kulturellen Normen, die die lokale Ökonomie stärken, halten eine relativ wohlhabende und von nationalen und internationalen Märkten weitgehend unabhängige Gesellschaft lebendig.

Tauschbeziehungen sind in Juchitan keine anonymen, sondern Beziehungen zwischen biologischen oder rituellen Verwandten, Nachbarn und Freunden. Die Warenordnung spiegelt also eine soziale Ordnung wider, man kann auch sagen, daß die Subsistenzproduktion nicht von der Marktproduktion getrennt ist (Holzer 1995:63;88). Der über Geld vermittelte Tausch steht den Sozialbeziehungen nicht in antagonistischer Weise »gegenüber« oder bedroht sie; er hält sie im Gegenteil sogar aufrecht, ist Teil ihrer materiellen Basis. Das bedeutet, daß Geld keinen abstrakten Wert erhält, sondern den sozialen Verhältnissen als Tauschmittel untergeordnet bleibt (Holzer 1995:40).

Subsistenzorientierter Handel bedeutet auch, daß die gehandelten Waren zu einem großen Teil aus der heimischen Produktion stammen und somit eine eigenständige lokale und regionale Warenzirkulation zwischen Produktion, Handel und Konsum existiert. Das wichtigste Prinzip des Handels ist, daß eine Juchiteca bevorzugt bei einer Juchiteca kauft. Dieses Verhalten, das auf der hohen Wertschätzung der eigenen ethnischen Gruppe (Zapoteken) und der von ihr hergestellten bzw. gehandelten Produkte beruht, führt letztlich dazu, daß sich der lokale Markt nur begrenzt dem mexikanischen und internationalen Warenangebot sowie auswärtigen Händlern öffnet. Es hat unterschiedliche Versuche von seiten der mexikanischen Behörden und internationalen Konzernen gege-

ben, auch in Juchitan Supermarktfilialen zu eröffnen. Jedoch ohne Erfolg. Die Zapoteken gehen davon aus, daß die im Supermarkt angebotenen Waren nicht nicht von Qualität sein können: Schließlich stammen sie nicht aus (der Gegend von) Juchitan. Es ist letztlich dieses unerschütterliche ethnische Selbstbewußtsein, das die Ökonomie der Reziprozität ermöglicht, und erst Gegenseitigkeit garantiert das wirtschaftliche Überleben nicht nur der Gesellschaft im allgemeinen, sondern auch eines jeden Gesellschaftsmitglieds, was allerdings nicht bedeutet, daß alle gleich viel oder gleich wenig besitzen würden. Aber auch die, die nur eisgekühltes Melonenwasser auf dem Markt verkaufen, verfügen über ein gesichertes Einkommen. Diese Form der internen Umverteilung über den Markt funktioniert so lange, wie die Wasserverkäuferin zumindest einen Teil ihres verdienten Geldes unmittelbar wieder in die Geldzirkulation einfließen läßt, etwa dadurch, daß sie ihr Mittagessen bei einer der Marktköchinnen einnimmt. Die Köchin wiederum kauft ihre Rohstoffe bei der Gemüsehändlerin und die investiert ihre Überschüsse in ein goldenes Armband, das sie ebenfalls auf dem Markt ersteht. Alle sind von allen abhängig; niemand ist jedoch von abstrakten Ökonomie-Gesetzen oder den unkontrollierbaren Schwankungen des Weltmarktes abhängig.¹⁰ Solange die zapotekische Ehre, bei Zapotekinnen zu kaufen, aufrechterhalten bleibt, kann die lokale Ökonomie überleben und ist der subsistenzorientierte Markt im Gegensatz zum warenfixierten Markt niemals gesättigt, denn die Subsistenz muß täglich neu hergestellt werden. Obwohl zweifelsohne Überschüsse erwirtschaftet werden, werden diese nicht ausschließlich individuell angeeignet oder in ortsfremdes Kapital investiert und damit den regionalen Kreisläufen entzogen, sondern für die Güter ausgegeben, die die Kultur selbst definiert: Gold als Altersanlage und Festschmuck, prestigesteigernde Feste, Essen, Festkleidung etc. - alles Güter und Dienstleistungen, die zu einem hohen Anteil von den ZapotekInnen vor Ort hergestellt werden. Der größte Teil der Überschüsse fließt ohne Umwege zurück in die lokale Ökonomie.

Juchitan ist inmitten der Modeme, also inmitten eines weltweit verallgemeinerten selbstregulierenden Marktsystems angesiedelt. Laut Polanyi dürfte dieser Ort also strenggenommen ebensowenig existieren wie die lokale Ökonomie Borgentreichs, die noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg Bestand hatte. Die Fortexistenz von im modernen Sinne »nicht marktförmig« Gesellschaften

10 Obwohl einige Männer des Ortes in den Erdölraffinerien der nahegelegenen Hafenstadt Salina Cruz arbeiten, sind weder die einzelnen Haushalte, noch ist die zapotekische Ökonomie insgesamt von der Lohnarbeit abhängig, denn die Haupteinnahmequellen stammen aus der Landwirtschaft, der Fischerei, dem Handwerk und dem Kleinhandel.

weist darauf hin, daß es weitaus sinnvoller ist, in der historischen Betrachtung von Kontinuitäten statt von Stadien auszugehen und daß entgegen jeder evolutionistischen Prognose auch heute noch völlig unterschiedliche gesellschaftliche Qualitäten innerhalb des einen weltweit durchgesetzten Kapitalismus existieren.

Resümee

Am Anfang dieses Kapitels stand die Frage, inwieweit Polanyis Einbettungsansatz und die Kritik an ihm dazu beitragen können, die Unterschiede der ökonomischen Verhältnisse und des ökonomischen Handelns vor und nach der Transformation der lokalen Ökonomie Borgentreichs zu klären. Nach einer Beleuchtung der Polanyischen Begrifflichkeit und ihrer Reflexion durch unterschiedliche Theorieansätze wird klar, daß sich der Einbettungsbegriff selbst nur bedingt, die Diskussionen um ihn aber durchaus zur Erhellung meiner Fragestellung eignen. Einbettung bedeutet für Polanyi, daß keine relevante Diskrepanz zwischen den »Bedürfnissen« der Ökonomie und denen der Gesellschaft vorliegt. Nach der »Great Transformation« geht die Ökonomie jedoch als »verselbständigter« Bereich nicht mehr ihrer eigentlichen Aufgabe der Versorgung der Gesellschaft nach. Aus diesem Grund steht die Ökonomie im Widerspruch zur Gesellschaft, sie steht ihr gewissermaßen als etwas »Fremdes«, als »Feindin« gegenüber.

Zweifelsohne ist Polanyis These von der Kolonisierung der Gesellschaft durch die Gesetzmäßigkeiten des selbstregulierenden Marktes für die aktuelle Globalisierungsdebatte von größter Bedeutung, weil sie strukturelle Tendenzen in der Entwicklung des kapitalistischen Weltsystems zu erfassen vermag. Schaut man jedoch auf die *innergesellschaftlichen* Prozesse, gerät Polanyis Begrifflichkeit schnell an ihre Grenzen. Sein Einbettungsbegriff erfaßt deshalb nicht mehr als einen Ausschnitt der Realität, weil er auf einem reduzierten Ökonomiebegriff basiert. Für den Wirtschaftshistoriker ist Ökonomie grundsätzlich gleich industriekapitalistische Ökonomie, in der sich das Lohnarbeit-Kapital-Verhältnis verallgemeinert hat, in der also die gesamte Produktion zum Verkauf steht und alle Einkommen aus diesen Verkäufen stammen.

Die weltweit verallgemeinerte kapitalistische Produktionsweise zeichnet sich jedoch durch eine Kombination und Verflechtung unterschiedlichster Produktionsverhältnisse sowie insbesondere dadurch aus, daß sie fundamental auf die Existenz subsistenzorientierter Produktions- und Konsum- also im Polanyischen Sinne »eingebetteter« Bereiche angewiesen bleibt, denn die totale Realisierung

der »Warenfiktion« - Polanyi selbst hat diesen Begriff geprägt - würde zu einem sofortigen Ende menschlicher Gesellschaft führen. Mit anderen Worten: Die Vorstellung von einem selbstregulierenden Markt, der keine anderen als entbettete ökonomische Verhältnisse zuläßt, ist selbst Teil der Warenfiktion. Dies bedeutet zugleich, daß eine Unterscheidung von Einbettung und Entbettung strenggenommen nicht möglich ist. Die Ökonomie ist also immer in die Gesellschaft eingebettet, da<; betonen auch die Vertreter der »New Economic Sociology« in bezug auf die von ihnen fokussierte Ebene des ökonomischen Handelns. Was diese allerdings nicht berücksichtigen, sind die erheblichen *qualitativen* Unterschiede, die das ökonomische Handeln in einer warenproduzierenden bzw. in einer subsistenzorientierten Gesellschaft determinieren. So haben der Verlust der ökonomischen Eigenständigkeit, die Abhängigkeit von Einkommen und das Auseinanderrücken der sozialen Akteure voneinander im Zuge des Modernisierungsprozesses der dörflichen Ökonomie Borgentreichs dazu geführt, daß ökonomische Handlungen unter völlig neuen Bedingungen erfolgen und mit Konnotationen belegt sind, auf die die Akteure selbst keinen Einfluß mehr nehmen können. Denn ökonomisches Handeln hat in einer subsistenzorientierten Gesellschaft nicht nur eine andere Bedeutung als in der Marktwirtschaft, es ist auch gänzlich anderen Bedingungen unterworfen. So ist die Subsistenzproduktion in einer subsistenzorientierten Gesellschaft *die* gesellschaftlich relevante Produktion schlechthin - in der Marktwirtschaft dagegen marginalisierter, »unsichtbarer« und geringgeschätzter Teil der »eigentlich« wichtigen Warenproduktion. Obwohl es keine entbettete, von der Gesellschaft abgetrennte Ökonomie gibt, hat der Kapitalismus doch die *Tendenz*, möglichst alle Bereiche der Warenlogik zu unterwerfen und damit zu »entbetten«.

Diese Form der »tendenziellen Entbettung« ist jedoch Ausdruck des grundlegenden Widerspruchs der Warenproduktion selbst. Dadurch daß sie versucht, tendenziell alle Bereiche ihrer Logik unterzuordnen, zerstört sie genau die Basis, ohne die sie selbst nicht überleben kann. Der grundlegende Widerspruch besteht also darin, daß die verallgemeinerte Warenproduktion all das für sich reklamiert und mit Gewalt aneignet, was die Menschen für die Gestaltung ihres eigenen Lebens benötigen: ihre Arbeitskraft, Land, Wasser, Luft sowie die sozialen und kulturell vielfältigen Ausdrucksformen des Lebens selbst. Diese Form der permanenten Enteignung bedeutet jedoch nicht, wie Polanyis Terminologie nahelegt, den » Verlust« des Sozialen - es wird vielmehr der Akkumulationslogik untergeordnet, erlangt also auf dem Hintergrund einer anderen Ökonomie, einer anderen gesellschaftlichen Moral und anderer Inhalte eine entsprechend andere

Bedeutung. Nicht zuletzt für die Subsistenzproduktion macht es einen Unterschied, ob sie in eine Subsistenz- oder in eine Marktgesellschaft eingebettet ist.

Für diese Differenzierung interessieren sich wiederum die Kritiker Polanyis wenig bis gar nicht. Die für Polanyi und implizit auch für den Zusammenhang dieser Arbeit relevante Frage, welche ökonomischen Rahmenbedingungen notwendig sind, um zu einem sozial und ökologisch akzeptablen gesellschaftlichen Zusammenleben zu kommen, verweist darauf, daß die Debatte um den Einbettungsansatz bislang noch keine Relevanz für die von Polanyi geforderte »Wiedereinbettung« hatte. Daß die lokale Ökonomie Borgentreichs, die ich im folgenden beschreiben werde, *im Polanyischen Sinne* eingebettet war, läßt sich an folgenden Indikatoren festmachen: Im Mittelpunkt stand die Erwirtschaftung des Lebensunterhalts, sowohl über selbständige Arbeit für den Eigenbedarf als auch über subsistenzorientierten Tausch. Ökonomisches und soziales Handeln klappten nicht auseinander, was bedeutet, daß die »Interessenlagen« des Sozialen und des Ökonomischen weitgehend übereinstimmten. Weiterhin waren die sozialen Folgen ökonomisch motivierter Entscheidungen deutlich sichtbar und wirkten unmittelbar zurück auf die ökonomisch Handelnden, die über Normen und Werte der Moral Economy auf ein Verhalten verpflichtet waren, das ein Überleben aller Mitglieder des Dorfes ermöglichen sollte. Die Produktionsverhältnisse im heutigen Borgentreich, im globalisierten Dorf, sind dagegen keineswegs entbettet, sondern in eine andere Logik eingebettet. Das wiederum gilt nicht für alle Produktionsverhältnisse und nicht für alle sozialen Akteure gleichermaßen: In den folgenden Kapiteln wird gezeigt werden, daß trotz der entbettenden Logik der verallgemeinerten Warenproduktion nicht nur ein, wenn auch geringer Teil der bäuerlichen Subsistenzproduktion die Rationalisierung und Maschinisierung »überlebt« hat, sondern daß neue soziale Bewegungen jeder Modernisierungsprognose zum Trotz an exakt die bäuerlich-handwerklichen Produktionsverhältnisse wieder anknüpfen, die laut Polanyi längst nicht mehr existieren dürften.

2. Die lokale Ökonomie als Moral Economy

Die agrarsoziologische Debatte um Tradition und Moderne

Neuere Studien zur dörflichen Entwicklung in der Nachkriegszeit Deutschlands thematisieren soziale Transformationsprozesse auf dem Lande durch Industrialisierung bzw. gesellschaftliche Modernisierung.¹¹ Sie distanzieren sich dabei jedoch von der modernisierungstheoretischen Maxime, nach der der Übergang von der »traditionellen« zur »modernen« Gesellschaft sowohl zwingend notwendig als auch größtenteils bereits vollzogen sei. Im Mittelpunkt der Kritik der neueren Dorfstudien steht die stark von der US-amerikanischen »rural sociology« beeinflusste empirische Sozialforschung über den ländlichen Raum in Deutschland. Diese geht seit den fünfziger Jahren davon aus, daß sich das Land - wünschenswerteiweise - auf dem Weg der nachholenden Entwicklung befände und auf die Dauer an Produktionsformen und Lebensstile seines Vorbilds Stadt angleichen werde (»time-lag«). Das Postulat des »Stadt-Land-Kontinuums«, das das ältere der »Stadt-Land-Dichotomie« ablöste, sieht in Dörfern letztlich nichts anderes als »provinzielle Karikaturen der Städte« (Hettlage 1989b:3 ff.). Untersuchungsgegenstand der modernisierungsorientierten Agrarsoziologie ist zum einen die bäuerliche Familie, die mit standardisierten Massenbefragungen geradezu bombardiert und deren »Modernisierung«, »Urbanisierung« und »Dynamisierung« beschworen wurde, und zum andern das ländliche Unternehmertum. Die kleinbäuerliche Landwirtschaft dagegen gilt als Relikt vergangener Zeiten und wird nur im Hinblick auf ihren nahenden Untergang wahrgenommen. Shanin bezeichnet die »rural sociology« folgerichtig als eine »sociology of farming as an occupation rather than on peasants as a social entity« (Shanin 1987:11).

Der monolithische Gesellschaftsbegriff der »konventionellen« Agrarsoziologie findet seinen Ausdruck in einer evolutionistischen Gesellschaftsvorstellung.

11 Ilien/Jeggler 1978, Inhetveen/Blasche 1983, Brüggemann/Riehle 1986, Wagner 1986, Wonneberger 1995

Für den Agrarsoziologen Kötter ist gesellschaftliche Entwicklung definiert durch den

» ... Übergang von vorwiegend statischen, arbeitsteiligen, wenig differenzierten, unmittelbar naturabhängigen, sozial ungleichen, agrarischen Mangelgesellschaften zu dynamischen, arbeitsteilig hochdifferenzierten, technisch auf einer weitgehenden Naturbeherrschung basierenden, im Prinzip egalitären industriellen Überfluggesellschaften.« (Kötter 1969:415)

Die neueren, auf qualitativen Methoden basierenden agrarsoziologischen Studien betonen dagegen, daß das Dorf zwar nicht mehr bäuerlich strukturiert, Lebensstile und Verhaltensweisen auf dem Land aber trotz vielfältiger Modernisierungsversuche noch weitgehend bäuerlich geprägt seien (»Persistenz«) oder, wie Ilien/Jeggle (1978) hervorheben, über einen spezifischen, städtischen Lebensformen nicht vergleichbaren »Eigen-Sinn« verfügten. Insgesamt richten sich die neueren Studien sowohl gegen eine dualistische Betrachtungsweise von Moderne und Tradition, von Gesellschaft und Gemeinschaft oder von Stadt und Land, wie auch gegen die von Modernisierungstheoretikern konstatierte Tendenz zur Homogenisierung. Die neueren Studien lehnen folgerichtig das Postulat des »Stadt-Land-Kontinuums« ebenso ab wie das der »Stadt-Land-Dichotomie«.

»Die wichtigste Veränderung in der Konzeptualisierung des sozialen Wandels ist diejenige, daß heute das strikte Diskontinuitätsparadigma langsam aufgegeben wird. Man geht nicht mehr davon aus, daß mit der Moderne etwas gänzlich Neues beginnt ... Dieser Perspektivenwechsel wurde dadurch möglich, daß der undifferenzierte Begriff der >traditionalen< Gesellschaft fallengelassen wird.« (Hettlage 1989a:303)

Weil das dualistische Konzept der traditionellen als Konterpart zur modernen Gesellschaft eine zunehmend unwichtigere Rolle spielt, wird es möglich, einen anderen Blick auf Modernisierungsprozesse zu werfen. So haben Brüggemann und Riehle (1986) in ihrer kulturanthropologischen Dorfstudie herausgearbeitet, daß überlieferte bäuerliche Orientierungen nicht nur überlebt hätten, sondern darüber hinaus auch bis heute das Verhalten der gesamten dörflichen bzw. ländlichen Bevölkerung - also nicht bloß der Bäuerinnen und Bauern - prägen würden. Auch Inhetveen und Blasehe betonen das Fortbestehen bäuerlicher Deutungsmuster und einer bäuerlichen Wirtschaftsweise - darunter subsumieren sie u.a. die Integration in die sozialen Bezugssysteme, in die Menschen hineingeboren werden, Fleiß und Sparsamkeit, Subsistenzorientierung, Verzicht auf die Erfüllung persönlicher Wünsche und individueller Entfaltung sowie identifikatorisches Hofdenken (Inhetveen/Blasche 1983:13; 232ff).

Die AutorInnen sprechen zwar nach wie vor von »traditionellen« Orientierungen und Handlungen, diese werden aber nicht im Sinne von »traditionalistisch aus Überzeugung« bzw. im Sinne von nicht oder gar »anti-modern«, sondern vielmehr als notwendiger Bestandteil der Modernisierung interpretiert. Sie gelten als eine, zunächst erfolgreiche, Antwort auf den Modernisierungsdruck, ohne die sehr viel weniger kleinbäuerliche Betriebe hätten überleben können:

»So widersprüchlich es klingen mag: der Traditionalismus erweist sich als eine konsequente und ,rationale, Überlebensstrategie in einem durch die Entwicklungsdynamik marginalisierten Sektor, wenn auch unter äußerst prekären Vorzeichen und mit letztlich ungewissem Ausgang ...« (Inhetveen/Blasche 1983:232)

Pongratz weist darauf hin, daß das Fortwirken bäuerlicher Kultur vor allem im wirtschaftlichen Verhalten auffällig sei (Pongratz 1992:237). Diese These kann ich allerdings auf dem Hintergrund der vorliegenden Untersuchung nicht uneingeschränkt bestätigen. Zumindest für meinen Erhebungsort kann eine Kontinuität bäuerlicher Deutungsmuster und einer bäuerlichen Wirtschaftsweise, die sich grundlegend von der »kapitalistischen Wirtschaft« unterscheidet, wie Chayanov (1923) betont, nur in Einzelfällen festgestellt werden. Ich sehe durch die vorliegende Studie sowohl die These vom Erhalt der bäuerlichen Kultur in einer hochindustrialisierten Gesellschaft bestätigt als auch das Postulat des »Stadt-Land-Kontinuums« erfüllt. Nicht zuletzt die Liste der heute angesiedelten Gewerbebetriebe von der Spielhalle bis zum Bewachungsinstitut in Borgentreich zeigt deutlich, daß der Ort sozialstrukturell gesehen einer Stadt mittlerweile ähnelt. Die jüngste vergleichende Studie über den Wandel ländlicher Lebensverhältnisse in vierzehn verschiedenen Dörfern Deutschlands kommt zu dem Ergebnis, daß die Sozialstruktur des Dorfes heute nicht mehr homogen, sondern ausdifferenziert ist und daß an die Stelle der dörflichen Gemeinschaft ein Nebeneinander von zum Teil unverbundenen oder sogar voneinander abgeschotteten Sozialkreisen getreten ist (Becker 1997:257ff). Auch innerhalb der bäuerlichen Bevölkerungsminderheit Borgentreichs existieren heute auffallend heterogene soziale und ökonomische Orientierungen, die von der kleinbäuerlichen Subsistenzorientierung bis zur agrarkapitalistischen Unternehmer- oder, kurioser: Arbeitnehmermentalität reichen, wie noch zu zeigen sein wird.

Dieses Ergebnis ist zum einen nicht unbeeinflußt von den spezifischen historischen Bedingungen der »Ackerbürgerstadt« Borgentreich, zum andern aber zweifelsohne auch auf meine Fragestellung zurückzuführen: Mir geht es nicht - wie den neueren Dorfstudien - generell um sozialen Wandel auf dem Land, sondern um die eher spezifische Frage, warum, wie und durch welche Impulse

sich das ökonomische Handeln veränderte bzw. welche Auswirkungen die Transformation der lokalen Ökonomie in ein - vom ökonomischen Standpunkt aus gesehen - der Stadt durchaus ähnliches soziales Gefüge auf die sozialen Beziehungen im Dorf hatten und haben. Eine bäuerliche bzw. dörfliche Lebensweise ist für mich im Gegensatz zu Brüggemann und Riehle durch mehr als die Allgegenwart von Arbeit, die Orientierung am Besitz oder das Mißtrauen gegenüber der Einflußnahme von außen definiert. Die Mehrheit der neueren Dorfstudien setzt diese sozio-kulturellen Phänomene nicht in Beziehung zu den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen, unter denen sie sich ausbilden. Ich dagegen halte die wachsende Abhängigkeit von Geldeinkommen auf dem Land, anonymisierte Produktions- und Konsumstrukturen sowie das zunehmende Angewiesensein auf die »Zuteilung« der zum Leben und Arbeiten notwendigen Güter durch internationale Märkte für ebenso relevant, um »Bäuerlichkeit« bzw. ihren Verlust zu definieren.

Hinzu kommt, daß auch die Stadt nicht auf einen Gegenentwurf zum Land reduziert werden kann. Modernisierung ereignet sich nicht nur auf dem Land, sondern gleichermaßen in der Stadt (Giordano 1989). So wie in bäuerlich geprägten Gemeinden Lebensentwürfe individualisiert und pluralisiert wurden und werden, gerieten auch städtische Lebensstile in den Sog der Marktverhältnisse. Die Stadt selbst war nie einfach nur »Steinmoloch«, sondern versorgte sich immer auch zu einem - heute gewiß sinkenden - Anteil selbst.¹² Die Stadt war, wie Schmidt bemerkt,

» ... als Form des Zusammenlebens deshalb so erfolgreich, weil sie nie ganz ihrem eigenen Mythos entsprach. Der Blick auf die reproduktiven, d.h. die Lebensbedingungen erhaltenden Arbeiten zeigt die ländlichen Anteile der Stadt. Die Löcher, Ränder und Fugen der Städte, in denen sie sich entfalten, sind nicht die Reste aus alten Zeiten, nicht die Noch-Nicht-Stadt, nicht Hindernisse - sondern modernes Produkt der Verdichtung selbst.« (Schmidt 1997:16)

So notwendig die »Löcher, Ränder und Fugen« der-Städte sind, werden sie doch im Zuge der erweiterten Kapitalisierung des Bodens zunehmend gestopft. Auch auf diese Weise vollziehen sich in der Stadt ähnliche Prozesse wie auf dem Land. Während die neueren Dorfstudien den Erhalt der bäuerlichen Lebensweise trotz Industrialisierung herausstellen, würde ich eher betonen, daß die unterschiedlichen Modernisierungsprozesse, die die Industrialisierung begleiten bzw.

12 Noch heute werden in Großstädten der sogenannten Drillen Welt bis zu 15 Prozent der Nahrungsmittel auf eigenem Territorium erzeugt (Frankfurter Rundschau, 10.6.1996).

ihr Ausdruck sind, in der Tendenz eine Entökonomisierung der Sozialbeziehungen und die damit einhergehende Entökonomisierung der Subsistenzproduktion (Bennholdt-Thomsen 1991) verursachen und auf diese Weise strukturell ähnliche Verhältnisse wie in der Stadt schaffen: Die Akteurinnen sind ökonomisch nicht mehr aufeinander angewiesen, rücken in der Folge voneinander ab und werden in anonymisierte, kaum mehr überschaubar und kontrollierbare neue Abhängigkeiten, im wesentlichen vom Weltmarkt, genötigt. Aus eigenständigen und eigenmächtigen Produzenten werden konsumierende Lohn- und Lohnersatzleistungsempfänger.

Das Untersuchungsgebiet: Borgentreich in Westfalen

Borgentreich ist eine westfälische Kleinstadt und liegt in der fruchtbaren Warburger Börde im südöstlichen Teil des Kreises Höxter. Obwohl der Ort bereits im Jahre 1280 die Stadtrechte erwarb, spreche ich im Zusammenhang dieser Arbeit von einem Dorf, denn Borgentreich war auffällig lange fast ausschließlich von Bauern und Handwerkern und den von ihnen bestimmten lokalen Wirtschaftskreisläufen geprägt und weist bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine dörfliche bzw. ländliche Sozialstruktur auf.¹³ Sie war bis in die sechziger Jahre gekennzeichnet durch sogenannte Ösker oder Kuhbauern, die mit ihren Kühen ein bis zwei Hektar Land bewirtschafteten - hierbei handelte es sich zumeist um Handwerker oder Arbeiter - außerdem durch kleine Bauern mit geringem Landbesitz von wenigen Hektar, die nebenbei einem Handwerk nachgingen; durch mittlere Bauern, die einen Hof mit einer Fläche von 10 bis 20 Hektar und ein bis drei Pferden betrieben; wenige große Bauern, die mit bis zu vier Pferden 30 bis 45 Hektar beackerten, sowie einige Amtsleute, Lehrer, den Pastor und den Apotheker.

Die Gemarkung Borgentreich ist ein landwirtschaftlich intensiv genutzter Raum. Sie besteht im Süden aus den äußerst fruchtbaren Lößböden der Warburger Börde und im Norden sowie Nordosten aus teilweise weniger ertragreichen

13 Brilon 1919:4ff, Mürmann (Hg.) 1980:13. Brilon schrieb bereits 1919, daß die Bevölkerung des Ortes sehr viel Wert auf ihren Status als »Städter« legten und »für kein Geld in der Welt zu ‚Dörflern< degradiert« werden wollten (Brilon 1919:157). Da mein Begriff von »Dorf« aber kein wertender, erst recht kein abwertender, sondern lediglich ein Arbeitsbegriff ist, werden ihn mir die BorgentreichrInnen hoffentlich nachsehen.

Tonböden. Lediglich 19 Hektar, das sind 0,6 Prozent der Gesamtfläche, sind mit Wald bedeckt. 1980 wurden noch 25 Prozent der Flächen als Grünland genutzt. Bis in die siebziger Jahre gab es rund um den Ort viele Weiden (Kämpfe) mit Obstbäumen, in die die Kühe getrieben wurden. Jedoch führte das Flurbereinigungsverfahren, das am 12.9.1977 durch das Landesamt für Agrarordnung eingeleitet wurde, zur Zusammenlegung der zerstreuten Flächen. Das nun zusammenhängende Land wurde anschließend zu Ackerflächen umgebrochen. Die Flurbereinigung, die das Borgentreicher Landschaftsbild stark veränderte, wurde durch den Neubau der B 241 ausgelöst und mit der überdurchschnittlich starken »Flurzersplitterung« der Gemarkung Borgentreich begründet. Ziel war es, möglichst große wirtschaftliche Einheiten zu schaffen, die es den sich modernisierenden Betrieben erlaubte, möglichst intensiv zu produzieren (Mürmann 1980: 1 67ff). Heute ist das Straßenbild des nach dem Krieg zur Hälfte abgebrannten Ortes nahe der hessischen Landesgrenze nicht mehr in erster Linie durch Landwirtschaft und produzierendes Handwerk geprägt, sondern auch durch wachsende Neubaugebiete, Tankstellen sowie Gewerbeansiedlungen der Möbel-, Bau-, Kunststoff-, Leichtmetall-, Holz- und Textilbranche. Wer heute durch Borgentreich geht, nimmt von der obligatorischen Spielhölle ebenso Notiz wie vom Sonnenstudio und diversen Supermärkten.

Im Zusammenhang mit der Neugliederung der Gemeinden und Kreise wurde das Amt Borgentreich zum 1. Januar 1975 aufgelöst und die bisherigen Städte Borgentreich und Borgholz mit einer Reihe von kleinen Gemeinden zur Stadt Borgentreich zusammengelegt (Mürmann 1980: 1 67ff). Die neue Großgemeinde hat mittlerweile eine mehr oder minder stagnierende EinwohnerInnenzahl von 9799 - die Kernstadt Borgentreich, auf die sich die vorliegende Studie bezieht, ist von 2385 Menschen bewohnt¹⁴, davon sind 1800 Mitglied der katholischen und 109 der evangelischen Kirche.¹⁵ Die CDU verfügt seit Jahr und Tag über die absolute Mehrheit im Rat - zur Zeit liegt sie bei vergleichsweise niedrigen 52 Prozent. Im Jahr 1997 wirtschafteten noch 29 Haupt- und 31 Nebenerwerbsbetriebe in der Kernstadt; eine vergleichsweise hohe Zahl von bäuerlichen Betrieben (eigene Erhebung).

14 Quelle: Einwohnermeldeamt der Stadt Borgentreich, Erhebung vom 30.6.1996

15 Quelle: Erzbistum Paderborn, Fachstelle Elektronische Datenverarbeitung

Berufe und Erzeugnisse der lokalen Ökonomie Borgentreichs

Die lokale Ökonomie Borgentreichs, wie ich sie im folgenden beschreiben werde, ist kein Phänomen des vergangenen Jahrhunderts, sondern funktionierte noch bis weit in die sechziger Jahre, teils bis in die siebziger Jahre hinein. Bis zu dieser Zeit bestand die Bevölkerung des Ortes mehrheitlich aus Bauern und Bäuerinnen sowie aus Handwerkern. Borgentreich zeichnete sich durch einen vergleichsweise hohen Grad an ökonomischer Selbstversorgung aus - im Nahrungsmittelbereich betrug er nahezu hundert Prozent. Produktionsmittel und Arbeitskräfte waren eng an die Herstellung der Voraussetzungen für das eigene Überleben gebunden. Charakteristisches Merkmal und »Sinn« der lokalen Ökonomie war die Produktion für den Eigenbedarf; weder bestand großartiger Bedarf an Waren von außerhalb noch ein Überfluß an eigenen Produkten. Die Produktion für den unmittelbaren Gebrauch war jedoch immer auch eine Produktion für den (dorfontemen) Tausch. Weber (1958:5) weist darauf hin, daß eine von außen abgeschottete wirtschaftliche Autarkie von Naturalwirtschaften historisch nicht nachzuweisen ist.

Produktion und Konsum waren in der dörflichen Ökonomie Borgentreichs miteinander verknüpft. Grundlage der wirtschaftlichen Tätigkeiten bildeten Hauswirtschaft, Landwirtschaft und produzierendes Handwerk, wobei die eine »Wirtschaft« ohne die jeweils andere im lokalen Rahmen nicht hätte existieren können. Innerhalb der dörflichen Arbeitsteilung waren alle Produzentinnen unmittelbar aufeinander bezogen und hochgradig voneinander abhängig. Man war sich darüber bewußt, daß das eigene Überleben nur im Zusammenhang mit dem Überleben der anderen Mitglieder der Dorfgemeinschaft gewährleistet sein konnte. Der enge Bezug aufeinander und das Interesse am Überleben prägten die Moral, die das ökonomische Handeln als soziales modellierte. Der Abhängigkeit voneinander entsprach ein hoher Grad an Unabhängigkeit von den unberechenbaren Vorgaben kapitalistischer Geldwirtschaft und anonymen Märkten, auf die die lokalen Produzentinnen mit ihrem Angebot keinen Einfluß ausüben können. Diese Unabhängigkeit »von außen« ermöglichte es den Menschen, sowohl ihren Lebens- und Arbeitsrhythmus als auch die Art und Weise ihrer Produktion weitestgehend selbst zu bestimmen bzw. den Normen und Werten anzupassen, die die Dorfgemeinschaft selbst definierte. Produzentinnen in einer lokalen Ökonomie sind »daseinsmächtig« (Gronemeyer 1988). Sie sind autonome Lebensproduzentinnen, und dadurch ist ihr Selbstbewußtsein erkennbar geprägt.

Borgentreich war nicht zuletzt wegen der früh verliehenen Stadtrechte ein relativ autonomer Raum, seine Integration in Staat und Markt vergleichsweise gering - von einer hermetischen Abschottung nach außen kann allerdings nicht die Rede sein. Der Bedarf der einzelnen Haushalte an Geld war jedoch äußerst gering. Bauern zahlten damals wie heute eine von der Größe des Landes und der Bodenwertigkeit abhängige Grundsteuer, darüber hinaus fielen jedoch kaum regelmäßige monetäre Belastungen an.¹⁶ Entsprechend war auch das Geldeinkommen gering. Die Überschüsse der Produktion wie Eier, Milch oder Fleisch wurden im Dorf selbst oder in der unmittelbaren Umgebung vermarktet. Viele Familien, selbst Einkommensempfänger wie Lehrer, hielten ein bis zwei Schweine zusätzlich zum Eigenbedarf, die sie an lokale oder regionale Viehhändler verkauften, die die Tiere ihrerseits in die Gegend von Kassel oder ins Ruhrgebiet vermarkteten. Was in Borgentreich konsumiert, nicht aber selbst hergestellt wurde, brachten reisende Händler ins Dorf: Leder, Stoffe und andere Rohmaterialien für das Handwerk ebenso wie eingelegte Heringe für den privaten Konsum. Die Stadt kam also - zeitlich begrenzt durch den Händlerbesuch - ins Dorf. Das Dorf blieb, wo es war, und mit ihm seine BewohnerInnen. Außer den Bauern besaßen auch alle Handwerkerfamilien neben ihren Obst- und Gemüsegärten Land - und zwar in der Größenordnung von einem halben bis zu zehn Hektar. Eine Bevölkerungsminderheit von landlosen Tagelöhnern und kleinen Handwerkern bearbeitete jeweils mindestens einen halben Hektar Pachtland. Anzahl und Art der gehaltenen Tiere hingen von der Größe des bearbeiteten Landes ab. So gehörten zur Ernährungsgrundlage des Schusters fünf Hektar Land, zwei bis drei Kühe, Schweine und Hühner - zu der des Schneiders dagegen lediglich zweieinhalb Morgen¹⁷ sowie einige Ziegen, Schweine und Hühner. Ein Nachkriegsdurchschnittshaushalt einer Borgentreicher Handwerkerfamilie hielt vier bis fünf Schweine, 20 bis 25 Hühner, eine Milchkuh sowie ein Rind und verfügte über sechs Morgen Land - eine Morge Kamp (Grünland), eine Morge Kartoffeln, eine Morge Runkeln und drei Morgen Weizen oder Roggen - alles für den Eigenbedarf einer Drei-Generationen-Familie. Handwerker wie Bauern waren Selbstversorger. Alle bauten Roggen an, den sie in einer der örtlichen Mühlen mahlen und dann vom Bäcker backen ließen - sowohl der Müller als auch der Bäcker behielten einen Teil des Getreides oder einen geringen Geldbetrag als Mahl- bzw. Backlohn ein. Getreideüberschüsse wurden von

16 Heute zahlen die Bauern zusätzlich eine Einkommenssteuer, allerdings nur, wenn sie keine negativen Bilanzen haben. Bauern zahlen gemeinhin keine Gewerbesteuer.

17 Also 0,625 Hektar. Ein Hektar besteht aus vier Morgen Land.

den Bauern an das Kornhaus verkauft, die Bäuerinnen verkauften oder tauschten überzählige Eier und Milch. Außerdem baute man Speisekartoffeln sowie Getreide und Feldfrüchte für das Vieh an. Auf diese Weise waren das ganze Jahr über Fleisch, Wurst, Eier, Milch, Zichorien- bzw. Getreidekaffee aus eigener Produktion vorrätig, ebenso der volle Gemüse- und Obstbedarf aus den eigenen Gärten, in denen Beerensträucher, Apfel-, Bim- Kirsch- und Pflaumenbäume wuchsen. Die Früchte wurden im Sommer frisch gegessen und für den Winter eingekocht. In einigen Haushalten stellten die Frauen Butter, Käse und Quark selbst her, in anderen wurden die Milchprodukte zu günstigen Preisen von der Molkerei bezogen und mit der gelieferten Milch abgerechnet. Aus den vier Gemischtwaren- oder Kolonialwarenläden des Ortes benötigte ein durchschnittlicher Borgentreicher Haushalt an Lebensmitteln lediglich Essig, Salz, Öl, Zucker, Nudeln, Rübenkraut und Senf. Diese Waren wurden je nach Wunsch aus Eimern, großen Glasbehältern oder Kisten in mitgebrachte Gläser oder Tüten abgefüllt.¹⁸

Die fünf kleinen Gemischtwarenläden galten neben den stets gut geheizten Handwerksstuben als soziale Treffpunkte des Dorfes. Die Arbeit erhielt so einen öffentlich-sozialen Charakter. Die Orte der Begegnung waren zugleich Orte der Produktion. Eben weil Arbeit und Alltag nicht voneinander getrennt existierten, waren die Öffnungszeiten - zum Beispiel des Gemischtwarenladens - nur scheinbar geregelt. Hatte man die Ladentür am Abend verschlossen, kamen die Leute »hintenrum«. Die Gemischtwarenhändlerin betont den öffentlichen Charakter ihres Geschäfts, das ein Privatleben der Geschäftsleute nicht erlaubte:

»Kaum jemand hielt sich an die Geschäftszeiten. Der Laden hatte praktisch von morgens sieben bis abends neun geöffnet. Wir haben uns viel gefallen lassen. Hier war man nie für sich. Die meisten Leute kamen, um sich zu unterhalten, besonders die alten Leute. Wir hatten eine lose Flasche Schnaps stehen, wir haben selbst noch Cognac abgezapft, dann kriegten sie für 30 Pfennig ein Pinneken. Wir hatten ja auch Schnupftabak und Kautabak, und was die alten Bauern für den Feierabend brauchten, das holten sie auch nach Feierabend. Die kauften ja nicht auf Vorrat, sondern für einmal Schnupftabak kamen die hierhin. Als wir den Schnupftabak später nicht mehr im Anbruch geliefert kriegten, sondern nur noch in Päckchen, da wurden die richtig böse, die wollten ja ihren Weg hierhin machen.«

In besonders enger Beziehung standen die Gemischtwarenhändler zu den Bauern, die ihnen ihr Feld beackerten. Das Land der nicht-bäuerlichen Bevölkerung

18 Die Geschäfte lebten in erster Linie vom Verkauf von Genußmitteln wie Schnaps, der »pinnekenweise«, und Kautabak, der portionsweise ausgegeben wurde. Auch gingen Bleistifte, Schulhefte, Trauerkarten, Drogerieartikel u.ä. über die Ladentheke.

Borgentreichs wurde von Bauern bearbeitet. In der Regel stand jeder Handwerker- oder Händlerhaushalt in einem engen ökonomischen Austauschverhältnis zu einem oder mehreren Höfen. Das Land der Handwerker zu bearbeiten, hieß für die Bauern pflügen, eggen, säen, ernten, Korn abfahren und später auch mähen. Im Austausch leisteten die Mitglieder des Handwerkerhaushalts entweder Arbeitsstunden auf dem Feld und in der Ernte und/ oder lieferten die von ihnen hergestellten Produkte bzw. die von ihnen angebotenen Dienstleistungen: Schmiedearbeiten, Wagner- und Stellmacherarbeiten, Schlachter- und Maurerarbeiten, Tischler- und Sattlerarbeiten, Elektro- und Klempnerarbeiten, Maler- und Schäferarbeiten, Drucker- und Dachdeckerarbeiten, Schuhe und Schuhreparaturen, Anzüge, Kleider und Backwaren. Die Landhandwerker produzierten in erster Linie für die dörfliche Ökonomie und tauschten ihre Produkte und Arbeitsleistungen sowohl untereinander als auch mit den Bauern aus. Was Bechmann (1987:53) für die Landwirtschaft des 19. Jahrhunderts als charakteristisch herausstellt, gilt bis auf kleine Abstriche auch für die bäuerliche Wirtschaft Borgentreichs der fünfziger Jahre:

»Noch im 19. Jahrhundert war die Landwirtschaft ein Sektor volkswirtschaftlicher Produktion, der über viel Autonomie und Eigenständigkeit verfügte. Sie war von Vorleistungen in Form von Chemikalien, Kunstdünger, Maschinen und von Fremdkapital weitgehend unabhängig. Betriebsmittel (Zugtiere, organischer Dünger, Ackergeräte, Futtermittel) wurden von der Landwirtschaft und dem ihr zugehörigen Handwerk selbst hergestellt. Die Absatzkette vom Erzeuger zum Verbraucher war kurz. Auf dem Markt für Lebensmittel standen sich Landwirte und Verbraucher lediglich unter Zwischenschaltung des Handels und unmittelbarer Aufbereitungsbetriebe (Mühlen, Molkereien) gegenüber.«

Ich zitiere diese Textstelle, um der eigenständigen bäuerlichen Produktion den Mythos längst vergangener Zeiten zu nehmen. Nicht vor langen Jahren, sondern vorgestern noch produzierten heute noch lebende Menschen unter sozial teilweise fragwürdigen, ökologisch jedoch sehr viel rationaleren Bedingungen ihr Überleben. Um aufzuzeigen, auf welcher differenzierten Weise die dörflichen Produzenten ökonomisch miteinander verbunden waren, werde ich nun ausgewählte Berufe mit den dazugehörigen Produkten und Dienstleistungen vorstellen, wie sie in Borgentreich bis in die sechziger Jahre hinein ausgeübt wurden:

Der *Wagner und Stellmacher* hatte vor, während und nach der Ernte seine Hauptarbeitszeit. Im Winterhalbjahr arbeiteten die Stellmacher oft im Pendant-Saisonberuf Hausschlachter. Jeder Bauer besaß vier bis fünf Wagen, die er in der Ernte und bei täglichen Lade- und Transportarbeiten einsetzte. Diese Wagen wurden inklusive der Holzräder vom Wagner und Stellmacher hergestellt: viel-

fach ohne Maschinenkraft, lediglich mit Beil und Säge. Der Leiteiwagen bestand aus einheimischem Eschen-, Eichen- und Buchenholz; die Holzbremse aus dem Weichholz der Weide, die Sprossen aus Eiche und die Holme aus Tannenholz. Die Speichen wurden in Wasser gekocht und heiß eingepaßt. Außerdem fertigte der Stellmacher Freßgitter und Abtrennwände für den Stall sowie Holzwerkzeuge wie Harken, Rechen, Hammer und Sensenstiele an. Mit Einführung des Gummirades Ende der fünfziger Jahre starb der Beruf sehr schnell aus.

Der *Schmied* war in der bäuerlichen Ökonomie eine ähnlich zentrale Figur wie der Wagner und Stellmacher. Er vollendete den Radbau des Wagners, indem er zur Verstärkung des Rades ein Eisenband schmiedete und anpaßte. Der Schmied schärfte Eggen und Spitzhacken, schmiedete Pflugscharen, fertigte Zug- und Ackergeräte, führte den Wagenbeschlag von Rädern und Achsen durch und beschlug und pflegte die Hufe von Pferden und Kühen (die auch zum Ackern eingesetzt wurden). Im Winter stellte er Beschläge von Pferdeschlitten oder von Pferdewagen auf Kufen her, mit denen die Bauern Holz aus dem Wald holten. Schmiede haben auch mit Sattlern und Dachdeckern eng zusammengearbeitet, indem sie Ringe und Haken für die Leitern oder für die von den Sattlern hergestellten Geschirre schmiedeten. Schmiede fertigten außerdem die Halterung für den Hahn auf dem Kirchdach sowie für Kronleuchter und Wandleuchter in der Kirche. Der Schmied verrichtete seine harte Arbeit hauptsächlich mit Hammer und Meißel.

Der *Tischler* stellte Treppen, Fenster, Türen, Schränke, Einbauschränke, Wohnzimmer und Schlafzimmer her. Die Möbel wurden »von Grund auf« produziert, das heißt, die Betriebe fertigten die Tischlerplatten selbst an. Möbel wurden nur im Winterhalbjahr hergestellt, wenn Außenarbeiten auf dem Bau nicht durchgeführt werden konnten. Die Tischler arbeiteten ausschließlich mit Massivholz, oft wurde das Holz im Tischlereibetrieb selbst geschält. Es stammte zum Großteil aus den Wäldern der näheren Umgebung Borgentreichs. Der Tischler fuhr in den Wald und kaufte das Holz direkt beim Förster. Heute wird das einheimische Holz zusammengefahren und in größeren Orten der Umgebung zentral vermarktet. Allerdings wurde auch in Borgentreich bereits nach dem Krieg in Ausnahmefällen Tropenholz verarbeitet, das Warburger und Beverunger Großhändler vertrieben.

Der *Sattler* war der Allroundhandwerker der Landgemeinde. Sattler stellten alle Lederprodukte her, die für den beruflichen und privaten Gebrauch nachgefragt wurden. Sattler statteten jeden neuen Jahrgang von SchulanfängerInnen mit Tornistern aus (die die Kinder am Weihnachtsfest vor ihrem ersten Schuljahr

geschenkt bekamen), stellten Pferdegeschirre sowie Ackergeschirre für Kühe her, erzeugten Treibriemen für Tischlereibetriebe, Sägereien und Molkereien, flickten Koffer und Taschen und polsterten Sofas, Matratzen und Stühle. Das Ledermaterial erhielten sie von Groß- und Lederhändlern, die durch den Ort kamen und ihre Ware aus großen Bielefelder Lederhandlungen bezogen. Bis 1960 waren die Kunden des Sattlers in erster Linie Bauern, als die ersten Trecker aufkamen, nahm die Nachfrage nach klassischen Sattler­tätigkeiten ab und verlagerte sich auf die Polsterei. Der ehemalige Borgentreicher Sattler betreibt heute ein Raumausstattungs­geschäft. Sattler gehören zur Minderheit der Handwerker, die den Übergang zu industrialisierten Produktions- und Konsumverhältnissen insofern überstanden, als sie einen Teilbereich ihres Gewerbes zum Vollerwerbsbetrieb ausbauen konnten.

Eine zentrale Rolle für die Versorgung der Bevölkerung spielten zweifelsohne die *Müller*. Die letzte und größte von ehemals fünf Borgentreicher Mühlen, die zunächst mit Wasserkraft und später mit Elektromotoren arbeiteten, wurde 1955 geschlossen. Die Mühle befand sich im Eigentum der Stadt Borgentreich, die mit dem Müller einen Pachtvertrag abgeschlossen hatte. In den Mühlen wurde das Korn gemahlen oder geschrotet. Der Müller fuhr mit einem einspännigen Pferdewagen einmal täglich - wintertags, wenn die Kühe gefüttert und die Schweine gemästet wurden, zweimal täglich - durch den Ort. Das Pferd trug eine Schelle um den Hals. Winkten die Leute aus den Fenstern, hielt der Wagen und lud einen oder mehrere mit Namen versehene Sack Korn auf. Die besten Kunden der Mühlen waren die Bauern - aber auch die nicht-bäuerlichen Familien, die ihre Schweine im Stall stehen hatten, gaben im Monat ein bis zwei Säcke zum Schroten mit.

Der *Schuster* reparierte nicht nur Schuhe, sondern stellte sie auch selbst her.

Noch 1962 bestand sein Meisterstück aus einem Paar Herrenhalbschuhe. Da jedoch die Nachfrage nach selbstgefertigten Schuhen sowie Schuhen in Sondergrößen auch in einer Landgemeinde nur gering war (»Unsere Lebensgrundlage waren eigentlich die Schweine«), betrieben alle drei ortsansässigen Schuhmacherbetriebe der Nachkriegszeit zusätzlich ein Schuhgeschäft, in dem industriell produzierte Schuhe angeboten wurden. Hergestellt wurden Arbeitsschuhe für die Landwirtschaft. Das Material, auch das der Innen- und Außensohlen, bestand aus Schweins- und Rindsleder, das Obermaterial aus Kalbsleder. Leder wurde von Großhändlern angeboten und stammte aus Lederfabriken der Region.

Ein beträchtlicher Teil der Kleidung wurde in Borgentreich von ortsansässigen Handwerkerinnen gefertigt. 1953 existierten noch zwei *Schneidermeister*-

betriebe - vor dem Krieg waren es sieben gewesen. Der Schneider fertigte Maßanzüge, Blusen, Kostüme, Röcke, Mäntel sowie Uniformen für die Bundeswehr an, die in Borgentreich von 1957 bis 1993 eine Kaserne unterhielt. Schneiderbetrieben entweder gemischte oder reine Herrenschneiderbetriebe. Damenschneidereien wurden in der Regel von Schneiderinnen geführt, die oftmals auch als »Näggersche« auf Bestellung von Haus zu Haus ging, um dort die Anprobe-, Näh- und Flickarbeiten zu erledigen. Hatte die Schneiderin in Nachbardörfern zu tun, blieb sie mehrere Tage im Hause des Auftraggebers oder der Auftraggeberin. Sehr zur Freude der Familienmitglieder, denn wenn die Näggersche kam, gab es Bohnenkaffee, Sonntagsessen und die neuesten Nachrichten aus den Nachbargemeinden. Die Schneiderin nähte Kleider, Blusen, Röcke und Kostüme, später auch Kleider für die Borgentreicher Schützenköniginnen und ihren »Hofstaat«. Anzug- und Kleiderstoffe wurden von den Kundinnen in Stoffbüchern ausgesucht; die Stoffballen lieferten reisende Händler. Nach dem Krieg wurden in Deutschland fast nirgendwo mehr nachwachsende Rohstoffe wie Flachs für die Kleiderproduktion angebaut.

Der *Hausschlachter*, im »Sommerberuf« oftmals Stellmacher, später Maurer, ging im Winterhalbjahr von Haus zu Haus und schlachtete die während des vorangegangenen Jahres gemästeten Schweine. Wenige Tage nach dem »Abhängen« des toten Tieres kam der Hausschlachter zurück und stellte gemeinsam mit den Frauen des Hauses Würste her, die sie zum Trocknen und Räuchern auf die Räucherbühnen hängten und von denen während des ganzen Jahres gegessen wurde. Man rechnete im Jahr mit einem halben bis einem ganzen Schwein pro Person.

Der *Bauunternehmer* ist eine der wenigen Figuren in der dörflichen Ökonomie, die abhängige Beschäftigungsverhältnisse eirichteten. Ein ländlicher Bauunternehmer ließ von den bei ihm während des Sommers angestellten Maurern Häuser und Ställe bauen und arbeitete dabei eng mit Tischler- und Zimmererbetrieben zusammen. Maurer begleiteten einen Bau vom Keller bis zum Kamin, Zimmerleute setzten den Dachstuhl und Tischler bauten die Fenster. Außerdem benötigte der Bau eines Hauses Bodenleger, Treppenbauer, Stukkateure, Klempner und Dachdecker. Bis Anfang der 70er Jahre wurden in Borgentreich ausschließlich massive Bauten aus Ziegel- oder Naturstein errichtet. Den Sockel eines Hauses baute man aus heimischem Sandstein. Wer ein Haus errichten wollte, konnte das Rohmaterial direkt aus dem Borgentreicher Steinbruch holen. Der Maurer - der ein halber Steinmetz war - haute das Material zu Formstein. Ziegel für die Hausdächer wurden in der Borgentreicher oder nahegelegenen

Bonenburger Ziegelei gebrannt - heute werden sie aus dem gesamten Bundesgebiet sowie aus dem europäischen Ausland angeliefert.

Die Haus- und Hofwirtschaft der Frauen

Neben Landwirtschaft und Handwerk war die Haus- und Hofwirtschaft die dritte Säule der lokalen Ökonomie Borgentreichs. Jeder der geschlechtlich konnotierten Arbeitsbereiche von Frauen und Männern war für die Aufrechterhaltung der Hofwirtschaft unverzichtbar. Frauen versorgten die Tiere, arbeiteten auf dem Feld, verarbeiteten Gemüse, Obst, Fleisch und Milch zu Mahlzeiten, machten ein, führten in vielen Fällen die Bücher des Betriebs, hielten das Haus sauber, zogen die Kinder groß und verkauften Eier und Kartoffeln an Händler, Milch an Dorfbewohnerinnen sowie an die Molkerei. Überschüsse wurden getauscht oder verkauft. Die Frauen produzierten allerdings nicht in erster Linie für den Markt, sondern für den Eigenbedarf, der so Basis und unmittelbare Voraussetzung für die Überschußvermarktung darstellte (Kolbeck 1985:57). Bei den Tätigkeiten, die Frauen im Rahmen der geschlechtlichen Arbeitsteilung der bäuerlichen Gesellschaft verrichteten, handelte es sich - bis auf wenige Ausnahmen - nicht um »hausfrauliche« Tätigkeiten, die sich auf die Innenwirtschaft beschränken - oder zumindest den Eindruck erwecken sollen, sie seien darauf beschränkt. Frauen realisierten ihre Arbeit vielmehr auf unterschiedlichsten Ebenen: im Haus, auf dem Hof, im Stall und auf dem Feld. Selbst in den heutigen vollmaschinisierten Betrieben leisten Frauen den größten Beitrag zum Familieneinkommen und tragen den größten Anteil an der Existenzsicherung landwirtschaftlicher Betriebe bei. Laut einer 1997 vorgestellten Studie des bayerischen Landwirtschaftsministeriums ist Frauenarbeit mit 54 Prozent an der Produktschöpfung beteiligt (SZ, 15.1.1997).

Frauenarbeit in der bäuerlichen Gesellschaft war und ist bis heute grundlegende Voraussetzung aller Arbeiten. Obwohl sich bereits durch den allgemeinen Strukturwandel im 19. Jahrhundert (u.a. Reduzierung der Hausgemeinschaften durch den Wegfall der Gesindearbeitskräfte) der bäuerliche Haushalt und die Vorratswirtschaft erheblich verkleinert und damit die Küche den Charakter eines Wirtschaftsbetriebes verloren hatte (Hildenbrand u.a. 1992:64ff), hätte die lokale Ökonomie auch des 20. Jahrhunderts ohne die Arbeit der Frauen nicht funktionieren können. Das war allen BorgentreicherInnen deutlich, sichtbar und vor allem auch bewußt. Nicht zuletzt weil die weiblichen Subsistenztätigkeiten in eine

generell subsistenzorientierte Ökonomie eingebettet waren, wurde ihre Notwendigkeit ebenso anerkannt wie die der Männer.

Zusätzliche Arbeitskräfte: Knechte und Mägde

Die lokale Ökonomie Borgentreichs beruhte auf dem ortsansässigen Handwerk sowie auf bäuerlicher Familienwirtschaft - nach Chayanov die Wirtschaft einer Bauernfamilie, die keine Lohnarbeiter beschäftigt, sondern ausschließlich die Arbeit ihrer eigenen Mitglieder verwendet. Chayanov (1923:10) definiert die bäuerliche Familie als einen »Kreis von Personen, die beständig an einem gemeinsamen Tisch sitzen«. In Borgentreich benötigten insbesondere die landwirtschaftlichen Betriebe mit einer größeren Fläche oftmals mehr Arbeitskräfte als in der eigenen Familie vorhanden waren. Die Knechte und Mägde rekrutierten sich zumeist aus kinderreichen Familien des Ortes, die im Vergleich zur Anzahl ihrer Kinder über wenig Land verfügten, aber nicht zwangsläufig arme Leute waren. Viele dieser Familien gaben ein oder mehrere Kinder für einen begrenzten Zeitraum zu größeren und großen Bauern in Kost und Logis. Die Knechte und Mägde erhielten in der Regel keine oder eine vergleichsweise geringe Vergütung für ihre Arbeit, die in bar oder in Naturalien ausgezahlt wurde. Man rechnete »eine Kuh für einen Großknecht«, das bedeutete, daß der Großknecht den Betrag erhielt, den eine Kuh im Jahr einbrachte. Zusätzlich gab es zu Weihnachten Arbeitskleidung und Schuhe. Es kam auch vor, daß beide Seiten die Nutzung von Land für den Kartoffelanbau aushandelten. Altbäuerin D weist darauf hin, daß Knechte und Mägde bekamen, »was sie sich vorbehielten: Es wurde ein Vertrag gemacht und der wurde eingehalten.« Knechte und Mägde lebten in den Familien und wurden meistens auch wie Familienmitglieder behandelt. Mit einem entscheidenden Unterschied: Sie gingen nicht in die Erbfolge ein. Sie hatten deshalb aufgrund ihrer Stellung nicht die Möglichkeit, sich eine unabhängige ökonomische Existenz aufzubauen.

Deshalb arbeiteten insbesondere nach dem Krieg viele Jungen, die im Alter von 14 aus der Schule kamen, einige Jahre in der Landwirtschaft und erlernten später einen anderen Beruf. Knechte und Mägde gehörten zu den ersten, die die bäuerliche Ökonomie Borgentreichs verließen und sich ab Mitte der fünfziger Jahre Lohnarbeitsplätze in der Industrie oder im Straßenbau suchten. Die außerdörfliche Lohnarbeit bot ihnen die Möglichkeit, sich auf Dauer ein eigenes Haus oder die Grundlagen für eine selbständige Tätigkeit zu erarbeiten.

Tauschverhältnisse in der lokalen Ökonomie

In den innerdörflichen Tauschkreisläufen spielte Geld eine marginale Rolle. Abrechnungen wurden am Ende des Jahres erstellt. In vielen Fällen gingen die Rechnungen auf, das heißt, beide Seiten hatten in ausgeglichener Weise füreinander gearbeitet. Weil im Dorf wenig Geld kursierte und die einzelnen Haushalte nur in begrenztem Maße über Geld verfügten, versuchte man, die ökonomischen Transaktionen zumindest im näheren Umkreis möglichst bargeldlos über die Bühne zu bringen. Wie bereits erwähnt, stand jeder Handwerkerhaushalt in einem engen ökonomischen Austauschverhältnis zu einem oder mehreren Höfen. Diese Verhältnisse wurden in der Regel an die jeweiligen Hofnachfolger »weitervererbt«. Bauer A bearbeitete beispielsweise das Land für einen Stellmacher und Metzger. Der wiederum schlachtete für die Bauernfamilie, fertigte Räder für die Erntewagen an und stellte Leitern aus hofeigenem Eschenholz her.

Die Jahresabrechnung

Am Ende des Jahres trafen sich beide zur Abrechnung. Man fragte sich gegenseitig: »Was kriegst du?« Die Antwort lautete häufig: »Nichts.« Bauer A berichtet, daß es immer sein Bestreben gewesen sei, die ökonomischen Beziehungen möglichst bargeldlos, und das heißt, orientiert am Prinzip der Gegenseitigkeit zu gestalten. In diesem sowie in zahlreichen anderen Fällen rechnete man nicht »hart« ab, nicht jede Dienst- oder Hilfeleistung wurde detailliert aufgeschrieben und ging in die Berechnungen ein. Vielmehr kalkulierte man »über den Daumen« und setzte bei der jeweils anderen Seite vor allem Aufrichtigkeit voraus. Die ökonomische Beziehung zwischen Bauer A und dem Stellmacher war also eine, die auf gegenseitigem Vertrauen beruhte. Generell läßt sich feststellen, daß die Ungenauigkeit der Rechnungen mit dem Freundschaftsgrad korrelierte. Je enger die sozialen Beziehungen, desto nachlässiger waren die Rechnungen. Viele Dorfbewohnerinnen konstatieren einen laxen Umgang mit der Berechnung von Arbeitsstunden und Produktwerten. So berichtet der Hauschlachter:

»Bei uns hat sich keiner was aufgeschrieben. Es war mal mehr, und es war mal weniger. Ob einer nun zwei oder drei Schweine schlachten ließ, das kam nicht so drauf an. Wenn das Jahr rum war, haben sich alle ‚Frohe Weihnachten< gewünscht und ‚Frohes Neues Jahr<, und dann ging's wieder weiter. Man kann auch sagen: Die Rechnung ging immer auf.«

Die ökonomischen Beziehungen dienen hier neben der Lebenssicherung dazu, die sozialen Beziehungen zu bestätigen und zu stabilisieren. Man kann sich gegenseitig Großzügigkeit erweisen, man dokumentiert, daß man nicht auf den Pfennig guckt und daß man sich im wesentlichen so behandelt wie die eigenen Familienmitglieder. Auf Gegenseitigkeit beruhende ökonomische Beziehungen schaffen (und benötigen) intensive soziale Verbindlichkeit und gegenseitige Wertschätzung.

Über die engen ökonomischen Beziehungen zwischen Hof und einigen ausgewählten Handwerksbetrieben hinaus benötigten sowohl die Bauern als auch die Handwerker in regelmäßigen Abständen weitere Produkte und Dienstleistungen aus der dörflichen Ökonomie. Hier galt umgekehrt: Je weitläufiger die soziale Verbindung, desto detaillierter die Rechnung, die sich im Durchschnitt auf einen Betrag zwischen zehn und vierzig Mark belief und die ebenfalls einmal am Jahresende geschrieben wurde. Maßeinheit der präzisierten Berechnungen war die D-Mark. In welchem Verhältnis bäuerliche Arbeit und handwerkliche Arbeit bzw. der Arbeitseinsatz in der Ernte standen, dazu werden unterschiedliche Angaben gemacht. Der Schneider nennt ein Verhältnis von eins zu zwei bis drei und Bauer B spricht von einem Verhältnis, das zwischen eins zu fünf bis sechs liegt:

»Für das Pnügen von zwei Morgen Land - mit Pferden ist das eine Arbeit von einem Tag - mußte jemand aus der Handwerkerfamilie circa eine Woche bei uns auf dem Feld arbeiten, also in einem Verhältnis eins zu fünf bis sechs. Das wurde so über den Daumen gepeilt, man nahm das mit den Arbeitsstunden nicht ganz so genau, aber ungefähr kam es so hin. Wenn jemand mehr arbeitete und weniger Land hatte, kriegte er dann noch ein Schwein dazu.«
(Bauer B)

Großzügigkeit konnten (und sollten) sich vor allem die größeren und mittleren Bauern leisten, viele »kleinere Leute« achteten dagegen sehr genau darauf, ihre Arbeitskontingente aufzuschreiben, damit es »keinen Ärger gab«, denn es konnte vorkommen, daß einer dem anderen Produkte oder Arbeitsstunden zu viel abnehmen bzw. zu wenig abgeben wollte. Präzise Berechnungen hatten aber nicht automatisch zur Folge, daß überschüssige Beträge auch ausbezahlt wurden, eben weil unter der großen Mehrzahl der Bauern fast kein Bargeld kursierte. Auf meine Frage, ob Geldbeträge auch angemahnt wurden, antwortet Altbäuerin D amüsiert:

»Natürlich kam das schon mal vor. Aber ausbezahlt worden ist es dann bestimmt nicht, das ist dann höchstens im nächsten Jahr wieder verrechnet worden.«

Der Kauf »auf Buch«

Diese Praxis war insbesondere in den nicht monetarisierten ökonomischen Beziehungen zwischen Bauern und Handwerkern üblich. Eine andere Ausgangssituation lag vor, wenn jemand baute und beim Tischler zehn Fenster bestellte. In diesem Fall wartete der Handwerker nicht bis zum Ende des Jahres, sondern schickte die Rechnung sofort heraus, denn es waren monetäre Kosten entstanden. Unmittelbar bezahlt wurde in der Regel also nur, wenn der Produzenten- rechte Materialkosten entstanden waren, die sie an Lieferanten von außerhalb zu entrichten hatten: Stoff beim Schneider, Gewürze beim Schlachter oder Artikel aus dem Dorfladen.

Über die Jahresabrechnung und die unmittelbare Löhnung hinaus existierte auch der Kauf »auf Buch«. So gehörte zum Beispiel zu einem der vier Borgenreicher Lebensmittelläden zehn Morgen Land, die ein Bauer aus der Kundschaft mitbewirtschaftete. Für das Pflügen, Eggen, Kartoffeln ausroden und Runkeln ausziehen konnte er für einen bestimmten, zuvor auf der Basis von DM-Tausch abgesteckten Betrag einkaufen. War die Summe erreicht, wurde wieder in bar bezahlt.

Ein anderer Fall: Ein Tischler baute Regale für den Gemischtwarenladen. Er schrieb keine Rechnung, sondern konnte ebenfalls so lange »umsonst« einkaufen, bis man bei dem von ihm festgelegten Preis für die Regale angelangt war. Niemand wäre auf die Idee gekommen, über entgangene Zins- und Spekulationsgewinne nachzudenken. Stattdessen stabilisiert der Preis für das Regal, indem er nicht in Geldform auftaucht, die lokalen Wirtschaftskreisläufe: Der Tischler muß in dem Geschäft, für das er die Regale gezimmert hat, zumindest so viele Waren einkaufen, wie die Regale kosten. Die Händlerin sichert sich damit die von ihr benötigten Güter und - wenigstens für eine begrenzte Zeit - einen Kunden.

Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang, daß die Arbeitskraft in der lokalen Ökonomie nicht monetarisiert war, genauer gesagt, nicht dem ökonomischen Kalkül unterlag. Das heißt, daß die eigene Arbeitskraft nicht oder nur geringfügig in die Preisgestaltung einging. So holte die Bauernfamilie A jede Woche fünf Brote beim Bäcker. Diese Brote wurden nicht bezahlt, sondern im »Brotbuch« aufgeschrieben. Familie A konnte das ganze Jahr über Brot holen, weil sie dem Bäcker während der Dreschzeit gemahlenes Getreide geliefert hatte. Mit Bargeld mußte die Familie lediglich einmal jährlich den - im Verhältnis zum Material geringen - Backlohn des Bäckers entgelten. Den bezahlten auch

diejenigen, die mit 100 Pfund Mehl zum Bäcker kamen und dafür 100 Pfund Brot erhielten. In manchen Fällen - etwa bei akuter oder chronischer Geldknappheit der Kunden - war der Naturalientausch auch komplett: Dann nahm der Bäcker überhaupt kein Bargeld, sondern ließ sich auch den Backlohn in Mehl oder Getreide auszahlen. Der Bäcker verarbeitete das Getreide dann weiter oder verkaufte es ans Kornhaus.

Der Arbeitslohn bestand also nicht zwangsläufig aus Bargeld - beim Müller war der Mahllohn sogar sehr häufig Getreide. Unmittelbar nachdem die Getreidesäcke in die Mühle kamen, wurden sie gewogen. Fünf Pfund fürs Schrotten und zwei Pfund für Schwund behielt der Müller von einem Zentner ein - beim Mahlen waren es acht Pfund und vier Pfund Schwund. Auf diese Weise mußte man nicht, so der Müller, »bei jedem Sack fragen, ob man ein paar Pfennige kriegte«. Bargeld tauchte in der Mühle nur auf, wenn ein Schweinehalter, der selbst kein Korn hatte, einige Sack Schrot kaufte oder wenn der Mahllohn in Form von Getreideüberschüssen ans Kornhaus verkauft wurde.

Funktion des Geldes und Umgang mit Geld in der einfachen Warenproduktion

Die Produktion in der lokalen Ökonomie ist immer gesellschaftliche Produktion. Das bedeutet, daß das produziert wird, was vor Ort benötigt wird, daß also die Produktion ein bewußter, gebrauchswertorientierter Prozeß ist und daß sowohl in der Produktion als auch im Verkauf die sozialen Verhältnisse reflektiert und berücksichtigt werden. Man arbeitet nicht in erster Linie für den Gelderwerb, sondern für den Eigenbedarf, und das heißt immer zugleich für die Dorfgemeinschaft. Im Zentrum ökonomischen Handelns stehen nicht abstrakte, maximierungsökonomische Erfordernisse, sondern die Subsistenzbedürfnisse der Bewohnerinnen.

Produktion und Tausch in der lokalen Ökonomie Borgentreichs entsprechen im wesentlichen dem Prozeß der einfachen Warenzirkulation, wie Marx ihn beschrieben und analysiert hat.¹⁹ Der Verkauf für den Kauf, die Verwandlung von

19 Bennholdt-Thomsen argumentiert gegen die Verwendung des Terminus »einfache Warenproduktion« u.a. deshalb, weil in ihm immer eine evolutionistische Konnotation mitschwingt. Der Begriff»... is normally understood as the phase that precedes generalized commodity production or, contemporaneously, as a remnant that will soon disappear.« (Bennholdt-Thomsen 1996:170) Obwohl mir Bennholdt-Thomsens Argumentation einleuchtet, benutze ich den Terminus, weil in ihm der Unterschied zwischen gebrauchswert-

Ware in Geld und die Rückverwandlung von Geld in Ware (W-G-W) ist im Gegensatz zum Kauf für den Verkauf (G-W-G) nicht an der Profitmaximierung, sondern an der Bedarfsbefriedigung orientiert - das Motiv der Zirkulation ist der Gebrauchswert (Marx 1980:161ff). In der einfachen Warenzirkulation ohne kapitalistische Verwertungsperspektive wird das Geld in eine Ware verwandelt, die wiederum als Gebrauchswert dient.

»Der Kreislauf W-G-W geht aus von dem Extrem einer Ware und schließt ab mit dem Extrem einer andren Ware, die aus der Zirkulation heraus und der Konsumtion anheimfällt. Konsumtion, Befriedigung von Bedürfnissen, mit einem Wort, Gebrauchswert ist daher sein Endzweck. Der Kreislauf G-W-G geht dagegen aus von dem Extrem des Geldes und kehrt schließlich zurück zu demselben Extrem. Sein treibendes Motiv und bestimmender Zweck ist daher der Tauschwert selbst.« (Marx 1980:164)

Der soziale Umgang mit der limitierten Menge an Geld, die in Borgentreich kursiert, ist - analog zum Charakter des Geldes selbst - gebrauchswertorientiert, was wiederum einen höchst differenzierten Gebrauch des Geldes erlaubt: Die Facetten des Gebrauchswerts sind »von Natur aus« vielfältiger als das Ziel der Geldvermehrung. Der soziale Umgang mit Geld bewirkt beispielsweise, daß wirtschaftlich schwache Gesellschaftsmitglieder nicht - wie in der Maximierungsökonomie - stigmatisiert und marginalisiert werden. Sie überleben unter materiell einfachen, aber nicht pauperisierten Bedingungen, weil sie von seiten der anderen Produzenten quasi aus dem monetarisierten Teil der Ökonomie herausgehalten werden und auf diese Weise integrierter Bestandteil der Gesamtkonomie bleiben können.

Auch hier zeigt sich, daß die Verwendung von Geld als Tauschmittel nicht automatisch zu einer »Neutralisierung persönlicher Bindungen« führt (Heinemann 1987:333), sondern daß es der soziale Umgang mit dem Geld ist, der die sozialen Beziehungen modelliert. Denn die Arbeit war den Handwerkern über die Erwirtschaftung eines eigenen Einkommens hinaus soziale Verpflichtung, und zwar deshalb, weil sie aufgrund der engen wirtschaftlichen und sozialen Verflechtungen in der lokalen Ökonomie die Folgen ihres Tuns oder Lassens für andere genau zu erkennen vermochten. Aus diesem Grund hatten beispielsweise kleine Bauern oder Tagelöhner, die nur allzu häufig zahlungsunfähig waren, keinen schlechten Ruf. Ihre schwache ökonomische Position wurde von den

wertorientiertem und tauschwertorientiertem ökonomischen Handeln analytisch faßbar wird. Ich benutze ihn jedoch unter Vorbehalt: Die mit dem Begriff der einfachen Warenproduktion einhergehende evolutionistische Perspektive ist von mir nicht mitgemeint.

Gläubigem u.a. damit entschuldigt, daß sie viele Kinder durchzubringen hatten. Die Grenzen, die ein solches Ökonomieverständnis der Erwirtschaftung von Geld setzt, wurden akzeptiert. In diesen Fällen, so der Schmied,

» ... war dann einfach nichts zu holen. Die hatten nichts. Und wenn sie obendrein noch schlechtes Land hatten, dann konnten sie im Winter gerade mal ihre Kohlen bezahlen. Wenn wir von diesen Leuten Geld zu kriegen hatten und es nicht kam, dann sagte man sich: „Ist eben so!“ Und dann hat man weiter für sie gearbeitet.«

Auch der Tischler hat »so manchen Betrag in den Wind geschrieben«, und der Bäcker erzählt, daß zwar die meisten Leute am Ende des Jahres ihre Rechnungen bezahlten, aber daß diejenigen, die nicht bezahlen konnten, ihr Brot umsonst bekamen: »Man konnte die Leute ja schließlich nicht verhungern lassen.« Selbstverständlich war auch, daß die Preisbildung nicht marktförmigen, sondern sozialen Kriterien unterworfen war. Ärmere Mitglieder der Dorfgemeinschaft mußten einen niedrigeren Preis nicht einmal erbitten - er wurde ihnen in den meisten Fällen gewährt, denn, so der Hausschlachter: »So viel Verstand hatte jeder Handwerker, um zu erkennen, wer wieviel bezahlen konnte und wer gar nichts.« Insbesondere die älteren Leute drängten immer wieder darauf, Waren herauszugeben, unabhängig davon, ob mit einem Gegenwert in Form von Geld zu rechnen war. Den Grund dafür nennt die Besitzerin des Schuhwarengeschäfts:

»Wir kannten ja alle familiären Schicksalsschläge und Nöte, da hat man immer mal ein Auge zugedrückt, auch in den siebziger Jahren noch, bei Sozialhilfeempfängern zum Beispiel, oder bei Leuten mit vielen Kindern. Die Älteren sagten dann immer: „Laß, wir können doch gut leben, und die haben nichts.“ Die Leute waren nicht so hinter dem Geld her wie heute. Die kleine Landwirtschaft riß vieles raus, wir hatten ja immer was zu essen. Was meinen Sie, wie viele kurz vor Weihnachten noch ankamen, wo man wußte, sie hatten wirklich nicht viel, und sie brauchten für die Kinder noch ein Paar Pantoffeln oder ein Paar Gummistiefel, die kriegten sonst nasse Füße. Und wenn sie sagten, wir bezahlen das nach Weihnachten, haben wir oft gesagt, nehmt es so mit, es ist ein Weihnachtsgeschenk von uns. Das ist zigmal passiert.«

Ebenso wie Güter wurde auch die Arbeitskraft zur Verfügung gestellt, ohne in jedem Fall mit einem Gegenwert in Form von Geld rechnen zu können. Der Schmied betont, daß er sich immer verpflichtet gefühlt habe, für seine Kunden zu arbeiten. Ein Interviewausschnitt mit dem 71jährigen Handwerksmeister bringt eine Geisteshaltung zum Vorschein, die der ökonomischen »Doktrin des privaten Vorteils« (Scherhorn) so gar nicht entsprechen will.

Frage: Wie reagierten Sie, wenn ihre Kunden nicht bezahlten?

Der Schmied: Arbeiten mußten wir ja, da waren wir ja moralisch zu verpflichtet. Dann haben wir eben aufs Geld gewartet.

Was bedeutet das, Sie waren moralisch verpflichtet?

Ja nun, wir wurden ja gebraucht. Die Bauern, die Pferde hatten, die mußten ja auch ihre Pferde benutzen, die mußten ja beschlagen werden.

Sie hätten ja sagen können, du kannst sowieso nicht bezahlen, wir arbeiten nicht für dich.

Ja, und dann? Dann hätte der Bauer seine Pferde ja nicht mehr anspannen können.

Hätte Ihnen das nicht auch egal sein können?

(erstaunt) Das war mir doch nicht egal! So viel Anstand hatte man doch.

Der »Anstand«, von dem der Schmied spricht, besteht also gerade nicht im Sinne einer monetär geleiteten »Moral« darin, die Rechnungen zu bezahlen, sondern seinen Beitrag dazu zu leisten, daß alle DortbewohnerInnen ihre Subsistenz sichern können. Dazu trugen die Ärmeren wie die Reicheren jeweils im Rahmen des ihnen Möglichen gleichermaßen bei. Die Übernahme der Verantwortung für das Wohl eines gesamt-dörflichen Zusammenhangs steht in einer alten Tradition. Die Verpflichtung zur Gegenseitigkeit war nicht nur selbstverständliche ökonomische Praxis in vor- oder frühkapitalistischen Gesellschaften, sondern motivierte auch die vormoderne philosophische Reflexion des Wirtschaftslebens. Egnér berichtet von einem Dialog zwischen Sokrates und Kritoboulos. Sokrates sagt:

»Du hast ein großes Vermögen, von Dir erwartet man daher große Aufwendungen, so um die Götter zu ehren, um die Polis bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen, aber auch um Deinen Freunden gelegentlich großzügig zu helfen.« Wenn er jedoch solchen in ihn gesetzten Erwartungen nicht entspreche, so werde man ihn wie einen Dieb behandeln.« (Egnér 1985:26)

Obwohl die antike »Wirtschaftsgesinnung« bereits auf hierarchischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Verhältnissen basierte, empfand man doch noch diejenigen, die sich bereicherten, ohne zumindest einen Anteil ihrer Gewinne an die soziale Gemeinschaft zurückzueräußern, als »Diebe«. ²⁰ Diese Moral dominierte die wirtschaftlichen Beziehungen auch in Europa, will man vom Kolonialismus absehen, bis in die Zeiten des Frühkapitalismus. Sombart zeigt in einer Studie über das europäische Wirtschaftsleben, wie sich eine sehr langsame Um-

20 Es kann an dieser Stelle nur um eine grobe Skizzierung gesellschaftlicher Trends gehen. Selbstverständlich kommt es darauf an, wer wem gegenüber welche moralischen Standards einklagen konnte - hier ist nur von den Bürgern der Polis die Rede, nicht von den Recht- und Besitzlosen.

bildung der Ansichten darüber vollzieht, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen Geschäfte abgewickelt werden konnten, sollten oder durften. Bis ins 18. Jahrhundert hinein bleibt der »Geist des Mittelalters« dominant: Verpönt war jeglicher schranken- und rücksichtslose Erwerb auf Kosten anderer. Es galt die Grundidee

» ... daß auch die wirtschaftliche Tätigkeit dem Ganzen zu dienen habe, und daß es in der Macht des sittlichen Menschen liege, so seine Geschäftstätigkeit einzurichten, wie es für eine harmonische Entfaltung aller Glieder des großen gesellschaftlichen Organismus dienlich sei.« (Sombart 1928:38)

Für die moderne Wirtschaftsordnung wird dagegen, so etwa von Weber, die Nichtethisierbarkeit der Beziehungen der Wirtschaftssubjekte untereinander als ein zentrales Problem beklagt. Sombart betont, wie gesagt, daß die von ihm so genannte »traditionalistische Sinnesrichtung« auch noch in der frühkapitalistischen Epoche präsent war. Nicht nur bis ins 18., so könnte man auf dem Hintergrund der vorliegenden Studie über die lokale Ökonomie Borgentreichs bemerken, sondern offensichtlich auch innerhalb hochindustrialisierter Gesellschaften kann die gemeinschaftliche, auf Gegenseitigkeit beruhende Subsistenzsicherung bis weit ins 20. Jahrhundert hinein im Zentrum ökonomischen Handelns stehen.

Zum Begriff der Moral Economy

Ein allen Gesellschaftsmitgliedern zugesichertes Recht auf Subsistenz ist zentrales Merkmal einer Moral Economy. Der Wirtschaftshistoriker E. P. Thompson prägte diesen Begriff, um den Komplex sozial und moralisch ausgerichteten ökonomischen Handelns der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert zu analysieren. Er vertritt die (ökonomische Anti-)These, daß nicht »Hunger und blinde Instinkte« die Korn- und Brotaufstände des 18. Jahrhunderts motivierten, sondern ein im Volk verbreiteter Konsens, traditionelle Subsistenzrechte und -gebräuche gegenüber der »Entmoralisierung der neuen Ökonomie« verteidigen zu müssen (Thompson 1980:80). Thompson interpretiert die Lebensmittelunruhen als bewußte Revolten gegen die Verletzung der Reziprozitätslogik. Die Forderungen der Leute waren seiner Meinung nach eindeutig: Nicht marktwirtschaftliche Gesetze sollten die Preise der Grundnahrungsmittel festlegen, sondern ein für alle Menschen vorhandenes, subjektives Recht auf Subsistenz.

Dieses Recht steht auch im Mittelpunkt der Analyse Scotts, der den Begriff der Moral Economy auf bäuerliche Gesellschaften Südostasiens anwandte (Scott

1976). Mies weist allerdings darauf hin, daß dieser Begriff mißverstanden werden könne. Moralisch sei nicht im Sinne von moralistisch zu verstehen, denn der moralökonomische Kodex unterscheide nicht nur zwischen »gut« und »böse«. Die Normen, Verpflichtungen und Institutionen seien weder gut noch schlecht, sie seien ganz einfach notwendig:

»Die ‚Moral‹ der Moral Economy basierte nicht auf irgendwelchen Geboten oder Verboten einer irdischen oder außerirdischen Autorität, sondern auf der realistischen Erkenntnis der ökologischen, sozialen, ökonomischen Grenzen einer bestimmten Region, eines Territoriums und der Gemeinden, die dort lebten.« (Mies 1994:8)

Eine solche Sicht der Moral Economy impliziert, daß die neoklassische Trennung von Moral und Interesse eine ideologische ist, oder daß sie zumindest nicht im Sinne einer anthropologischen Konstante verallgemeinert werden kann. Die Neoklassik hält moralisch motiviertes wirtschaftliches Handeln für irrational, weil ihr Rationalitätsbegriff auf die Verfolgung des »persönlichen Interesses« gleich der Maximierung von Geld und Waren verengt ist. In einer Gesellschaft jedoch, in der die moralökonomischen Vorgaben dem Überleben aller dienlich sind, fällt der konstruierte Gegensatz zwischen persönlichem Interesse und Moral in sich zusammen, denn das persönliche Interesse ist mit den moralökonomischen Vorgaben identisch und ergo das Handeln rational (Schultz 1995, Popkin 1979).

Kein Recht auf Geld

Das allen Gesellschaftsmitgliedern zugesprochene Recht auf Subsistenz bedeutet folgerichtig, daß ein Recht auf Geld nicht garantiert werden kann. In Borgetreich war der Umgang mit Geld in erster Linie einer mit real oftmals nicht vorhandenem Geld. Bezahlt wurden viele Rechnungen - wenn überhaupt - erst Monate nach Erhalt. Die Handwerker hatten geduldig auf ihr Geld zu warten. Verging eine sehr lange Zeit, suchte man die Schuldner gelegentlich zu Hause auf und mahnte den ausstehenden Geldbetrag höflich an. Aber eigentlich, so der Sattler, »war das nicht üblich.« Erst wenn die Schuldner erneut mit einer Arbeit zu ihm kamen, »besannen sie sich ab und zu doch darauf, daß wir noch was zu kriegen hatten.« Aber selbst dann kam es vor, daß die Handwerker mit einigen Sack Roggen, Saatgut oder einem Ferkel nach Hause geschickt wurden. Diese Naturalien gebrauchten die Handwerker dann entweder selbst, oder sie wechselten kurzzeitig ihren Beruf und wurden zu Getreide- oder Saatguthändlern, um

der von ihnen geleisteten Arbeit zu einem monetären Ertrag zu verhelfen. Der Schäfer, der täglich auf die Höfe kam, nahm des öfteren die Gelegenheit wahr, an die Rückstände zu erinnern. Die Bauern reagierten gelassen. Sie antworteten ihm für gewöhnlich: »Och, da hab ich gar nicht mehr dran gedacht. Holt euch doch ein paar Runkeln vom Feld.«< Der Schäfer war's zufrieden: »Damit waren wir dann auch wieder ein Stück weiter.«

An der Zögerlichkeit, mit der ausstehende Geldbeträge eingefordert wurden, zeigt sich, daß offenbar kein gesellschaftlich verallgemeinertes Bewußtsein darüber existierte, daß es so etwas geben könnte wie ein »Recht auf Geld«. Wären die Handwerker davon überzeugt gewesen, daß ihnen monetärer Lohn für ihre Arbeit zugestanden hätte, hätten sie ihn wahrscheinlich mit einer größeren Vehemenz einzutreiben versucht. Im Borgentreich der fünfziger und sechziger Jahre war es aber genau umgekehrt: Die Erinnerung an ausstehende Beträge war den Gläubigern oftmals derart peinlich, daß sie gar nicht erst mahnten, und wenn, dann höchstens ihre Kinder vorschickten. Den Schuldnern dagegen war das Ausstehen eines Geldbetrages sehr viel weniger unangenehm. Viele pflegten einen äußerst selbstbewußten Umgang mit Schulden, wie der heute noch erboste Schuster schildert:

»Als Kind mußte ich einmal im Jahr Rechnungen rumbringen. Das ganze Jahr über hatten die Kunden anschreiben lassen. Und wenn man die Rechnungen dann brachte, wurde man teilweise von den Bauern noch angepöbelt und rausgeworfen. Die sagten dann: >Wenn das nächste Milchgeld fällig ist, dann kannst du wiederkommen.< Das war noch in den 70ern so, daß sie einen oft ein halbes Jahr warten ließen, bis sie sich bequemten zu zahlen. Und wenn man sich dann mal erlaubte, eine Mahnung zu schicken, dann war man den Kunden los.«

Mahnungen zu schreiben oder das Geld säumiger Kunden per Gerichtsbeschluß einzutreiben, hätte in der lokalen Ökonomie unweigerlich einen Prestigeverlust nach sich gezogen. Weil alle alle kannten, war man unmittelbar mit den Schicksalen der einzelnen Leute verbunden und mußte die eigenen Forderungen nicht nur von der geleisteten Arbeit, sondern auch von der *Zahlungsfähigkeit* der Geschäftspartner abhängig machen. Mahnungen zu schreiben hätte bedeutet, den sozialen Hintergrund der Zahlungsunfähigkeit mutwillig zu ignorieren. Und das »tat man« eben nicht. Der Tischler:

»Naturalien konnten die Bauern immer leichter weggeben als Bargeld. Zum Rechtsanwalt ging man nur im ganz äußersten Fall. Ich persönlich hab das Geld dann lieber in den Wind geschrieben. Zum Gericht gehen? Ich weiß nicht, ob das der richtige Weg ist.«

Heute ist es in Borgentreich genauso üblich, Mahnungen zu schreiben wie in Bielefeld oder Washington D.C. - wohl kaum ein Unternehmer könnte sich angesichts der globalisierten Wettbewerbssituation eine vergleichbar großzügige Umgehungsweise mit seinen eigenen Ressourcen erlauben wie beispielsweise ein Borgentreicher Tischlermeister aus den fünfziger oder sechziger Jahren. In einer überwiegend von anonymisierten Warenbeziehungen dominierten Ökonomie tauchen die sozialen Verhältnisse aus gutem Grund in den monetären Beziehungen nicht mehr auf. Erst ihre Ausblendung ermöglicht einen anderen Umgang mit Geld, und dieser wiederum erlaubt die Reduktion von Menschen auf Schuldner, deren Schicksal an Institutionen wie das Gerichtswesen oder die Schuldnerberatung delegiert werden kann.

Traders' Dilemma und Free-Rider-Verhalten

Ökonomische Beziehungen, die auf gegenseitiger Verpflichtung, dem Kauf auf Buch sowie auf Naturalientausch basierten, kamen nicht allen Borgentreichern gleichermaßen entgegen. Während sie für die genuin lokalen Wirtschaftskreisläufe von Nutzen waren, klagten insbesondere die Geschäftsleute, die auf Geldeinnahmen angewiesen waren, über die schlechte monetäre Zahlungsmoral im Ort. So wurde der Bauunternehmer, der in der Nachkriegszeit viele Ställe mit hohem Lohnaufwand bauen ließ, oftmals in Naturalien, Vieh oder Wiederhilfe bezahlt. In seinen Lohnbüchern vermerkte er des öfteren als Gegenleistung für den Bau eines Stalles eine Gans. Der Unternehmer stand in der Folge vor dem Problem, seine Maurer in bar bezahlen müssen.

»Da hat derjenige, der mir die Gans gegeben hat, natürlich nicht nach gefragt. Die Maurer mußte ich von der Substanz des Betriebes bezahlen. Mit Naturalien waren keine Arbeiter zu bezahlen, die hatten alle genug zu essen von ihrem eigenen Land. Jeder Maurer fütterte sein Schwein.«

Für den bereits im 18. Jahrhundert gegründeten und bis 1978 existierenden Schuhmacherbetrieb mit dazugehörigem Schuhgeschäft ergab sich folgendes Problem: Über die Geldforderungen der Lieferanten aus der Ökonomie »von außerhalb« der eigenen, in der moralökonomischen Gesetze nichts galten, wirkte die Maximierungsökonomie direkt in die Moral Economy Borgentreichs hinein. Die Schuhmacherfamilie mußte auf der einen Seite an der Geld- und Warenökonomie teilnehmen, sah sich aber auf der anderen Seite verpflichtet, bei der Weitergabe der Güter die sozialen Verhältnisse vor Ort zu berücksichtigen.

Ein klassischer Fall des »Traders' Dilemma« (Evers 1987, Evers/Schrader 1994).

»Als ‚Mittelsmänner< zwischen der Moralwirtschaft und der Marktwirtschaft tragen solche Händler das Risiko des wirtschaftlichen Verlustes auf der einen und der sozialen Diskriminierung auf der anderen Seite.« (Schrader 1994: 14)

Die Lösung des Traders' Dilemma kann in Migration oder in der Bildung von Händlerminoritäten liegen (Evers/Schrader 1994). In Borgentreich fütterten viele Handwerker Schweine nicht nur für den Eigenbedarf, sondern auch für den Verkauf, um Bargeld für ihre Lieferanten zu haben. Die Schuhmacherfamilie versuchte, die Geldforderung von seiten der Geldwirtschaft unter Zuhilfenahme von Krediten aus derselben zu bedienen: Der Schuhmacher lieh sich Geld von der Bank, um seine Lieferanten bezahlen zu können: zweifellos eine einseitig zu Lasten der Händler gefundene Lösung des Dilemmas. Hätte die Familie nicht zusätzlich zum Betrieb eine Subsistenzgrundlage gehabt - vier Hektar Land sowie zwei Kühe und einige Schweine - »dann hätten wir manchmal gar nicht überleben können.« Die Aufnahme von Krediten veranlaßte die Schuhmacherfamilie Anfang der siebziger Jahre zur Einführung von halbjährlich statt jährlich geschriebenen Rechnungen. Aber auch das brachte viel Ärger ein:

»Die Bauern waren das Bezahlen einfach nicht gewohnt. Das war nicht unbedingt böse Absicht, aber Verständnis für die kleinen Handwerker hatten sie auch nicht gerade.«

Ein weiteres Argument, was von seiten einiger Geschäftsleute gegen die Moral Economy vorgebracht wird, ist ihre Anfälligkeit - insbesondere im Übergangsstadium zur Marktwirtschaft - für einseitige Ausnutzungsversuche. Die Schuhmacherfamilie fühlte sich der lokalen Ökonomie im gewissen Maße ausgeliefert, da sie meinte, auf unangemessene Verhaltensweisen von seiten der Kundschaft nicht adäquat reagieren zu können. Ärgerlich fand sie, daß im Jahr der Schließung 1978 Kunden, die noch Rechnungen offenstehen hatten und diese auch nicht mehr zu bezahlen gedachten, trotzdem auf der Jagd nach Schnäppchen in den Schlußverkauf kamen. Diese Leute mußten sich innerlich auf die immer noch geltende Regel berufen haben, wir sind nicht reich, also brauchen wir auch nicht zu bezahlen. In den Siebzigern zahlten zwar mehr und mehr Leute beim Schuhkauf in bar, wer jedoch nicht konnte oder wollte, ließ weiterhin anschreiben. Was die Schuhmacherfamilie besonders empörte, war, daß einige dieser Leute durchaus über das Geld verfügten, in Paderbomer Kaufhäusern Schuhe zu erstehen.

»Dann brachten sie uns diese Schuhe auch noch zur Reparatur. Sie schickten die Kinder mit einem Zehnmarkschein los, um die Schuhe abzuholen. Aber die Latte an Rechnungen blieb.«

Hier handelt es sich gewissermaßen um ein »verlängertes Traders' Dilemma«. Die Geschäftsleute versuchten sich nach wie vor dem moralökonomischen Kodex zugunsten ihrer Kunden zu unterwerfen, die Kunden jedoch, die ja davon eigentlich profitierten, verließen den Boden der Gegenseitigkeit und verschärfen das Dilemma durch ein Verhalten, das die neoklassische Lehrbuchökonomie »Free-Rider-Verhalten« oder »Trittbrettfahren« nennt. Ermöglicht wird es, weil die Vorteile, die sich aus einem moralökonomischen Verhalten ergeben, Vorteile sind, von denen auch diejenigen profitieren, die selbst nichts beisteuern (Vanberg 1987:265). Free-Rider-Verhaltensweisen stellen allerdings nicht kein generelles Phänomen in Moral Economies dar, sondern werden erst dann zum Problem, wenn die Leute durch erfolgreiche ökonomische Aktivitäten in der monetären Ökonomie (beispielsweise durch einen Lohnarbeitsplatz) die Abhängigkeit von anderen auf ein Minimum reduzieren können. Free-Rider-Verhalten als Profitieren von Reziprozität ohne eigene Gegenleistungen tritt dann gehäuft auf, wenn sich die Gesellschaft im transitionalen Stadium befindet. Free-Rider-Verhaltensweisen sind zum einen Folge des Transformationsprozesses, zum anderen beschleunigen sie ihn in seiner Wirkung: Wenn Menschen bemerken, daß andere sich bereits nicht mehr an den moralökonomischen Verhaltenskodex halten, befürchten, übervorteilt zu werden bzw. potentielle Vorteile - etwa Preisvorteile, die der Einkauf im weit entfernten Supermarkt bietet, nicht wahrzunehmen - »blöd« zu sein, wie die Media-Markt-Werbung heute in gnadenloser Offenheit vermittelt - dann verlassen sie den Boden der Gegenseitigkeit. Die Gemischtwarenhändlerin berichtet:

»Bei uns gab es freitags immer einzelne gesalzene Heringe. Das war viel Arbeit, da haben wir nicht viel dran verdient, das war mehr ein Service in der Hoffnung, daß die Leute dann auch noch was anderes kaufen. Aber manche Leute waren so dreist, die holten sich nur den Hering. Da war ich wütend, da habe ich dann auch schonmal eine spitze Bemerkung gemacht. Aber das half nichts.«

Der letzte Borgentreicher Schuhmacher konnte die Kombination aus Traders' Dilemma und Free-Rider-Verhalten nicht dauerhaft durchhalten. 1978 schloß er den Betrieb.

»Die Unverschämtheiten vieler Leute haben uns den Entschluß leicht gemacht, das Geschäft zu schließen. Sie glauben gar nicht, wie viele Rechnungen zum Schluß noch offenstanden.

Und zwar von Leuten, die durchaus hätten bezahlen können. Wir sind nicht hinter dem Geld hergelaufen. Aber in unseren Augen war das Betrug.«

Betrugsfälle sind auch in der funktionierenden Moral Economy vorgekommen. Gelegentliche und harmlose Fälle von Gaunereien bedrohten jedoch weder die einzelnen Handwerker noch die lokale Ökonomie als Ganzes in ihrer Existenz, wie das folgende Beispiel verdeutlichen soll: Beim Schlachten wurde nicht am Ende des Jahres, sondern am Ende der Saison abgerechnet, also im Frühjahr. Für die meisten Familien wurden während des Winterhalbjahres mehrere Schweine geschlachtet: Um Allerheiligen herum das erste, vor Weihnachten das zweite,

» ... und beim letzten Schwein im Frühjahr saß man dann mit einem Schnaps und einer Zigarre am Tisch und manchmal ,ging dann das Krakeelen los<, das heißt, sie wollten ein Schwein verschwinden lassen. Sie sagten , Wie, das sollen vier Schweine gewesen sein? Ich dachte, das wären nur drei gewesen.<Das hab ich erlebt. Nicht oft, aber ich hab es erlebt.«

Der Hausschlachter erzählt die Begebenheit als Anekdote. Einerseits ist ihm immer noch ein Anflug von Ärger über die vereinzelt Versuche, ihn übers Ohr zu hauen, anzumerken, andererseits weiß er jedoch um die relative Harmlosigkeit dieser Unterfangen, und daß es lediglich eines Einspruchs von seiner Seite bedurfte, um den Betrugsversuch zu unterbinden.

Reziprozität: alltagsstrukturierendes Prinzip der lokalen Ökonomie

Ein wesentlicher Ausdruck des reziproken Charakters der dörflichen Ökonomie ist die sogenannte Wiederhilfe. Tätigkeiten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt im Jahr viele Arbeitskräfte auf einmal erforderten, wurden in Wiederhilfe verrichtet. Zum Beispiel das Dreschen: Man bestellte die Dreschmaschine, sammelte 15 bis 20 Helferinnen und Helfer aus dem Kreis zusammen, dem man nachbarschaftlich, verwandtschaftlich oder freundschaftlich verbunden war. Diese Leute, meist selbst Bäuerinnen und Bauern, arbeiteten dann einen oder mehrere Tage nur für den einen Hof. Waren sie selbst mit dem Dreschen an der Reihe, halfen die Familienmitglieder dieses Hofes dann bei ihnen. Auf das Kommen der Helferinnen und Helfer war hundertprozentiger Verlaß - die Wiederhilfe-Aktivitäten hatten bei allen Beteiligten allerhöchste Priorität, denn Dresch- oder Erntearbeiten waren sowohl wetter- als auch maschinenabhängig und ließen keinen zeitlichen Aufschub zu. Bäuerin E:

»Wenn andere eine Maschine bestellt hatten, dann ließ man alles fallen und ging hin. Das war selbstverständlich. So ging das beim Kartoffelausmachen auch.«

Die Arbeitskräfte wurden aus der Küche des Hofes, auf dem gedroschen wurde, einen Tag lang beköstigt - zu Hause gab es kein Essen, weil auch die Frauen auf den Feldern waren. Zwei Mahlzeiten nahm man auf dem Feld ein und eine in der Küche des Hofes. Von der kochenden Frau erwarteten alle Beteiligten eine adäquate Anerkennung der Arbeitsleistung durch ein Sonntagsessen: Ein einfacher Eintopf reichte nicht aus, es mußte schon Braten mit Gemüse und Kartoffeln sein. Durch das gute Essen wurde auch deutlich gemacht, daß die Helfenden »zur Familie« gehörten. Bis Anfang der siebziger Jahre waren auf Wiederhilfe beruhende Ernteeinsätze die Regel in Borgentreich. Die ersten Mähdrehscher tauchten zwar bereits Mitte der 60er auf, wurden aber zunächst nur bei der Gerste und auch dort sehr verhalten eingesetzt. Die Erntezeiten werden von den meisten InterviewpartnerInnen als sehr arbeitsintensiv, jedoch immer auch als soziales Ereignis par excellence geschildert. Bäuerin E:

»Als ich ein junges Mädchen war, hab ich im Herbst drei Wochen lang jeden Tag Kartoffeln ausgemacht, immer auf einem anderen Acker. Danach kamen die Runkeln. Das war harte Arbeit, aber es war eine schöne Zeit. Es ist schön, wenn so viele zusammen sind, da haben wir viel Spaß gemacht.«

Auch die Nachbarschaftshilfe beruhte auf Gegenseitigkeit. Wenn irgendwo eine Kuh kalbte, holte man die Nachbarn auch nachts aus den Betten, ohne daß dies jemand als Eingriff in die Intimsphäre empfunden hätte. Nachbarschaft hatte, insbesondere außerhalb des Dorfkerns, einen ebenso hohen Stellenwert wie Verwandtschaft. Wenn in einem Haus gewurstet wurde, verteilte man die Fleischbrühe an einen festen Kreis in der Nachbarschaft. Waren die Nachbarn dann wiederum mit dem Schlachten an der Reihe, konnte man die Fleischbrühe fest in den eigenen Speiseplan einbauen. blieb bei Feiern Kuchen übrig, profitierte davon die Nachbarschaft, auch und erst recht, wenn sie auf der Feierzugegen war. Der Austausch und das Schenken von Lebensmitteln gehörte nicht nur zu den Ritualen der Feste, sondern war fester Bestandteil des alltäglichen Miteinanders. Der Sattler berichtet:

»Wenn einer Salz oder Zucker im Hause hatte, dann reichte das. Alle waren wie eine große Familie. Wenn man bei den Leuten zu Hause arbeitete, dann mußte man mit an den Tisch. Frühstück brachten sie einem auch noch. Man wurde behandelt, als ob man dazugehörte.«

Dem Prinzip der Reziprozität hatten sich alle anderen Prinzipien der Allokation und der Arbeitsorganisation unterzuordnen. Dem Bauunternehmer, der seinen

Betrieb in den achtziger Jahren auslaufen ließ, bevor er 1993 endgültig schloß, ist klar, daß eine Weiterexistenz des Unternehmens unter den Konkurrenzbedingungen der Marktwirtschaft eine Belegschaft mit einer anderen ökonomischen »Mentalität« erfordert hätte. Außerdem wären Maurer vonnöten gewesen, die nicht mehr den moralökonomischen Erfordernissen der lokalen Ökonomie verpflichtet gewesen wären.

»Mir konnte es passieren, daß in der Erntezeit zwei, drei Leute ausfielen, auch wenn wir Termine einhalten mußten. Die Ernte war für die Leute einfach wichtiger als ihr Job am Bau. Ich war dagegen machtlos. Ich konnte die Leute ja nicht deswegen rauswerfen, weil sie ihre Ernte einbringen mußten. Das konnte ich mir hier auf dem Land nicht erlauben. Ich hatte das anzuerkennen. Wir waren mit unseren Leuten ja auch familiär immer verbunden, daß man versuchte, das einvernehmlich zu lösen. Ich fühlte mich den Familien ja auch verpflichtet. Das war alles ein überschaubarer Bereich.«

Ob der studierte Tiefbauingenieur diese engen Verbindungen auf dem Hintergrund seiner Vorstellungen vom Unternehmersein eher schätzte oder ob er sich durch sie tendenziell in seiner unternehmerischen Tätigkeit behindert fühlte, wollte ich von ihm wissen. Er antwortete:

»Natürlich kann man auf diese Weise weniger Gewinn machen. Aber auf der anderen Seite geht es so menschlicher zu, und das schätzen wir auch. Wir haben uns nicht auf Kosten der Leute ungerechtfertigt bereichert. Ich wüßte nicht, daß es mal Streit oder fristlose Kündigungen bei uns gegeben hätte. Natürlich haben auch unsere Mitarbeiter sich anders verpflichtet gefühlt, haben auch mal Überstunden und Samstagsarbeit gemacht.«

Ebenso wie im Bereich der Lohnarbeit oder der alltäglichen Nachbarschaftshilfe war Reziprozität auch in den Handelsbeziehungen das dominierende Prinzip. Wer eine Bäckerei oder ein Lebensmittelgeschäft betrieb, mußte sich die **Kunden** und Kundinnen des Ladens sehr genau angucken: Kaufte Schneidermeister X regelmäßig ein, war klar, daß der Anzug des Ladenbesitzers bei ihm maßgeschneidert werden mußte. So ging es in allen anderen Branchen auch. Man verpflichtete sich gegenseitig zum Kauf und zur Abnahme der jeweils angebotenen Produkte und Dienstleistungen. Lediglich im vorweihnachtlichen Verkauf kauften alle bei allen ein. So war das Weihnachtsgeschäft für die Gemischtwarenhändlerin deshalb immer gut, weil Geschäftsleute zu größeren Einkäufen kamen, die ihre ökonomischen Beziehungen während des Jahres mit anderen Gemischtwarenhändlern pflegten. Einmal im Jahr zeigte man Präsenz und bekundete in ritualisierten Freundschaftseinkäufen gegenseitige Wertschätzung und Kooperationsbereitschaft.

Kooperation und Konkurrenz unter Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten

Kooperation wurde in der Moral Economy nicht nur zwischen Handwerkern und Bauern, sondern auch unter Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten großgeschrieben. In den Schuhläden des Ortes sowie der näheren Umgebung wurden teilweise sogar die Sortimente ausgetauscht. Der Schuster:

»Einer hat dem anderen ausgeholfen, wenn mal was fehlte. Das klappte sehr gut. Wir betrachteten uns nicht als Konkurrenz, sondern als Kollegen.«

Die Gemischtwarenhändlerin bestätigt diese Praxis:

»Jedes Geschäft hatte so seine Kundschaft. Konkurrenz gab es eigentlich nicht, das kam erst später auf. Wir haben uns oft gegenseitig ausgeholfen, wenn mal was fehlte, was man so schnell nicht bestellen konnte.«

Fast alle Gesprächspartnerinnen reagierten auf Fragen nach Konkurrenz verwundert bis amüsiert. Die Damenschneiderin fragt: »Konkurrenz? Nein, das hat es nicht gegeben. Alle hatten ihre Arbeit, und alle hatten genug Arbeit.« Der Sattler betont umgekehrt Kooperation als verbindendes Element unter den Handwerkern:

»Konkurrenz gab es unter Sattlern nicht, im Gegenteil. Wenn mal was fehlte, tauschten wir Arbeitsmaterialien aus, und wenn man einen Rat brauchte, dann ging man zum Kollegen. Das Verhältnis war mehr so kollegial, wir waren ja auch zusammen im Musikverein.«

Der einzige Handwerker, der diese Einschätzung nicht teilt, ist der Schneider. Er berichtet von einem Konkurrenzkampf unter den Borgentreicher Henenschneidern, der in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg ausgefochten wurde. Die Schneider, es gab sieben Betriebe am Ort, hätten kaum miteinander gesprochen und versucht, über Dumpingpreise den einen gegen den anderen auszuspielen. Ein untypisches Verhalten für die Borgentreicher Moral Economy, das im Zusammenhang mit der geänderten ökonomischen Praxis erst während der zunehmenden Öffnung des Ortes für die Marktwirtschaft üblich wurde. Erklärbar wird die Konkurrenz durch die Tatsache, daß es offenbar zu viele Schneider am Ort gab und daß das Angebot die Nachfrage überschritt. Schließlich wären Preisvergleiche und (Sonder-)Angebote auch in anderen Branchen möglich gewesen, dort unterlag das Verhalten aber in der Regel dem moralökonomischen Kodex.

Man kann aus diesem Fall den Schluß ziehen, daß eine Moral Economy nur dann funktioniert, wenn genügend Ressourcen für die Existenzsicherung aller vorhanden sind. Hierin wird der Grund liegen für die Kontrolle der Zünfte über

die Zahl der Handwerkerstellen sowie für die Protegierung der lokalen und regionalen Märkte in den vergangenen Jahrhunderten. Waren die lokalen Wirtschaftskreisläufe nicht mehr geschützt, zum Beispiel durch eine frühe Beeinflussung des Dorfes durch die Industrialisierung, stand das in Borgentreich selbstverständliche Recht auf Subsistenz nicht im Mittelpunkt der dörflichen Ökonomie. Ilien/Jegggle schreiben über das Dorf Hausen im 19. Jahrhundert:

»So wenig wie man mitfühlte, wenn die Maus von der Katze gefressen wurde, so wenig ging man emotional auf die sichtbare Not im Dorf ein. Denn Barmherzigkeit konnte im Grund nichts verändern, sie konnte, sollte sie mehr sein wollen als ein linderndes Almosen, nur die eigene Position gefährden.« (Ilien/Jegggle 1978:88)

Der Kampf »Jeder gegen Jeden« resultiert hier aus den knappen Mitteln, die der Dorfgemeinschaft zur Verfügung standen. Die Kultur der Gegenseitigkeit benötigt eine materielle Grundlage, auf der sie sich entfalten kann. Diese Grundlage war in Borgentreich generell vorhanden, unter den Schneidern in den letzten Jahrzehnten jedoch nicht. Von daher wundert es nicht, daß der Schneider der einzige der von mir interviewten Handwerkern ist, der dem Naturalientausch und dem Kauf auf Buch skeptisch gegenübersteht. Seine Devise lautet: »Das Beste ist bar gegen bar.« Bemerkenswert ist gleichzeitig, daß der Schneider einer der wenigen ist, die nicht die schlechte monetäre Zahlungsmoral im Ort beklagen. Er mußte nicht, wie die meisten anderen Handwerker, hinter dem Geld seiner Kunden herlaufen. Die Leute wußten, daß der Schneider stärker auf monetäre Einkünfte angewiesen war als andere Handwerker, die auch Lieferantenrechnungen zu begleichen hatten. Mit diesen hochdifferenzierten ökonomischen Umgehensweisen der lokalen Akteure sollte es im Zuge des Modernisierungsprozesses schnell vorbei sein, wie das nun folgende Kapitel zeigen wird.

3. Der Niedergang der lokalen Ökonomie

»Durch die Massentierhaltung haben wir Wohlstand gekriegt in Deutschland. Die Lebensmittel sind billig, und die Leute kriegen für ihr Geld viel mehr. Früher mußte man für ein Paar Schuhe einen Monat arbeiten. Heute will jeder ein Auto und in Urlaub fahren, und wenn die Lebensmittel dann so teuer wären wie sie früher waren, dann könnte man sich das alles nicht leisten. Wir Bauern haben schon vor dem Krieg für einen Zentner Weizen 13 Mark gekriegt, heute kostet er 16 Mark. Das ist kaum ein Unterschied. Anfang der 50er Jahre hat eine Kuh 1000 Mark gekostet, heute liegt der Preis noch darunter. Die Lebensmittel müssen scheinbar billig bleiben, und darum kommt auch das mit der Gentechnik.«

Bauer 0

»Hoffentlich nicht.«

Bäuerin 0

Der Übergang von der Moral Economy zur Maximierungsökonomie vollzog sich massiv in den sechziger und siebziger Jahren und vollzieht sich schleichend und fast unbemerkt bis heute. In Borgentreich pa>siert das, was andernorts schon längst vollzogen war. Die Dynamik, die die einfache Warenproduktion ins Leben gerufen hatte, machte ihr nun die Produktionsmittel, die Arbeitskräfte und den Absatz streitig. Luxemburg (1923:321) schrieb Anfang des Jahrhunderts:

»Zuerst war der Zweck die Isolierung des Produzenten, seine Trennung von der schützenden Gebundenheit des Gemeinwesens, dann die Trennung der Landwirtschaft vom Handwerk, jetzt ist die Trennung des kleinen Warenproduzenten von seinen Produktionsmitteln die Aufgabe.«

Der Prozeß der Trennung der ProduzentInnen von ihren Produktionsmitteln verlief in Borgentreich vergleichsweise unspektakulär und unter aktiver Mithilfe der meisten Betroffenen. Kaum waren die ersten Autos da, fuhren die Leute in die Städte, kauften dort »billiger« ein, schätzten die eigenen Produkte weniger wert, ersetzten Pferde durch Traktoren, Holzräder durch Gummiräder, Massivholzschränke durch Einbauküchenelemente, die gemeinsamen Abende auf

der Bank durch den Fernsehsessel und, last not least, den Bauernhof durch das kleinstädtische Einfamilienhaus mit angebautem Intensivmaststall.

Nicht nur die Straßen, auch die Höfe wurden gepflastert. Die neuen Ausiedlerhöfe versteckten die Erde als erste Voraussetzung ihrer Existenz unter Beton. Fachwerk verschwand hinter Eternitplatten, auf Holzfußböden goß man Zement. Die Höfe sollten »sauber« aussehen und sich möglichst nicht mehr von den Häusern der anwachsenden nicht-bäuerlichen Bevölkerung unterscheiden. Die Gänse auf den Dorfstraßen mußten den Autos weichen. Das kommunale Land, auf dem sie zu weiden pflegten, wurde jetzt zum Aschenfußballplatz für die männliche Dorfjugend. Die zu jedem Haus gehörenden Ställe riß man ab und baute Garagen an ihre Stelle. Träger und Vorantreiber der Modernisierung ist auf der Makroebene die staatliche Modernisierungspolitik und auf der Handlungsebene primär die männlichen Vertreter der Nachkriegsgeneration, die sich nicht mehr als Bauern, sondern als Agrarunternehmer, nicht mehr als Handwerker sondern als Lohnarbeiter verstehen; sekundär deren Frauen, die keine Bäuerinnen mehr sein wollen, sondern kleinstädtische Hausfrauen, die den Stall nur noch betreten, um den chronisch kranken Tieren Antibiotika zu spritzen.

Im folgenden sollen zwei Fragestellungen beleuchtet werden: Zum einen interessiert mich, wie sich ökonomisches Handeln und seine Motivation gewandelt haben, und zum andern, aus welchem Grund ein ökonomischer Zusammenhang derart schnell und unspektakulär von der gesellschaftlichen Bühne verschwinden konnte; durch welche sozialen und strukturellen Mechanismen sich also die ehemals weitgehend selbsterhaltende lokale Ökonomie sowohl »von außen« (Agrarpolitik, Modernisierungspolitik, modernisierungsorientierte Beratung durch Agrarbehörden) als auch »von innen« (Transformation auf der Handlungsebene) in einen x-beliebigen Standort der globalisierten Zuteilungsökonomie (Gronemeyer 1988) verwandeln konnte. Die moralökonomische Orientierung starb mit den alten Leuten - sie schien von heute auf morgen aus der Welt gewesen zu sein.

Die Vorgaben der Agrarpolitik

Mit den vergleichsweise kostspieligen Traktoren hielt in den fünfziger Jahren der Zwang zum Gelderwerb Einzug in die landwirtschaftlichen Betriebe. Je mehr Maschinen und teures Gerät von den aufstrebenden Höfen angeschafft

wurden, desto stärker wuchs die Notwendigkeit zur kapitalintensiven Produktion: Die Bauern importierten immer mehr Maschinen, Saatgut, Dünger, Futtermittel und andere Produktionsvorleistungen vom Weltmarkt. So wurde auf den bundesdeutschen Höfen bereits im Jahr 1982 mehr als die Hälfte des Produktionswertes für Vorleistungen ausgegeben (Bechmann 1987:55). Die Monetarisierung der bäuerlichen Produktion bedeutete für viele Höfe das Aus. Die Agrarpolitik förderte das Bauernsterben und die Orientierung auf regionale Wirtschaftskreisläufe seit Ende der fünfziger Jahre mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, besonders erfolgreich über das Instrument des wachsenden Zwangs zum Geldwerb. So stiegen die monetären Fixkosten der Haushalte sprunghaft an. Der Borgentreicher Hausschlachter erläutert die Implikationen der Monetarisierung vormals subsistenzorientierter Bereiche:

»Geld spielte früher keine Rolle. Wenn das Jahr um war, zählte man alles zusammen und rechnete ab. Das war noch in den sechziger Jahren so und zum Teil auch noch in den Siebziger. Heute ginge das schon deshalb nicht mehr, weil die laufenden Kosten viel höher sind als damals. Früher hatte man praktisch keine Unkosten. Die Menschen lebten von einem Tag in den andern. Die Lieferanten mußte man früher auch schon bezahlen, aber so viel war dann auch da. Mehrwertsteuer dagegen gab es früher gar nicht. Von den kleineren Handwerkern war niemand in der Krankenkasse. Heute müssen sie drin sein. Rentenbeiträge mußten auch nicht gezahlt werden. Niemand hatte Telefon. Gewerbesteuer, Müllgebühren usw. Das muß ja heute alles erstmal verdient werden.«²¹

Kurzer Abriss der Agrarpolitik der Nachkriegszeit

»Jede Kuh, die heute noch gemächlich fressend auf der Wiese steht, ist höchst überflüssig - gemessen an den Hochleistungsprodukten Milch und Rindfleisch, die Agrarfabriken der ganzen Welt auf den ohnehin schon verstopften Markt werfen.«

Die Woche, 18.7.1997-12

Die Modernisierung der Betriebe und die Rationalisierung der Agrarproduktion waren erklärtes Ziel der Nachkriegsagrarpolitik der Bundesrepublik, die mit fünf

21 In die landwirtschaftliche Rentenkasse wird seit dem 1.10.1957 eingezahlt, ab diesem Zeitpunkt bekamen die Altbauern dann auch Rente ausgezahlt. Eine Zugehörigkeit zu den landwirtschaftlichen Krankenkassen ist seit dem 1.10.1972 Pflicht.

anderen europäischen Staaten im Jahr 1957 die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) ins Leben rief. Nachdem insbesondere in Deutschland während der fünfziger und sechziger Jahre der bäuerliche Familienbetrieb als Leitbild agrarpolitischer Maßnahmen beschworen wurde, ist die Abkehr von ihm heute definitiv vollzogen. Allerdings wurde der Konzentrationsprozeß in der Landwirtschaft bereits während der gesamten Nachkriegszeit massiv gefördert und vorangetrieben.

»Die landwirtschaftliche Produktion spezialisierte und konzentrierte sich sowohl auf betrieblicher wie auch auf regionaler Ebene. Die Fruchtfolgen wurden eingeengt, die Viehhaltung trennte sich zunehmend von dem Ackerbau, in einigen Gebieten konzentrierte sich der Anbau von Sonderkulturen oder die Schweine- und Hühnerhaltung. Die ökonomische Bedeutung der Nahrungsmittelproduktion stand im Vordergrund dieses Wandels. Andere Funktionen der Landbewirtschaftung wurden dabei vernachlässigt.« (Ganzert 1994:3)

Die Folgen der rationalisierten Agrarproduktion auf europäischer Ebene sind bekannt: Zum einen entstanden die berühmten Milchseen sowie Fleisch- und Butterberge, die es zu Lasten regionaler Märkte in Übersee zu Dumpingpreisen zu exportieren oder anderweitig zu entsorgen galt. Schnell geriet auch die Vernichtung chemisch behandelten Obstes und Gemüse, das aufgrund ihres Giftgehaltes eigentlich auf Sondermülldeponien gehört, in die Schlagzeilen. Die Überschußproduktion kostet die EU jährlich 80 Milliarden Mark (Die Woche, 18.7.1997). Zum andern fühlte die europäische Agrar- und Wirtschaftspolitik zu einem gewaltigen Bauernsterben. Mehr als 20 000 landwirtschaftliche Betriebe geben in Deutschland jährlich auf (BUND/Misereor 1996:312). Existierten 1949 noch 1,647 Millionen landwirtschaftliche Betriebe von mindestens einem Hektar Land, ist diese Zahl bis zum Jahr 1995 auf 524 800 Höfe gesunken. Die mittlere Betriebsgröße stieg von 8,06 ha (1949) auf 22,31 ha (1995) Landfläche. Der Arbeitskräfteeinsatz hat sich von 3 Millionen 742 000 (1949) über 2 Millionen 563 000 (1960) auf 571 000 (1995) reduziert (Deutscher Bauernverband 1997:127, 135). Der ökonomische Ausleseprozeß ist noch im vollen Gange: Im Jahr 1996 sank die Zahl der bäuerlichen Betriebe in Ostwestfalen-Lippe um 20 Prozent (Neue Westfälische, 18.4.1997). Der Trend läßt sich folgendermaßen akzentuieren: Es überleben immer weniger, immer größere und immer stärker industrialisierte Höfe, die sowohl im Dorf selbst als auch weltweit miteinander in einem harten Verdrängungswettbewerb stehen (Bechmann 1987:27). Trotz aller Lippenbekenntnisse zum »bäuerlichen Familienbetrieb« ein von der Politik durchaus erwünschtes Ergebnis: Nur ein kontinuierlicher Rückgang der Zahl der bäuerlichen Betriebe gilt als Garant sowohl einer Verbesserung der chronisch

schlechten Einkommenslage als auch der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der Landwirtschaft. Die Notwendigkeit einer radikalen Verschlinkung des Bauernstandes wird heute freimütig proklamiert. Die verbleibenden, sogenannten existenzfähigen Betriebe sollen unter rationalisierten Bedingungen höhere Erträge liefern und über diesen Weg - nicht über höhere Erzeugerpreise - ihre Einkommenslage verbessern. Schon in den siebziger Jahren kommentierte man aus dem Landwirtschaftsministerium: »Jedes Prozent ausscheidende Betriebe bedeutet ein Prozent Einkommenserhöhung für die verbleibenden.«²² Das Motto »wachsen oder weichen«, auch unter dem zivileren Begriff »Strukturwandel« bekannt, realisierte sich mit zunehmender Integration in den europäischen Markt. Die EU-Agrarpolitik fördert einen Prozeß, der nicht auf die Versorgung der regionalen Märkte ausgerichtet ist, sondern auf den kapitalintensiven Import und Export von Nahrungsmitteln bei Externalisierung sozialer und ökologischer Kosten.²³ Innerhalb der EU-Vision einer rationalisierten und industrialisierten Landwirtschaft zum Ausbau der eigenen ökonomischen Position auf dem Weltmarkt erscheinen geschlossene regionale Wirtschaftskreisläufe als rückständig und ungeeignet, dem »Wettkampf der Regionen« standzuhalten. Die Agrarpolitik der EG förderte die Entwicklung zur kapitalintensiven Landwirtschaft vor ihrer Reform im Jahre 1992 über drei Säulen: Die *Markt- und Preispolitik* legte staatliche Garantiepreise fest, die über den Weltmarktpreisen lagen - damit war sie zugleich *Einkommenspolitik* für die Landwirte. Sanken die Preise wegen steigender Produktion, kaufte die EU so viele Milch-, Getreide- oder Fleischprodukte auf, bis die Preise wieder anstiegen. Augenfälligstes Resultat der Preispolitik ist die immense Überproduktion. Exporte aus der EU wurden entsprechend auf Weltmarktniveau heruntersubventioniert (»Erstattungen«) und Importe belastet (»Abschöpfungen«). Über die *Agrarstrukturpolitik* förderte die Europäische Gemeinschaft Rationalisierung, Spezialisierung und Intensivierung: Sogenannte entwicklungsfähige Betriebe erhielten Modernisierungsbeihilfen, die weniger versprechenden Höfe versuchte man mit Aufgabeunterstützungs-

22 zit. in Graefe zu Baringdorf 1982:234. Höhere Erzeugerpreise sind politisch deshalb nicht erwünscht, weil sie dem Interesse der Industrie nach erhöhten Nahrungsmittelimporten (im Austausch mit Maschinenexporten) sowie dem Interesse der Politik, niedrige Konsumentenpreise zu halten, widersprechen (ebd.:233f.).

23 Bechmann 1987, Wolf 1987, Ganzen 1994, Rieger 1995, Schneider 1995, Wonneberger 1995, BUND/Misereor 1996, AgrarBündnis (Hg.) 1996, AgrarBündnis (Hg.) 1997; zum Externalisierungsbegriff vgl. Kap. 5

zahlungen, Flächenstilllegungsprämien u.ä. von der Landbewirtschaftung abzubringen.²⁴

Die Reformierung der Agrarpolitik des weltweit größten Agrarimporteurs und -exporteurs EU bzw. EG im Jahre 1992 reagierte auf die zunehmenden Überschuß- und Einkommensprobleme: Sie versucht zum einen, die Preisstützungen durch direkte Ausgleichszahlungen zu kompensieren und zum andern, die Produktionskapazität durch Quoten und Flächenstilllegungen zu begrenzen (Ganzert 1994:14ff). Aus dem Blickwinkel eines ökologisch und sozial verträglichen Landbewirtschaftungskonzepts gilt die Reform der europäischen Agrarpolitik allerdings längst als gescheitert: Sie ist einerseits als umfassende Sozialpolitik angelegt, indem sie versucht, die Irrationalitäten und Unwegsamkeiten des selbstregulierenden Marktes retrospektiv in erträglichere Formen zu bringen, ist also eine Art soziale End-of-the-Pipe-Strategie. Andererseits unterläuft sie jedoch wieder ihre sozialpolitischen Absichten (Rieger 1995): Als verdeckte Industriepolitik verschärft sie die Überproduktionskrise²⁵ und vertritt einseitig die Interessen des »chernieintensiven, durchrationalisierten und umweltfeindlichen Agrobusiness« (Hutter u.a. 1995: 185ff). Experten rechnen damit, daß sich die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten auch in den nächsten Jahren noch einmal um die Hälfte reduzieren wird - den heute noch verbliebenen 300 000 kleinbäuerlichen Betrieben wird keine Chance eingeräumt angesichts einer futuristischen Landwirtschaft, die schon heute nicht mehr »farming«, sondern »pharming« genannt wird.

Auswirkungen auf die lokale Ökonomie in Borgentreich

Der Strukturwandel nahm auch in Borgentreich dramatische Ausmaße an. Waren noch in den fünfziger Jahren nahezu alle Dorfbewohner Selbstversorger, weist die Mitgliedsliste des Landwirtschaftlichen Ortsvereins (Kernstadt Borgentreich) für 1968 nur noch 95 Voll- und 23 Nebenerwerbsbetriebe auf. 1997

24 Hutter u.a. 1995:185ff; Ganzert! 1994:4ff

25 Die Agrarreform hat das Ziel, die weltweite Konkurrenzfähigkeit des europäischen Marktes zu sichern. Der im Rahmen der GATT-Verhandlungen geschlossene Agrarkompromiß zwischen der USA und der EG vom 20.11.92 sieht eine Reduzierung der EG-Ausfuhren um 21 Prozent innerhalb von sechs Jahren vor. Vereinbart wurde auch ein Mindestmarktzugang bei den wichtigsten Agrargütern von fünf Prozent des EG-internen Verbrauchs (Dietrich 1993:17).

dagegen sind die Vollerwerbsbetriebe bereits auf 29 geschrumpft. 31 Höfe werden noch im Nebenerwerb betrieben. 1992 arbeiteten nur noch 16,6 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung der Großgemeinde in der Land- und Forstwirtschaft, dafür aber

11,2 Prozent im Baugewerbe

13,5 Prozent im Handel

0,1 Prozent in der Energiewirtschaft

1,5 Prozent in Verkehr und Nachrichtenübermittlung

3,3 Prozent im Banken- und Versicherungsgewerbe

9,7 Prozent im Dienstleistungsgewerbe

0,8 Prozent in Organisationen ohne Erwerbszweck und

26,8 Prozent in Gebietskörperschaften und Sozialversicherungen.²⁶

Auf welchem Weg die Agrarpolitik das Bauernsterben vor Ort unmittelbar provoziert hat, soll im folgenden am Beispiel der Milchpolitik aufgezeigt werden. Molkereien waren neben Mühlen die zentralen Weiterverarbeitungsstätten mit einer unverzichtbaren Funktion für die lokale Ökonomie. Ihre Schließung markierte den zentralen Schritt aus der Selbständigkeit sowohl des gesamten Dorfes als auch der einzelnen Bauern, die nun nicht mehr selbst über Verarbeitung und Vermarktung bestimmen konnten, sondern sich den Marktgesetzen unterordnen mußten.

Konzentrationsprozesse im Molkereisektor

Die EG- bzw. EU-Agrarkommission nahm (und nimmt) über die Instrumente der Preis-, Prämien-, Quoten-, Kredit- und Hygienepolitik unmittelbaren Einfluß auf die Produktionsbedingungen vor Ort. Die Hygieneverordnung beispielsweise steht in einem unmittelbaren Verhältnis zum Konzentrationsprozeß im Molkereisektor - der Transport zu immer weiter entfernten Molkereien und anderen Verarbeitungsstätten erforderte eine Verringerung der Keimzahlen des Rohprodukts Milch. Als in Westfalen Mitte der sechziger Jahre der Konzentrationsprozeß begann, verfügten fast alle größeren Dörfer über eine eigene Molkerei, die sich zumeist im Genossenschaftseigentum der Bauern befand. Die Borgentreicher Molkerei gehörte 400 bäuerlichen Genossenschaftsmitgliedern aus der nä-

26 Quelle: Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen, Landesdatenbank, Datenprofil für die Stadt Borgentreich - Statistische Daten für ausgewählte Verwaltungsbezirke des Landes NRW

heren Umgebung. Die Einzugsgebiete der Molkereien umfaßten einen Radius von sieben bis zehn Kilometern. Durch den Einsatz immer größerer Maschinen, durch das Ansteigen der Produktion und das Auftauchen konkurrierender Anbieter fielen die Preise. Der von der Genossenschaft beschlossene Festpreis konnte nicht mehr erwirtschaftet werden. Schnell gerieten die Bauernmolkereien wegen des sinkenden Milchpreises unter Rationalisierungsdruck. Die Folge: Eine nach der anderen wurde geschluckt. Auch die 1893 gegründete Borgentreicher Molkereigenossenschaft, die 1967 mit Beverungen und Peckelsheim zur Molkerei Höxter/Warburger Land fusionierte, mußte ihre Betriebsstätte am 1. Januar 1972 schließen (Mürmann 1980:377). Heute holen Kühlwagen der Westmilch Milchunion Everswinkel die Milch der Borgentreicher Kühe ab. Die Milchunion entstand aus einer Fusion der zuvor zusammengelegten Molkereien Münster-Everswinkel und Paderborn-Rimbeck. Die Rimbecker Molkerei wiederum ging aus einem Zusammenschluß der Molkereien Höxter/Warburger Land, Brilon, Paderborn und Rimbeck hervor, die ihrerseits aus unzähligen kleinen Dorfmolkereien erwachsen waren. Auch im Milcbereich ist der Konzentrationsprozeß noch im vollen Gange und überschreitet längst Staatengrenzen.

Die Hygieneverordnung in der Milchproduktion

Die zunehmende Monopolisierung des Molkereiwesens führte auf den Borgentreicher Höfen zu einschneidenden Maßnahmen. Nachdem die örtliche Molkerei im Jahr 1972 schloß, wurde die Milch statt wie bisher zweimal täglich nur noch alle zwei Tage abgeholt. Unmittelbare Folge für die Bauern: Wollten sie ihre Milch weiterhin vermarkten, waren sie verpflichtet, eine Kühlanlage anzuschaffen - eine Investition von mehreren tausend Mark, die schon damals die ersten Bauern dazu bewog, die Milchviehhaltung oder gleich den ganzen Hof aufzugeben. Arbeit und Kosten wurden zunehmend von den Verarbeitern auf die unmittelbaren Produzenten verlagert. Kühlte man die Milch bis zur Abholung nicht, stiegen die Keimzahlen derart in die Höhe, daß die Milch nicht mehr abgenommen wurde oder daß ein nicht unbeträchtlicher Betrag abgezogen wurde. Dies war insbesondere für die Bauern ein Problem, die auf der Weide melkten und die Milch mehrere Male umschütten mußten. Die Vorteile, die die zunehmend zentralistischen Strukturen im Molkereiwesen für bestimmte Industriezweige einschließlich des Transportgewerbes sowie für preisbewußte Verbraucherinnen brachten, kollidierten mit dem Interesse der bäuerlichen Produzentinnen nach Vermarktung zu angemessenen Preisen. Bauer A:

»Die Fusionierungen sollen angeblich zu unseren Gunsten sein, daß die Molkereien einen besseren Absatz kriegten und wir mehr Geld für die Milch. Aber was ist heute¹ Wir kriegen immer weniger Geld für unsere Milch. Vor acht Jahren haben wir für den Liter 85 Pfennig gekriegt - im Juli 1996 62 Pfennig. Und damals haben wir im Vergleich sogar noch mehr gekriegt, weil die Fettprocente noch nicht so hoch waren wie heute.«

Die ständig verschärften Hygienebestimmungen hatten auch das Ziel, den Strukturwandel auf dem Land voranzutreiben. Die rationalisierte Produktion brachte Wettbewerbsnachteile für die regionalorientierte Produktion, führte zu Preissenkungen und bootete die kleinbäuerliche Produktion über Rationalisierungsdruck und Preisdumping aus. Der Rationalisierungszwang machte nicht bei der Kühlanlage halt.

»Erst war die Melkmaschine nicht mehr in Ordnung, weil sie nicht mehr den Vorschriften entsprach. Dann wurde eine Absauganlage verlangt. Da fließt die Milch direkt in die Kühlanlage, aber die konnten wir draußen auf der Weide gar nicht gebrauchen, weil die Melkmaschine draußen die Milch in Eimer pumpt. Und so ging das immer weiter. Ständig mußte investiert werden.« (Bäuerin G)

Als die 1977 eingeleitete Flurbereinigung es schließlich ermöglichte, Weideflächen für einen guten Preis loszuwerden, entschloß sich Bäuerin G zu verkaufen und die Milchwirtschaft aufzugeben.

Milchquoten-Marktordnung: Angriff auf die Selbstvermarktung

Den nächsten Schritt zur »Abschaffung der Bauern« (Wolf) führte die EG 1984 mit der sogenannten Milchquoten-Marktordnung ein. Die Brüsseler Eurokratie ermittelte - analog zur sozialistischen Planwirtschaft - Produktionsziele und verpflichtete die zwei Millionen Milchbauern der Gemeinschaft, nur so viel Milch zu melken, wie die zugeteilte Quote bzw. Referenzmenge erlaubte. Für jeden Liter »Übermilch« wurden 75 Prozent vom Garantiepreis abgezogen (»Zusatzabgabe«) (Wolf 1987:41ff). Wer am Stichtag eine hohe Produktion vorweisen konnte, bekam eine hohe Quote zugestanden - mit einer niedrigen Quote dagegen rentierte sich die Produktion in vielen Fällen nicht mehr: Bereits im ersten Jahr der Wirksamkeit der Milchquotenordnung gaben 34 000 deutsche Bauern, in ihrer Mehrzahl kleine, mit einer durchschnittlichen Zahl von sieben Kühen im Stall, die Milchwirtschaft auf und schafften insgesamt 215 000 Kühe ab. Die Milcherzeugung ging allerdings um nicht einmal zwei Prozent zurück und auch der Milchviehbestand sank nicht, sondern nahm im Gegenteil noch

weiter zu: Die großen Viehhalter übernahmen die Quoten der kleinen und konnten auf diese Weise weiter wachsen (Wolf 1987:49).

»Die, die gerade investiert hatten oder Bauanträge gestellt hatten, haben höhere Kontingente erhalten. Wir haben ein Kontingent für weniger als 20 Kühe bekommen, weil wir durch Vaters Tod und meine Bandscheibenoperation vor dem Stichtag weniger Milch geliefert hatten, das haben die nachher so angerechnet, als ob wir plötzlich gesteigert hätten und den Milchsee mitverursacht hätten. Dann haben sie uns zwölf Prozent abgezogen, wir haben nur 92 000 Liter gekriegt, obwohl wir vorher bis zu 114 000 Litern geliefert hatten.« (Bauer L)

Ein Jahr nach Einführung der Milchquote schaffte auch die Familie des Bauern L die Kühe ab: Mit dem geringen Kontingent konnte bei permanent sinkenden Milchpreisen nicht mehr wirtschaftlich produziert werden. Die Milchquotenverordnung griff über das Instrument der Referenzmengen auch massiv in die Selbstvermarktung ein, das heißt, nicht nur die Vermarktung über den offiziellen Markt wurde erschwert bzw. tendenziell nur noch den durchsetzungsfähigeren Marktteilnehmern gewährt, sondern auch der Versuch, eigenständige Vermarktungswege aufzubauen, sollte vereitelt werden. Die Direktvermarktung der Milch ab Hof war bereits gesetzlich verboten. Das Milch- und Fettgesetz (Gesetz über den Verkehr mit Milcherzeugnissen und Fetten) in seiner Fassung vom 28.2.1951 sowie die 1. Milchverordnung des Landes NRW vom 8.4.1953 verpflichten Milcherzeuger dazu,

»... nur an die zuständige Molkerei zu liefern. Jegliche anderweitige Abgabe ist verboten bzw. genehmigungspflichtig. Hierunter fällt auch der Milchverkauf ab Hof. Der Abhofverkauf muß nach den marktrechtlichen Bestimmungen unterbleiben.«²⁷

Offensichtlich hat sich jedoch in der Anfangszeit kaum eine Bäuerin an diese Verordnung gehalten. Denn die Kreisverwaltung Warburg wies in einem Brief vom 20.1.1953 die Landwirtschaftskammer Kreisstelle Warburg auf die »ständig wachsenden Klagen der Milchhändler über den zunehmenden Verkauf ab Hof« hin und mahnte eine Strafverfolgung durch die staatlichen Behörden an:

»Ich bitte daher, die Milcherzeuger des Kreises ... auf die gesetzlichen Vorschriften nochmals mit besonderem Nachdruck hinzuweisen. Der Milchhandel wird in Zusammenarbeit mit der Polizei und den zuständigen Ordnungsämtern dem Ab-Hof-Verkauf von jetzt ab ein ganz besonderes Augenmerk schenken und die Widerspenstigen zur Anzeige bringen. Ich werde meinerseits nach dem Grundsatz der rechtlichen Billigkeit bei erfolgter Anzeige in

27 Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen sowie »Wichtige Mitteilung des Landesernährungsamtes Nordrhein Westfalen an alle Landwirte und Kuhhalter«, Archiv der Stadt Borgentreich, Bestand F 457

jedem Falle von dem Erlaß des Bußgeldbescheids Gebrauch machen oder in schweren Fällen eine Bestrafung durch das ordentliche Gericht herbeiführen.« (Archiv der Stadt Borgegnich, Bestand F 457)

Auch dieses Dokument belegt, daß die lokalen Märkte durch massive Intervention staatlicher Institutionen behindert und manipuliert wurden, um zentralistisch operierenden Vermarktem industriell hergestellter Massenware die Wege zu ebnet und um die schrittweise Öffnung der Binnenmärkte zu erzwingen. Bereits das nationalsozialistische Regime hatte dafür gesorgt, daß die Direktvermarktung durch gezielte staatliche Eingriffe behindert wurde. Versteckt wurden im Rahmen des »Gebots behutsamen Vorgehens« die vermarktungstechnischen Erschwernisse hinter Hygiene- und Kennzeichnungsbefehlen. Die Milch konnte nicht mehr beim losen Verkauf aus Behältern geschöpft, sondern mußte aus Spezialventilen gezapft werden, metallene Milchbehälter durften nicht verbeult sein und die Verarbeitung konnte nicht mehr in Wohnräumen stattfinden (Kolbeck 1985:157ff).

Interessanterweise beruhte die NS-Agrarmarktpolitik der »Nahrungsfreiheit des Deutschen Volkes« ebenso auf Modernisierung, Rationalisierung und Konzentrierung zu Lasten kleiner und mittlerer Betriebe wie die europäische Agrarpolitik, die gerade nicht nationale Selbstversorgung, sondern die Verteidigung und Eroberung ihrer Weltmarktposition verfolgt. Dienten die NS-»Erzeugungsschlachten« durch drastische Produktionserhöhung der Kriegsvorbereitung, droht unter den Vorgaben des Neoliberalismus die Erzeugung selbst in einen Kriegszustand zu münden.

Modernisierungszwänge in der Beratungspolitik der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe

In den 1920er Jahren legten die Landwirtschaftskammern erstmals spezielle Beratungsprogramme für Bauern auf. Zu Anfang stand die produktionstechnische Beratung zur Verbesserung von Produktion und Arbeitsbedingungen durch den Einsatz von Technik im Vordergrund. Durch Maschinen- und Gebäudeinvestitionen konnte die Arbeitsproduktivität im Laufe der Jahre erheblich gesteigert werden - Umwelt- und Überschußprobleme folgten sogleich auf den Fuß. Die Berater der Kammern waren angewiesen, sich an der im Bundeslandwirtschaftsgesetz festgeschriebenen Zielgröße der Teilhabe der Landwirte an der allgemeinen Einkommensentwicklung zu orientieren. Die allgemeinen Einkommen stei-

gerten sich beständig, die landwirtschaftlichen Erzeugerpreise aber fielen ebenso kontinuierlich. Nach wie vor liegt der außerlandwirtschaftliche Vergleichslohn um ein Drittel höher als die Einkommen in der Landwirtschaft (Deutscher Bauernverband 1997:204ff). Als Allheilmittel gegen diese strukturell angelegte Diskrepanz riet und rät man den Bauern zur Aufstockung ihrer Bestände, um den Anschluß an die Einkommensentwicklung nicht ganz zu verpassen. Um die Argumentation aus Kammersicht zu verdeutlichen, hier ein Interviewausschnitt mit einem Beamten der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe:

Nach welchen ökonomischen Kriterien beraten Sie?

Es kann nur sinnvoll sein, in die Landwirtschaft zu investieren, wenn sicher ist, daß man davon leben kann. Natürlich sollte unsere Landwirtschaft auch wettbewerbsfähig werden, Preisstützungen oder -regulierungen kann auf die Dauer keiner finanzieren. Unsere Landwirtschaft losgelöst vom Weltmarkt zu betrachten, das wird nicht gelingen. Wir müssen ja exportieren.

Man könnte doch auch regionale Vermarktungsstrukturen aufbauen.

Ich sehe da gewisse Chancen, aber leider nur für wenige Landwirte. Frau Höhn (die nordrhein-westfälische Umwelt- und Landwirtschaftsministerin, d.A.) sagt, zehn Prozent können vielleicht umsteigen. Aber was machen die anderen neunzig Prozent? Man kann nur kleine Strukturen erhalten, wenn die Landwirte ihre Produkte zu höheren Preisen verkaufen können. Aber wenn die Leute an der Ladentheke dann doch nicht den höheren Preis bezahlen wollen, dann ist das ganz schlecht. Es kann nicht Ziel der Beratung sein, alle in der Landwirtschaft zu halten. Man muß das realistisch sehen für die Zukunft: Es werden noch viele ausscheiden müssen. Und dann muß die Beratung den Leuten auch klar sagen, daß sie keine Chance haben. Es kann nicht sein, daß sie weiterwirtschaften und dann feststellen, daß sie nur vom Vermögen gelebt haben und nichts mehr da ist am Ende. Es macht nur Sinn, Geld in die Landwirtschaft zu stecken, wenn die Leute auch davon leben können.

Wie ist »davon leben können« definiert?

Gar nicht. Ich weiß es nicht.

Riet man den Bauern, Futtermittel aus Übersee zu kaufen?

Natürlich. Die Beratung war rein ökonomisch. Das war ja auch das, was der Landwirt wollte. In manchen Fällen beriet man auch in die Richtung, wie organisiere ich den Betrieb arbeitstechnisch so, daß ich nebenher noch arbeiten gehen kann? Das bedeutet dann selbstverständlich nicht Produktionssteigerung, sondern breite Rationalisierung. Das gibt es heute natürlich auch. Wir haben ja beständig den Übergang vom Haupt- in den Nebenerwerb.

Der Interviewausschnitt zeigt deutlich, wie massiv die Landwirtschaftskammern auf dem Hintergrund einer neoliberalen Ideologie auf die soziale und ökonomische Organisation der Höfe Einfluß nahmen und weiterhin Einfluß nehmen. Das Wachsen der einen auf Kosten des Weichens der anderen wurde durch die Beratungs- und Kreditpolitik wesentlich mitverursacht. Einziges Kriterium für die Beurteilung einer erfolgreichen ökonomischen Strategie ist dabei der zu erzie-

!ende Gewinn in Anlehnung an die rein quantitative Größe eines außerlandwirtschaftlichen Vergleichslohns. Die der Beratung zugrundeliegende Vorstellung davon, wie ein überlebensfähiger Betrieb auszusehen hat, berücksichtigt also weder die unterschiedlichen Formen ökonomischer Rationalität noch die Vielfalt bäuerlicher Lebensentwürfe und Überlebensstrategien, die im vierten Kapitel noch vorgestellt wird, sondern leitet das, was eine angemessene bäuerliche Lebensgestaltung sein könnte, von den Vorgaben eines durchschnittlichen Lohnarbeiterdaseins ab. Damit hat die staatliche Beratungspolitik als zentraler Bestandteil der Agrarpolitik mit dazu beigetragen, daß sich viele Bauern selbst nur noch als einkommensbenachteiligte, verhinderte Lohnarbeiter sehen.

Die Ebene des Handelns

»Damals konnte man trotz der vielen Arbeit noch abends vor der Tür sitzen. Das kann man heute nicht mehr, schon des Verkehrs wegen nicht. Früher ging man mal hierhin, mal dahin, und heute wagt man nirgendwo mehr hinzugehen, weil das Fernsehen da ist. In der Verwandtschaft und im Freundeskreis laden wir uns gegenseitig ein, das geht schon, aber so allgemein sieht man sich nicht mehr viel.«

Bäuerin E

Die im Vorangegangenen dargestellten Eingriffe des Staates in den Agrarsektor haben den Strukturwandel auf dem Land vorangetrieben. Aber die Impulse für die gesellschaftlichen Transformationsprozesse der Nachkriegszeit kamen nicht nur von außen. Auch das Dorf selbst brachte Umgangsweisen mit Motorisierung und technologischen Innovationen hervor, die dauerhafte Auswirkungen auf das soziale Gebilde der Moral Economy zur Folge hatten.

Der unspektakuläre Wandel

Der soziale Wandel erfaßte viele Winkel des Dorfes. Er hinterließ seine Spuren auf den Feldern ebenso wie in den Handwerksstuben, auf den Höfen wie in den Privathaushalten. Trotz seiner einschneidenden Folgen wurde er jedoch nicht als

massiver Umbruch wahrgenommen. Die Handwerker verloren ihre Arbeit nicht »auf einen Schlag«. Vielmehr verringerte sich ihre Anzahl mit der Zeit immer mehr. Ging ein Handwerker in den Ruhestand, hatte er keinen Nachfolger mehr. Die Berufe liefen in Etappen aus. Befanden sich die Handwerker noch im erwerbsfähigen Alter, stiegen viele von ihnen um. Der Schmied berichtet:

»Der Übergang war ja so schleichend, das haben wir gar nicht gespürt. Das kam ja nicht abrupt, daß jemand kam und uns die Bude zumachte. Das eine ging langsam zurück, und das andere kam. Das galt gerade für unsere Generation Schmiede, die alle nachträglich andere Berufe ausgeführt haben, und zwar Berufe, die sie gar nicht gelernt hatten, sondern die sie sich angeeignet hatten. Man war ja clever. Man hat sich da eben drangegeben.«

Das allmähliche Aussterben des Landhandwerks hatte wiederum wenig unmittelbare Auswirkungen auf die Höfe, weil die Handwerker durch Mechanisierung und Maschinisierung nicht mehr benötigt wurden. Ihre Aufträge nahmen kontinuierlich ab. Sie sahen Waren auftauchen, gegen die ihre eigenen Produkte auf Dauer keine Chance haben würden. Sie mußten sich *also* etwas einfallen lassen. Und sie taten es: Der Schäfer wurde Milchkontrollassistent, der Schmied lernte Busfahren, der Müller stellte auf Viehhaltung um, der Wagner ging in den **Ru**hestand, der Schneider in die Fabrik, der Schuhmacher ließ sich zum Physiotherapeuten umschulen, und der Sattler führte sein Geschäft als Raumausstatter fort. Auch auf den Höfen wurde ein Großteil der Arbeitskräfte durch Maschinisierung abkömmlich. Gleichzeitig suchten die neu entstehenden Industrien händierend nach Arbeitskräften - die Dorfbewohner wurden also nicht arbeitslos, sondern tauschten die Stall- und Feldarbeit gegen die Arbeit am Fließband aus: Die ersten, die die Höfe verließen und in die Fabriken oder den Straßenbau abwanderten, waren die Knechte und Mägde, die sich von der Lohnarbeit eine Verbesserung ihrer Lebensumstände versprochen.

Nicht wenige Höfe liefen im Zuge des ersten Rationalisierungsschubes mangels Zukunft aus - entweder waren die Hofbetreiber nicht bereit, in neue Maschinen zu investieren oder die potentiellen Hofnachfolgerinnen kündigten den internen Generationenvertrag auf. Sie entdeckten für sie attraktivere Beschäftigungsmöglichkeiten in den umliegenden Städten. Auch diese Entscheidungen konnten zunächst materiell aufgefangen werden. Seit Oktober 1957 erhielten die (männlichen) Altbauern eine landwirtschaftliche Betriebsrente. Die soziale Absicherung der älteren Generation fiel also als zwingendes Argument für die Weiterführung des Hofes weg. Auch die große Mehrheit der Handwerkerfamilien stieg sukzessive aus der kleinen Landbewirtschaftung und Tierhaltung aus. Ziegen und Schweine wurden abgeschafft und ihre Ställe zu Garagen für die

neuen Autos umgebaut; das Fleisch konnte nun zu relativ günstigen Preisen eingekauft werden, denn jedes Jahr kam mehr Geld zur Monetarisierung der Bedürfnisbefriedigung in die Haushalte. Die »neue Zeit« bot eindeutige Vorteile. Statt abends noch melken oder füttern zu müssen, konnte man die Beine vor dem Fernsehapparat hochlegen. Der ehemalige Schneidermeister beschreibt den Übergang aus seiner Perspektive:

»Unsere Selbstversorgung haben wir dann so nach und nach abgeschafft. Erst kamen die Ziegen weg. Nach der Fabrik mußte ich abends noch Grün holen, außerdem mußten die Ziegen abends noch gemolken werden. Das war einfach zuviel Arbeit. Man wollte abends auch mal in Ruhe sitzen.«

Die Entstehung der Gegenpole Produktion und Konsumtion und ihre Folgen

Die Warenwelt und die weite Welt

Neue Lebensstile hielten Einzug im Dorf. Wurden Eis, Süßigkeiten oder Weißmehlprodukte zuvor nur wenige Male im Jahr - zum Beispiel auf der Liborkirmes in Paderborn - konsumiert, verlangten nun immer mehr Menschen zuvor eher unübliche Produkte wie Weißbrot. Für den Müller eine folgenschwere Konsumänderung: Abgesehen davon, daß nach dem Krieg von den größeren landwirtschaftlichen Betrieben eigene Schrotmühlen angeschafft wurden und sich das Schrotten für ihn damit bereits nicht mehr lohnte, kam es dann auch beim Mahlen zu Einbrüchen: Die Mühle konnte das Mehl nicht fein genug mahlen - die Folge: Es wurde nicht hell genug.

»Allein in meinem Kundenbereich sind 1954 fünfzehn Schrotmühlen bei den Bauern abgestellt worden, das waren alle die größeren Betriebe, die viel Schrot brauchten. Danach lohnte es nicht mehr, durch den Ort durchzufahren, sommertags ist es schon passiert, daß ich ohne Sack wieder zu Hause ankam, und dann lohnte das nachher für mich nicht mehr, die Mühle auszubauen. Eine große Mühlenanlage zu machen, lohnte auch nicht, weil es schon große in der Umgebung gab, zum Beispiel an der Dieme!.«

Außerdem hätte für eine Umstellung viel Geld investiert werden müssen - ein möglicher Erfolg war wegen der im Umland bereits vorhandenen Konkurrenz nicht abzusehen. Die Mühle wurde im Jahr 1955 geschlossen. Aus welchem Impuls heraus helles Brot verlangt wurde, kann der Müller nicht genau sagen:

»Das kam irgendwann so richtig in Mode. Die größeren Mühlen konnten das hellere Mehl auch schon liefern, aber wir eben nicht. Das dunkle Mehl hatte auch einen höheren Kleie-

anteil und war von den Bäckern auch nicht so leicht zu verarbeiten, die verlangten mit der Zeit dann auch anderes Mehl.«

Weißmehlprodukte gelten weltweit als Symbol für Fortschritt und modernen (westlichen) Lebensstil. China mußte Mitte der neunziger Jahre erstmals Weizen importieren, weil die neuen Mittelschichten nicht mehr die alten Getreidesorten essen wollen, sondern Weißmehlprodukte verlangen (Martin/Schumann 1996:56). Die Motivation für diesen Konsumwandel ist heute in Peking die gleiche wie damals in Borgentreich: Weißbrot besitzt gegenüber dem dunkleren Roggenbrot einen höheren Status, weil sein Konsum mit modernen Lebensstilelementen assoziiert wird. Der Verzehr von Weißbrot suggeriert die Partizipation am Fortschritt, er steht für die Versprechungen der Moderne, demonstriert die Befreiung aus den engen dörflichen Zusammenhängen sowie die Emanzipation aus naturalwirtschaftlichen Strukturen und Zwängen. Weißbrot steht für die scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten der auch in Borgentreich langsam Einkehr haltenden Warenökonomie.

Das mit dem Weißmehl verknüpfte Gefühl ist nicht irgendeins, sondern Hommage an die Warenökonomie - und zugleich ihre Beschwörung. Gerade die Tatsache, daß man Weißbrot im dörflichen Zusammenhang von eigenständigen ProduzentInnen nicht selbst herstellen konnte, sondern kaufen mußte, machten es so begehrenswert. Der Konsum von Weißbrot drückt auch die Distanz zum Dorf als ökonomischen Zusammenhang aus. Die DorfbewohnerInnen orientierten sich zunehmend weniger am selbst Hergestellten, statt dessen aber immer mehr an Waren, die von außerhalb kamen und mit Geld erstanden werden mußten. Die wachsende Anzahl von Lohnarbeitsplätzen brachte Geld ins Dorf, das wiederum Voraussetzung für diese Form der schleichenden Entökonomisierung der Überlebensproduktion und eine gleichzeitige Öffnung für einen von den Produktionsbedingungen abstrahierenden, anonymen Konsum war. In diesem Sinne glich sich das Dorf der Stadt an, ja, man versuchte, sich über den Konsum von Waren, die vorher bestimmten Schichten der städtischen Bevölkerung vorbehalten waren, neue Lebensstile und eine neue Bewertungsgrundlage für die ländliche Herkunft anzueignen.

Marx spricht in diesem Zusammenhang vom »Fetischcharakter der Warenwelt« der dem »eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter« der Arbeit entspringe, die Waren produziert (Marx 1980:87). Obwohl Waren von Menschen selbst hergestellte Dinge sind, können sie ihr Handeln in einer Weise bestimmen, die ihnen selbst verborgen bleibt. Die Ware ist deshalb und insofern ein Fetisch, als sie zwar von Menschen produziert wird, diese aber beherrscht. In der

warenproduzierenden Gesellschaft erscheinen die Produkte menschlicher Hand, die Waren, als mit eigenem Willen begabte, untereinander und mit den Menschen im Verhältnis stehende selbständige Gestalten. Dies nennt Marx den »Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und der daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist.« (Marx 1980:86f.) Die Wertschätzung, die sich zunehmend vom Produkt selbst zum Geld als Mittel zu seinem Erwerb verlagert - Güter werden nicht ihres Gebrauchswerts, sondern ihres Tauschwerts wegen geschätzt, man könnte auch sagen, der Tauschwert wird zum Gebrauchswert - beschränkte sich nicht auf das Weißbrot. Eine Verkäuferin erinnert sich:

»Meine Mutter gab mir immer unsere eigenen Äpfel aus dem Garten mit in den Kindergarten. Für mich waren das ganz normale Äpfel, bis mich die Kindergärtnerin eines Tages fragte, warum ich immer so kleine »Hünkel« mitbrächte. Die anderen Kinder hätten viel schönere und größere Äpfel. Die seien aber gekauft.«

Vermittelt durch das unmißverständliche Werturteil der Autorität Kindergärtnerin, die vermutlich auch Identifikationsfigur war, lernte das Kind, daß gekaufte Dinge wertvoller und erstrebenswerter sind als Hausgemachtes oder im eigenen Garten Gewachsenes.

»Ich habe dann versucht, meine Mutter zu überreden, daß sie mir auch welche kauft. Das hat sie aber nicht eingesehen. Später habe ich mich dann geweigert, unsere hausgemachte Wurst zu essen und wollte nur noch beim Metzger gekaufte Cervelatwurst auf dem Schulbutterbrot haben.«

Der mystische Charakter der Ware entspringt also laut Marx nicht ihrem Gebrauchswert, sondern der Warenform selbst. Die Ware ist wertvoll oder begehrenswert, weil sie Ware ist:

»Das Geheimnisvolle der Warenform besteht ... darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, ...« (Marx 1980:86)

Waren sind nicht nur ihres unmittelbaren, sondern auch ihres »symbolischen« Gebrauchswerts wegen begehrt. Unter den Bedingungen der verallgemeinerten Warenproduktion realisiert sich dieser vorzugsweise in der Demonstration des hohen Tauschwertes der Ware. Geld ist die prestigeträchtigste Ware überhaupt. In diesem Fall bemächtigt sich der Tauschwert der Waren auf einer abstrakten Ebene eines Teils des Gebrauchswertes. Je teurer der Mantel, da'> Haus, das Auto, desto höher das Sozialprestige. Hinzu kommt, daß die Ansprüche an die

Waren differenzierter geworden sind: Im Vordergrund steht nicht mehr die reine Nützlichkeit - das Brot zum Essen, der Anzug zum Tragen - sondern ihr Bezug zu bestimmten Lebensstilelementen. Das Brot wird als Weißbrot mit »städtischem« Lebensstil assoziiert - bis die Stadt oder bestimmte Schichten in ihr später im Zuge der ökologischen und Gesundheitsbewegung nicht mehr das weiße, »ungesunde« Brot, sondern das dunkle Vollkornbrot aus Urgetreidesorten präferiert; als Symbol für ökologische Reinheit und gesunden Lebensstil. Die Turnschuhe dienen nicht nur dem Ballspielen in der Turnhalle, sondern sorgen mit dem »Nike«-Emblem versehen dafür, daß sich 15jährige wohlbehütete Schuljungen aus der westfälischen Provinz so »cool« fühlen wie die schwarzen US-amerikanischen Basketballstars, die den Aufstieg aus dem Ghetto in die NBA-Liga geschafft haben. Voraussetzung und Resultat dieses spezifischen Begehrens ist ein radikaler Bruch mit gesellschaftlichen Traditionen: Sozialprestige wird nicht mehr primär über die Einhaltung sozialer Verbindlichkeiten, sondern über den Besitz von Waren gewonnen.

Unbestreitbar hatten die Güter auch in der lokalen Ökonomie einen über ihren unmittelbaren Gebrauchswert hinausgehenden, zusätzlichen symbolischen Gebrauchswert - jedoch gänzlich anderen Charakters. Der Gütertransfer im Dorf ist nicht ausschließlich gebrauchswertorientiert - auch Reziprozität impliziert und transportiert Symbolgehalte. Die Aushandlungs- und Bewertungsprozesse finden eben nicht nur zwischen Alter und Ego statt, sondern innerhalb des Rahmens der dörflichen Kultur. Rekonstruierte man die Gütermigration innerhalb der lokalen Ökonomie, könnte womöglich gezeigt werden, welche Kommunikation um ein Gebrauchsgut herum entstand und geführt wurde. Die Vergesellschaftung von Waren in dem subsistenzorientierten Kontext der einfachen Warenproduktion findet aber selbstredend auf einer anderen Ebene statt. Sie spiegelt die Besetzung mit konkreten, dörflichen Konnotationen wie zum Beispiel dem gemeinschaftlichen Lebensgefühl wider; nicht mit denen eines globalisierten »Lebensstils«.

Der Traum von der Unabhängigkeit: Konsum ohne soziale Verpflichtung

Der Prozeß des Wandels der ökonomischen Orientierung und des ökonomischen Handelns läßt sich am Beispiel des Einkaufsverhaltens der Borgentreicher eindrucksvoll nachvollziehen. Das Geschehen rund um den »Tante-Emma-Laden« kann dabei als Seismograph für die sich ändernde ökonomische Orientierung im Borgentreich der sechziger und siebziger Jahre angesehen werden.

Die Gemischtwarenhändlerin berichtet, daß ihr Umsatz zwar bereits in den sechziger Jahren zmückgegangen war, die eigentliche Flaute aber erst um 1976 spürbar wurde. Noch Mitte der sechziger Jahre herrschte eine optimistische Stimmung; gerade war das Geschäft modernisiert worden:

»Der Laden wurde so erneuert, daß er mehr auf Selbstbedienung war. Wir mußten ja mit der Zeit gehen. Die Leute wollten das: einen schönen, modernen Laden. Da hat keiner dem alten Laden nachgetrauert, ich auch nicht, und mein Mann auch nicht. Man war stolz auf das Neue. Wir dachten ja, alles muß neu, das Alte muß alles weg.«

Mit der Euphorie war es schnell vorbei. Das »Neue«, das allerorten freudig begrüßt wurde, offenbarte für die Ladenbesitzerin schnell seinen ambivalenten Charakter. Es sprengte genau die Grenzen, innerhalb derer das ökonomische Überleben für die Borgentreicher ProduzentInnen und Handelnden zuvor garantiert gewesen waren.

»Mitte bis Ende der Siebziger wurde es immer weniger bei uns im Laden. Die alten Leute verstarben nach und nach, und die jungen kauften schon in den großen Geschäften im Umkreis. Die alten Leute kamen zwar alle bis zum Schluß, aber wo die jungen Frauen in die Häuser kamen, die waren alle gleich motorisiert, die gingen eher in die Supermärkte. Die Älteren haben dann zwar auch schonmal gesagt, ihr müßt da aber wieder mal einkaufen. Aber die Jüngeren haben sich nicht daran gehalten, sie kannten diese Verpflichtung nicht.«

Die Verpflichtung, bei ihr zu kaufen, war eine Existenzgarantie sowohl für diese Ladenbesitzerin als auch für die vier anderen Geschäfte vor Ort. Die Entscheidung, in diesem oder jenem Geschäft einzukaufen, wurde seinerzeit nicht monokausal auf den eigenen Vorteil bezogen, sondern abhängig gemacht von den gegenseitigen Verpflichtungen. Damit wurden indirekt immer auch die Folgen mitbedacht, die die eigene Kaufentscheidung für die HändlerInnen haben würden. Die alten Leute hielten sich weiterhin an diese Maxime, die Jüngeren waren dazu zunehmend weniger bereit. In den Dorfläden zu kaufen, stand vor der Motorisierung ohnehin nicht zur Disposition; ein modifiziertes Handeln, das man bezüglich seiner Folgen hätte abwägen müssen, stand nicht zur Verfügung. Nun aber, da die Menschen über den Zugang zu Geld und externen Märkten ihre materielle Abhängigkeit voneinander reduzieren konnten, war es ihnen möglich, sich von den sozialen Verpflichtungen zu »befreien«. Bemerkenswert ist zum einen, daß sie dies ohne Zögern in dem Moment realisierten, in dem sich ihnen die Chance dazu bot. Bemerkenswert ist auch, wie gering der Einfluß war, den die älteren Leute auf die ihnen nachfolgenden Generationen hatten. Die Jüngeren fühlten sich nicht mehr dem von den Vorgängern angehäuften symbolischen

Kapital bzw. ihren sozialen Schulden verpflichtet. Die mit den ökonomischen Austauschverhältnissen der Bauern und Handwerker entstandenen sozialen Verbindlichkeiten konnten an die Nachkriegsgeneration nicht weitervererbt werden, weil diese sich weigerte, das Erbe anzunehmen. Viele jüngere Dorfbewohnerinnen orientierten sich zunehmend weniger an ihren Eltern und Großeltern. Im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Aufbruchstimmung Ende der sechziger Jahre und angesichts der unrühmlichen Vergangenheit ihrer Vorgängergeneration bedeutete die Orientierung an neuen Werten eine Befreiung von Normen, die als einschränkend und irrational empfunden wurden. Die jungen Leute unterstrichen ihre Distanzierung durch eine geänderte ökonomische Orientierung. Vom überlieferten Verhaltenskodex abweichende Konsumententscheidungen hatten wiederum unmittelbare Folgen für das produzierende Handwerk. Der Schneider sieht einen Hauptgrund für seine zurückgehenden Aufträge darin, daß

»... die Jugend nicht mehr kam. Die jungen Männer trugen keine Anzüge mehr, sondern Jeanshosen. Die kamen dann höchstens noch, wenn was zu flicken war. Sie kamen aber nicht mehr zur Anprobe.«

Neben »der Jugend« änderten auch viele Vertreterinnen und Vertreter der mittleren Generation ihr Konsumverhalten. Der Bruch zwischen überlieferten und neuen Verhaltensweisen ging dabei oft genug mitten durch eine Person. Nicht zuletzt diesen Leuten war bewußt, daß ihr Einkauf in Supermärkten außerhalb des Ortes die eine oder andere Geschäftsexistenz aufs Spiel setzte. Bauer A:

»Es war einem schon peinlich, daß man in den kleinen Geschäften hier nicht mehr kaufte. Wenn die merkten, man kam da nicht mehr hin, das war irgendwie unangenehm. Die wußten das ja auch. Die lebten ja davon und hatten es dann plötzlich schwer, über die Runden zu kommen. Aber das war der Trend. Im Supermarkt gab es nun mal mehr Auswahl, das war billiger. Früher taten sich immer so dreie, viere zusammen und fuhren dann mit einem Auto nach Brakel in den Supermarkt.«

Den Überlandfahrten in den Warburger »Aldi-Markt« oder in den Paderbomer »Südring« lag nicht nur die Motivation des Kaufs billiger Waren zugrunde. Sie standen auch für den Versuch, zumindest für kurze Zeit den auch als beengend empfundenen Kontrollmechanismen des Dorfes zu entkommen und ohne soziale Verpflichtung zu konsumieren. Allerdings setzt das Verlangen nach dieser Form von Freiheit bereits ein »modernes Bewußtsein« von Individualität voraus, deshalb wundert es nicht, daß sich die ältere Generation an solchen Vergnügungen wenig bis gar nicht beteiligte. Moderne Konzepte und Vorstellungen vom

Leben beruhen auf dem, was »Steigerung individueller Freiheitsräume« oder »Befreiung von gemeinschaftlichen Zwängen und moralisch legitimierten Verhaltensnormen« genannt wird (Hradil 1990). Doch die Befreiung produziert aufgrund des ambivalenten Charakters der Moderne noch während des Prozesses ihrer Entfaltung neue Zwänge oder Verluste - wie zum Beispiel den Verlust der Einflußnahme auf ökonomische Prozesse im Dorf. Die Supermarkt-Ausflügler versuchten, die Frage der Zukunft der kleinen Geschäfte vor Ort möglichst schnell aus ihrem Verantwortungsbereich zu verdrängen. Zu Anfang sprachen sie noch regelmäßig über die Borgentreicher Lebensmittelläden, in die sie nunmehr gar nicht oder nur noch selten gingen. Nach und nach gerieten die Reste des sozialen Verantwortungsgefühls, das die Dorfbewohnerinnen füreinander hegten, jedoch unter die Räder der gen Paderborn und Kassel fahrenden Autos. Dann saß man zusammen im Auto und sagte über die Gemischtwarenhändlerin höchstens noch zueinander: »Die maket dat ak nimmer lange.« Und so kam es dann auch. Das erste Lebensmittelgeschäft schloß, das zweite wurde zur Edeka-Filiale und das nächste überlebte mehr schlecht als recht von den alten Leuten, »die sich nicht umstellen wollten«. Für die Geschäftsinhaberin eine Zeit, an die sie nicht gern zurückdenkt:

»Man sah ja zum Teil die eigenen Verwandten oder Freunde mit vollen Taschen von der Konkurrenz kommen. Die gingen auch dreisteweg vor meiner Tür entlang. Da hab ich aggressiv reagiert, ich war pottwütend. Wenn sie mit dem Auto gefahren waren, fuhren sie rücklings, daß ich das nicht mitkriegte. Aber ich hab das so auf die Dauer spitzgekriegt, wer wann zum Einkaufen fuhr, und wenn ich das Auto dann sah, dann hab ich schon Herzklopfen gekriegt. Und mein Mann genauso. Das war sehr schmerzhaft für uns.«

Zum offenen Konflikt kam es allerdings nicht. Die Geschäftsinhaberin wollte den offenkundigen und zugleich klandestinen Prozeß der Abkehr von ihrem Laden nicht auch noch zusätzlich thematisieren. Sie hätte das als eine Verschärfung der für sie ohnehin schon entwürdigenden Lage empfunden. So reagierte sie hilflos.

»Irgendwie wollte ich auf stur schalten. Ich hab die Leute dann zwar noch angeguckt, aber ein bißchen mit Mimik. Das ging natürlich auf die Dauer auch nicht, da hab ich mir selbst mit geschadet. Aber ich wußte ja auch gar nicht immer, warum die nicht mehr kamen. Sie hätten ja sagen können, da und da ist es billiger. Aber so hat man geglaubt, man hat sie vielleicht nicht richtig bedient.«

Ebensowenig wie sie selbst sprachen ihre Ex-Kundinnen die prekäre Situation an. Auf meine Frage, ob die Geschäftsinhaberin ihre näheren Bekannten oder

Verwandten nicht hätte fragen können, warum sie nun plötzlich nicht mehr bei ihr kauften, reagiert sie eindeutig:

»Nein, natürlich nicht. Das machte man nicht. Und manche kamen ja auch noch und holten ab und zu vier Tomaten, die hätten dann gesagt, was willst du denn, ich bin doch hier.«

Auch der Schneider, dem seine ehemaligen Kunden auf der Straße mit Kleidung »von der Stange« begegneten, wußte nicht, wie er diese zu einem Gespräch hätte bewegen konnte.

»Man mußte sich damit abfinden, man konnte einfach nicht konkurrieren mit der Konfektionskleidung. Damals war die Konfektion doch schon 80 bis 100 Mark billiger, die normale Ausführung jedenfalls. Gute Konfektion ist bis heute nicht billiger als Maßarbeit. Aber es nutzte ja nichts, die Leute wollten das Billigere kaufen, und da konnte man sie nicht von abhalten.«

Eine Auseinandersetzung über das neue ökonomische Verhalten fand nicht statt, es war auf beiden Seiten von Peinlichkeitsgefühlen und Ritualen des Verschweigens begleitet. Die in den Supermärkten erstandenen Waren wurden unter einer Decke verborgen, damit nicht ein zufälliger Blick ins Wageninnere den auswärts kaufenden Dorfbewohner hätte bloßstellen können. Insbesondere unter Geschäftsleuten war es noch lange Zeit verpönt, mit bedruckten Einkaufsstüben von Paderbomer und Kasseler Warenhäusern durch den Ort zu gehen. Der Konsum war also in der Übergangszeit noch keineswegs hemmungslos. Viele Ex-Kundinnen des Lebensmittelgeschäfts hatten lange Zeit ein schlechtes Gewissen; schließlich verschwand der Laden nicht von heute auf morgen von der Bildfläche. Außerdem demonstrierten neben den alten Leuten einige »treue Kunden« gerade in den Jahren vor der Schließung im Jahr 1991 ihre Solidarität mit dem letzten in eigener Regie geführten Lebensmittelgeschäft Borgentreichs, indem sie offensiv dort einkaufen gingen. Und das, obwohl bereits 1980 ein »Rewe-Markt« und einige Jahre später ein »Allfrisch« in Borgentreich eröffnet hatten. Mit dem offensiv solidarischen Kauf konfrontierten sie in regelmäßigen Abständen diejenigen mit den Folgen ihres ökonomischen Handelns, die ihre Kaufentscheidungen schon lange unabhängig von den alten sozialen Normen der Gegenseitigkeit trafen.

Das geänderte ökonomische Verhalten trieb den Modernisierungsprozeß nicht nur voran, sondern gab ihm auch alltags- und lebenspraktische Gestalt. Man konnte einander nicht mehr ohne weiteres begegnen, denn man hatte etwas zu verbergen - das den Erfordernissen der Warenökonomie angepaßte wirtschaftliche Verhalten war im Dorfkontext nicht so ohne weiteres voreinander zu

legitimieren. So wurde es notwendig, aus der privaten Ökonomie ein Geheimnis zu machen, die ökonomischen Verhältnisse voreinander zu verbergen. Erwirtschaftete Überschüsse, die nach der »alten« Moral nicht zur Umverteilung, aber doch zu einem solidarischen Verhalten Ärmeren gegenüber verpflichtet hätten, wurden in ihrer Geldform verschwiegen und tauchten erst wieder in Form von individuell angeeigneten und nicht mehr »sozialisierbaren« Sachwerten wie Autos oder teuren Wohnungseinrichtungen zum Zwecke der Ausbildung distinktiver Lebensstile auf (Bourdieu 1982). Bauer A empfand immer ein komisches Gefühl, wenn er dem Schneider auf der Straße begegnete. Schließlich war er schon lange nicht mehr bei der Anprobe gewesen - er mußte seine Anzüge wohl woanders gekauft haben.

»Sicher, wir grüßten uns noch, aber der Schneider guckte immer ein bißchen scheel. Er merkte ja auch, daß wir da nicht mehr kauften.«

Nicht nur der Ex-Kunde, auch der Schneider selbst fühlte sich unwohl in seiner neuen Rolle als »Übriggebliebener«, den plötzlich niemand mehr benötigte. Seine Analyse der Situation stimmt mit der anderer InterviewpartnerInnen überein:

»Es gab einige Leute, die haben sich quasi entschuldigt dafür, daß sie nicht mehr kamen und statt dessen billigere Fertigware kauften. Aber das waren wenige. Bei den meisten war es so, daß es ihnen peinlich war, mir zu begegnen, und deshalb hielten sie ein bißchen mehr Abstand. Man kann also sagen, daß man so nach und nach weniger mit den Leuten zu tun kriegte. Hier kennt zwar jeder jeden, und man sieht sich nach wie vor, aber irgendwie wurde es anders mit der Zeit. Man verbrachte nicht mehr so die Zeit miteinander, der Kontakt war nicht mehr so eng.«

Das geänderte ökonomische Verhalten bewirkte zwei Dinge: Zum einen schädete es den übriggebliebenen dörflichen Produzenten, die nur noch unter erschwerten Bedingungen überleben konnten. Zum anderen versuchte man genau diesen Sachverhalt, der nicht primär intendiert war, zu vertuschen und zerstörte damit die alte Form der dörflichen Öffentlichkeit. Man trug ein latent schlechtes Gewissen mit sich herum und versuchte, sich möglichst nicht in die Augen zu blicken. Denn je näher man sich kennt, um so verantwortlicher fühlt man sich füreinander. Kommt man dieser Verantwortung - zum Beispiel durch einen veränderten Konsum - nicht mehr nach, muß man folgerichtig so tun, als würde man sich eben nicht gut kennen. Das Entkommen aus der Verantwortung bewirkt ein Entkommen aus dem öffentlichen Raum. In diesem Kontext werden bürgerliche Privatsphären geschaffen, die ihrerseits mit der Auflösung der dörflichen Öffentlichkeit als sozialem, ökonomischem und kulturellem Raum Hand

in Hand gehen. Mit der anonymen Konkurrenz der Paderborner, Warburger und Brakeler Supermärkte begann das Wettbewerbsdenken auch das interne Borgentreicher Geschäftsleben massiv zu prägen. Die Gemischtwarenläden, einstmals mit einem festen Kundinnenstamm versehen, der Sicherheit gab und Raum für Kooperation der Geschäftsleute untereinander bot, mußten nun um die verbleibenden potentiellen KäuferInnen buhlen. Die Geschäftsinhaberin datiert den Wendepunkt auf den Tag, als die Edeka-Kette ein Borgentreicher Lebensmittelgeschäft aufkaufte.

»Das fing an mit einem Geschäft, das zu Edeka wurde, denn von dem Moment an gab es da die Edeka-Angebote. Als das mit den Sonderangeboten anfang, als man plötzlich um die Kunden werben mußte, da war es vorbei mit der Zusammenarbeit der Geschäfte untereinander, da kam dann die Konkurrenz. Da war uns anderen ziemlich schnell klar, daß wir entweder nachziehen oder uns was anderes einfallen lassen mußten.«

Das ökonomische Überleben, zuvor nur in Abhängigkeit von anderen bzw. in Kooperation mit anderen möglich, wurde aufgrund der geänderten Rahmenbedingungen nur noch durch ein erfolgreiches Abschneiden im Wettbewerb möglich. Die sukzessiv entstehende Mobilität durch Autos und der auf diese Weise ermöglichte Preisvergleich mit den Waren der Supermärkte führte dazu, daß die moralökonomischen, also die sozialen Verhältnisse berücksichtigenden Preise der lokalen Ökonomie Borgentreichs mit der auf vollständig anderen Kriterien beruhenden Preisbildung der Großanbieter konfrontiert und schließlich vermischt wurden. Auch die Borgentreicher Anbieter von Produkten und Dienstleistungen wurden nicht mehr ausschließlich aus dem sozialen Zusammenhang reziproker Tauschbeziehungen heraus beauftragt, sondern zunehmend nach dem reduktiven Faktor Preis bewertet. Das hatte neben einer Ausdifferenzierung von unterschiedlichen Interessen die Entstehung des Gegensatzpaares Produzent/Dienstleister versus Kunde zur Folge. Gleichzeitig verschob sich das ökonomische Verhältnis eindeutig zum Vorteil der Konsumentinnen, um deren Gunst die verschiedenen Anbieter zum Schaden der allermeisten von ihnen mit sich gegenseitig ausstechenden Preisen werben mußten (und müssen). Die Konsumentinnen tragen also durch ihre modifizierten Kaufentscheidungen, durch ihren neuen »Konsumentenhabitus«, nicht nur dazu bei, das ortsansässige produzierende Handwerk zu verdrängen, sondern »erfinden« in genau diesem Prozeß ihre eigene Inthronisierung: »Der Kunde« ist nur dann »König«, wenn die Entscheidung zwischen verschiedenen Anbietern ein und derselben Ware prioritär vom Kriterium des Preises abhängig gemacht wird. Die aktuelle »Verhättschlung« - bei gleichzeitiger Verobjektivierung - der Konsumentinnen durch sich

gegenseitig bekriegende Industrie- und Handelsunternehmen mittels der »Waffen« Preisdumping und Werbefeldzug vermitteln den Menschen das zweifelhafte Gefühl, ein »Recht« auf die Bereitstellung aller nur denkbaren Güter zu jeder Zeit und zu niedrigen Preisen zu haben, wenn sie nur dafür die Geldscheine aus dem Portemonnaie ziehen. Diese angesichts der ökologischen und sozialen Folgekosten der Massenproduktion höchst irrationale Haltung ist insbesondere in Kombination mit der Marktbehauptungspolitik großer Konzerne für kleine Produzenten oder Händler fatal. So mußte das Borgentreicher Schuhgeschäft ab den siebziger Jahren seinen Lieferanten grundsätzlich nur noch geschlossene Sortimente von Größe 36 bis 42 mit mehreren Exemplaren abnehmen und konnte kein einzelnes Paar Schuhe mehr nachbestellen. Die Geschäftsinhaberin verweist auf die Folgen des Lieferantendiktats: »Verkaufen Sie mal in einem kleineren Ort, wo jeder jeden kennt, das gleiche Paar Schuhe zwei oder dreimal. Das möchte eben auch nicht jeder, daß alle die gleichen Schuhe anhaben.« Allerdings, so spezifiziert die Geschäftsfrau, hatten die Leute keine Hemmungen, die Einheitsware zu kaufen, wenn sie sie in den großen Schuhgeschäften in Paderborn oder Kassel erstehen konnten.

Auch den Borgentreicher Bäckern gingen die neuen Kaufentscheidungen und -wünsche seiner Kundinnen zunehmend an die ökonomische Substanz. Der Konsumentenhabitus, der nur auf dem Hintergrund einer zentralistischen Warenökonomie mit Zugriff auf den Weltmarkt für Arbeitskraft geformt und kultiviert werden kann, überträgt sich nahtlos auf die lokalen Strukturen der Produktion. Ein von den Bedingungen der Produktion abgespaltener Konsum hat Folgen, die das kleine, produzierende Handwerk auf die Dauer nicht tragen kann, denn die Kunden orientieren sich nicht mehr an den spezifischen Arbeitsbedingungen der Produzentinnen, sondern an allgemeinen Standards, die aber nur die industrialisierte Massenerzeugung, und diese nur auf dem Hintergrund der Externalisierung eines Großteils ihrer Produktionskosten bieten kann (vgl. Kap. 5). Ein kleiner Bäckereibetrieb hat dagegen keine oder nur sehr beschränkte Möglichkeiten, Kosten zu externalisieren - folgerichtig geht die mangelnde Nachhaltigkeit des Konsums nahezu ausschließlich auf seine eigenen Kosten. Der Bäcker analysiert:

»Früher haben die Leute großzügiger eingekauft. Heute kommen sie in den Laden und verlangen ein halbes Kleines einer ganz bestimmten Sorte, und natürlich muß es immer frisch sein. Wenn man das gerade nicht vorrätig hat oder ihnen das Angebot nicht mehr paßt, kommen sie nicht wieder. Wie soll man da noch rechnen? Früher saßen alle Mann um den Tisch, dann wurde ein dicker Stoß Brot abgeschnitten, und dann ging es dran. Und heutz-

tage stellen sie sich um ein halbes Brot an, wenn es nicht frisch ist. Heute muß von jeder Sorte was da sein, und dann wird immer nur ein bißchen gekauft. Wir haben schon Kosakenbrot, Dreikornbrot, Schwarzbrot, Vollkornbrot, Heidebrot und Kasseler Brot, aber den Leuten reicht das immer noch nicht. Die gehen von einem zum andern. Die einzigen, die regelmäßig kommen, sind die alten Kunden. Die anderen gehen in die Backwarenabteilungen der Supermärkte. Wir machen das hier noch ein, zwei Jahre, dann ist Schluß, dann machen wir die Bäckerei zu. Solchen Bedürfnissen können wir nicht hinterherkommen.«

Der neue Konsumentenhabitus und die mit ihm verbundene Illusion von der grenzenlosen Auswahl unterscheidet sich von den alten Konsumentenscheidungen dadurch, daß sich die Konsumenten, unter anderem deshalb, weil sie selbst nicht mehr produzieren, unabhängig von den (übriggebliebenen) Produzenten wähnen. Die Gesetze der Moral Economy, die ihre materielle Basis verloren hat, haben keine Ausstrahlungskraft mehr.

Aus Kooperation wird Konkurrenz

»Im Sommer saßen die Leute draußen auf der Bank, und im Winter kamen sie ins Haus. Das waren immer so bestimmte Buden, wo alle hinkamen: Schuster, Schneider, Stellmacher, Schmied. Das waren die Buden, die warm waren. Dann wurde eine Zigarre angesteckt oder eine Pfeife geraucht, daß der eine den andern nicht mehr sah. Irgendwann am Abend sagte der Schneider dann: ‚Raus jetzt! Morgen um halb fünf ist die Nacht rum., Und dann gingen sie alle nach Hause.«

Hausschlachter und Mauer

Die innerdörfliche Akzeptanz von Produkten, die unter den Bedingungen der dörflichen Ökonomie so, wie sie heute konsumiert werden, nicht hätten hergestellt werden können, verschärfte den Wettbewerb zwischen den lokalen Produzenten und den nicht ortsansässigen Anbietern. Den institutionellen Rahmen dieses Wettbewerbs bildet im Bausektor die sogenannte Ausschreibung. Ausgeschriebene Einheitspreise existieren seit Anfang des Jahrhunderts, in Borgenreich bestimmen sie allerdings erst in den 60er Jahren Angebot und Nachfrage. Der Bauunternehmer berichtet:

»Früher suchte man sich einen Handwerker, und der schrieb seine Rechnungen. Man fragte nicht, was kostet das, denn man wußte ungefähr, was er für eine Arbeit mit welchem Aufwand machte. Man war Ja dabei, wenn er arbeitete. Heute gibt man einen Auftrag bekannt,

der Architekt rechnet aus, was das kosten kann, und dann wird das kalkuliert und öffentlich ausgeschrieben.«

Andere Handwerksbetriebe können nun ihre eigenen Angebote abgeben - der Preisgünstigste erhält den Auftrag, in der Regel unabhängig davon, woher er kommt und in welchem Bekanntheitsverhältnis er zu den Bauherren steht. Das geht oft bis an die Schmerzgrenze der Finanzkalkulation der einzelnen Unternehmen, die in letzter Konsequenz nur darauf warten (müssen), daß andere Betriebe vor Ort den Verdrängungswettbewerb nicht überleben und sie dadurch selbst einen größeren Markt bedienen können. Ganz im Gegensatz dazu stand die Praxis in der lokalen Ökonomie Borgentreichs. Der Dachdecker berichtet: »Früher hieß es: Mach mir das fertig. Über den Preis wurde gar nicht geredet.« Man ging davon aus, daß der Handwerker einen angemessenen Preis verlangte, der nicht angefochten wurde. Die Dorfbewohner erkannten ihre Arbeitsleistungen gegenseitig an. Heute jedoch, so der Dachdecker:

»Heute läuft im Baugeschäft alles über Ausschreibung und alles über den Architekten. Der Architekt schickt die Angebote. **Mit** den privaten Auftraggebern hat man überhaupt nichts mehr zu tun als Handwerker. Und die Privatleute interessiert nur noch die Endsumme. Ausschreibungen, das heißt: der Billigste erhält den Auftrag.«

Der Bauunternehmer bestätigt diese Einschätzung der Lage:

»Früher wurde man als Unternehmer gefragt, was willst du für einen Stundenlohn? Welchen deiner Mitarbeiter schickst du mir? Wichtigstes Kriterium war die Qualität der Arbeit. Die mußte stimmen. Alles andere war zweitrangig. Man war alleine schon deshalb zu Qualitätsarbeit verpflichtet, weil man sonst am Sonntagmorgen in allen Gaststätten Gesprächsthema war. Heute geht in dem Tempo, in dem gebaut werden muß, vieles auf Kosten der qualitativen Arbeit. Früher mauerte man vollfugig, heute wird das hingefegt mit Fertigmörtel.«

Heute führt der Einsatz von orts- bzw. regionsfremden Firmen dazu, daß die Preiskalkulation kleinerer, ortsansässiger Betriebe durch Dumpingangebote unterlaufen wird. Damit wird auch im Baugewerbe der Strukturwandel beschleunigt. In Borgentreich setzte man zwar bereits in den sechziger Jahren sogenannte Fremdfirmen ein, um das Schwimmbad und verschiedene Schulen zu bauen, aber das war ausschließlich dann der Fall, so der Bauunternehmer,

»... wenn das Auftragsvolumen so groß war, daß man es alleine nicht schaffte. Heute werden Fremdfirmen eingesetzt, weil die ein billigeres Angebot machen. Das ist der entscheidende Unterschied: Man nimmt den, der am billigsten ist, wo der herkommt und wie der arbeitet, ist dabei ziemlich egal.«

Klinkerarbeiten werden auch in Borgentreich zunehmend von holländischen Billigunternehmen, die den Stein gleich mitliefern, vorgenommen. Fensterfabriken schicken ihre Vertreter auf Baustellen und offerieren einen Preis, der garantiert unter dem der örtlichen Tischlerei liegt, die selbst zwar auch Kunststoffenster anbietet, im Preisdumping aber schon lange nicht mehr mithalten kann. Vor Ort gebrannte Ziegel wurden Anfang der 70er von den preisgünstigeren Fertigbetonprodukten verdrängt; heimische Holzprodukte durch Spanplatten vom Weltmarkt und PVC-Beläge aus industrieller Produktion. Die Reduktion der Auswahlkriterien auf das eindimensionale Motiv der billigen Produktion hat auch Auswirkungen auf die Beziehungen der Handwerker auf dem Bau. Der Bauunternehmer, der seine Firma 1993 abmeldete, beklagt, daß die Arbeitsbeziehungen unter den Handwerkern »nicht mehr so menschlich« seien wie früher:

»Es gab vielfältige Beziehungen, die darunter litten, daß Geld und Leistung immer mehr in den Vordergrund rückten. früher beging man die Grundsteinlegung, und dann feierte man ein Richtfest, zu dem die Zimmerleute kamen. Die Beziehungen der Haupthandwerker untereinander waren so gut, daß man auch gemeinsam feiern konnte. Heute ist man nicht mehr bereit, sich die Zeit zu nehmen für ein Gespräch: Zeit kostet Geld.«

Die durch die freie Marktwirtschaft ausgelöste »Ausdifferenzierung« auf der Anbieterseite hat für die innerdörflichen bzw. innerregionalen ökonomischen Beziehungen eine »Entdifferenzierung« zur Folge, die in der Nivellierung bzw. Einebnung der vielfältigen Facetten des ökonomischen Miteinanders besteht. Gleichzeitig findet eine Enteignung der räumlichen Dimension statt. Auf der einen Seite tauchen zwar immer mehr Materialien und damit Arbeitskraft aus aller Welt auf. Diese nicht lokalisierbare Konkurrenz vom abstrakt erscheinenden Weltmarkt verschwindet jedoch ebenso schnell wieder wie sie erscheint. Die »ortlose« Intervention, die als permanente Drohung - zum Beispiel durch Preisdumping - präsent ist, macht sich das Dorf als Abnehmer von Waren zunutze, übernimmt aber keine weiteren Verantwortlichkeiten vor Ort. Die Gegenseitigkeit, auf der die Produktions- und Konsumtionsprozesse in der lokalen Ökonomie beruhen, weicht der Eindimensionalität im globalisierten Dorf.

»Das Eintönige ist nicht jedem gegeben.« Der Handwerkerstolz

Die »Machtübernahme« der Architekten im Bausektor und die mit ihr einhergehende Entmündigung ehemals selbständig tätiger Handwerksmeister fand im Zusammenhang mit der generellen Entwertung des Handwerks als produzierendes Gewerbe statt. Durch die massenhafte Einführung von Waren aus der indu-

striellen Produktion nationaler und internationaler Märkte wurden viele Hand-
werkssparten, die für den lokalen Markt produzierten, zunehmend überflüssig.
Heute gibt es in der Kernstadt Borgentreich außer einer Tischlerei, drei Bäckereien
und zwei Metzgereien kein produzierendes Gewerbe mehr. Die Verdrängung
des Handwerks aus der Neuproduktion und seine Verlagerung auf Reparatur
und Vertrieb führte zu einer »Etablierung der industriellen Folgehandwerke«
(Lenger 1995). Die Liste der gewerbetreibenden Betriebe des Ortes (inklusive
Eingemeindungen) liest sich wie die einer x-beliebigen, in den Weltmarkt
integrierten Kleinstadt Westeuropas. Sie dokumentiert den Verlust der ökonomischen
Eigenständigkeit und den mit ihm verbundenen Aufstieg des um die
industrielle Produktion gelagerten Dienstleistungsgewerbes:

1 Pizzeria	1 Getränkegroßhandel
1 Spielhalle	3 Gaststätten
2 Supermärkte	1 Kino
1 Tankstelle	1 Bauschuttdeponie
1 Immobilienmakler	1 Geldinstitut
2 Bewachungsinstitute	2 Versicherungsunternehmen
1 Versorgungsunternehmen	3 Elektroinstallationsgeschäfte
1 Software-Unternehmen	2 Holzverarbeitungsbetriebe
1 Landschaftsbauunternehmen	1 Apotheke
1 Fensterbauunternehmen	1 Druckerei
1 Kunststoffensterbauunternehmen	1 Gärtnerei
1 Bau- und Heimwerkerbedarfsgeschäft	1 Strickwarenherstellungsbetrieb
2 Bauunternehmen	1 Metallverarbeitungsbetrieb
1 Uhren- und Schmuckgeschäft	1 Kunstschmiede
1 Textilhandel	1 Raumausstatterbetrieb
1 Viehhandel	1 Dachdeckerei
1 Einzelhandel mit Mineralölen	2 Autohandel / Kfz -Werkstatt
² Lohndruschunternehmen ²⁸	

Einer der ersten »entsorgten« Berufe war der des Stellmachers und Wagners.
Die von ihm zuvor hergestellten und gewarteten Stalleinrichtungen und Freß-
gitter wichen billigeren, im Ausland gefertigten Standardeinrichtungen. Ende
der fünfziger Jahre kamen dann die ersten, aus US-Armee-Beständen ausgemu-

28 Quelle: Gewerbesteueramt der Stadt Borgentreich. Aufgeführt sind nur Betriebe, die im
Jahr 1996 in der Großgemeinde Borgentreich zur Gewerbesteuerzahlung herangezogen
wurden. Für die Kernstadt Borgentreich (Untersuchungsgebiet) werden seit der Eingemein-
dung keine separaten Daten mehr erhoben.

sterten Gummiräder nach Borgentreich. Der in diesem Zusammenhang neu entstehende Beruf des Reifenhändlers konnte sich rasch etablieren: Der Händler verkaufte die gebrauchten Räder an die Landwirtschaft - die Wagner und Schmiede bauten die Holz- und Eisemäder ab und die Gummireifen an die Bauernwagen an. Eine ihrer letzten Taten, mit denen sie ihren Berufsstand gleichsam abschafften. Denn niemand kam nach der Erfahrung mit den auf Ackerböden bedeutend besser laufenden Gummirädern auf die Idee, noch einmal auf die vom heimischen Handwerk hergestellten Holzräder zurückzugreifen. Der Schmied zieht Bilanz:

»So kam dann die Gummizeit, und mit der Gummizeit kamen die Gummiwagen. Mitte der Fünfziger kamen dann die ersten Trecker, und mit den Treckern verschwanden die Pferde. So zog eine Entwicklung die nächste nach sich. Das kann man auch an der Entwicklung der Pflüge sehen. Für uns hat das alles bedeutet, daß die Arbeit rapide abnahm.«

Der vom Schmied kreierte Begriff der »Gummizeit« als Synonym für die »neue« Zeit ist nicht zufällig so treffsicher. Das Gummi als Weltmarktprodukt bedroht, hier wie dort, die lokale bzw. regionale Ausrichtung der Wirtschaft. Gummi ist damit gleichzeitig Konkretion und Symbol für den massiven Einzug der internationalen Arbeitsteilung in den lokalen Markt Borgentreichs: Ein Weltmarktprodukt verdrängt innerhalb kürzester Zeit einheimische Produkte und deren Produzenten - ein Prozeß mit massiven sozialen und ökologischen Folgen. Einige Handwerker verlagerten den Schwerpunkt ihrer Tätigkeiten von der Produktion auf die Reparatur. Aber auch dieser Ausweichversuch wurde, zumindest partiell, durch den Einsatz neuer Materialien aus der industriellen Produktion und deren Integration in wechselnde Moden, sprich durch einen veränderten Konsum, vereitelt. So kam Anfang der 70er Jahre die Plateauschuhmode auf. Die dicken Plastiksohlen aus aufgeschäumtem Material liefen sich nicht mehr ab. Das hieß für den Schuster,

»... daß in der Werkstatt, wo neue Schuhe sowieso kaum noch bestellt wurden, dann auch kaum noch Reparaturen und Schuhbesohlungen anfielen. Es brach also der Bereich weg, der wenigstens noch ein bißchen was eingebracht hatte. Außerdem wurden immer mehr Schuhe mit Vollgummisohlen verkauft, das hieß, es kamen auch keine neuen Absätze mehr an die Schuhe. Und dann war in der Werkstatt von heute auf morgen Ebbe. Es lief gar nichts mehr. Durch die Mode. Ob Kinderschuhe oder Boots, alle hatten plötzlich Gummisohlen. Diejenigen Schusterbetriebe, die nur eine Werkstatt hatten, waren von heute auf morgen erwerbslos, wir hatten ja glücklicherweise noch den Laden dabei.«

Die Strategien, der drohenden Erwerbslosigkeit zu entkommen, waren nicht immer die gleichen. Auch dem Schneider wurde rasch klar, daß er nicht mehr

lange von seinem Gewerbe würde leben können. Als dann Anfang der 70er Jahre eine Damenmantelfabrik in Borgentreich öffnete, nahm er dort einen Posten als Zuschneider an. Der Übergang vom selbständigen Handwerkermeister zum abhängig beschäftigten Fabrikarbeiter fiel ihm schwer:

»In die Fabrik zu gehen, war eine große Umstellung für mich. Als ich selbständig war, bin ich morgens mal um sieben, mal um neun aufgestanden. Je nachdem, wie die Arbeit war, hab ich abends bis um zehn oder elf gearbeitet, tagsüber mal eine Stunde frei gemacht. Ich habe meine Arbeit eingeteilt, wie ich es für richtig hielt. In der Fabrik mußte ich morgens um sieben an der Maschine stehen, und abends war ich dann fix und fertig. Die Familie hat da auch drunter gelitten. In der Fabrik gab es viel Streß, das war nervlich sehr anstrengend, besonders am Anfang.«

Der Verdienst dagegen war wesentlich höher als die Einnahmen der Schneiderstube. Das Geld kam regelmäßig, der Lebensstandard stieg. Aber nicht nur der Streß machte dem Schneider zu schaffen, auch das Selbstbild als eigenständiger Handwerker erlitt Blessuren durch die Unterordnung unter das Gleichmaß der industriellen Produktion. Bevor der Schneider zum Fabrikarbeiter wurde, hatte er schon einmal ein Angebot erhalten, beim örtlichen Bundeswehr-Camp als Reparaturschneider anzufangen.

»Aber das hab ich nicht gemacht, da war ich noch zu stolz. Da hätte ich Abzeichen aufnähen, Hosen und Ärmel kürzer machen sollen. Auch in der Fabrik war es am Anfang unter der Würde, dort zu arbeiten. Man war ja Meister, und dann da plötzlich als einfacher Arbeiter zu stehen, das ist schon ein Unterschied. Und die Tätigkeit war ja auch eine andere. Als Meister hab ich alles vom Entwurf bis zum letzten Nadelstich selbst hergestellt, und in der Fabrik mußte man das machen, was reinkam. Als Schneidermeister war man stolz, wenn der Anzug am Ende fertig war, und wenn was nicht stimmte, hat man sich geärgert.«

Kreativität und Eigenmacht, Empfindungen, die den handwerklichen Produktionsprozeß begleiten, werden in der Fabrik weder erzeugt noch sind sie dort gefragt. Auf meine Frage, ob der Schneidermeister von seinem subjektiven Empfinden her immer Handwerker geblieben ist oder ob er sich irgendwann auch wie ein »richtiger« Arbeiter gefühlt hat, antwortet er: »Irgendwann ja. Das mußten wir ja.« Der Schmied dagegen scheint sein Leben lang Schmied geblieben zu sein. Als er absehen konnte, daß die Aufträge noch weiter zurückgehen würden, überließ er die Schmiede im Jahr 1953 seinem Bruder, mit dem er bis dato gemeinsam gewirtschaftet hatte und nahm eine Stellung als Omnibusfahrer bei der Post an. Aber Busfahren war für ihn keine wirklich ernstzunehmende Herausforderung:

»Als Schmied arbeiteten wir von morgens hell bis abends dunkel. Bei der Post brauchten wir nur 48 Stunden in der Woche zu arbeiten. Ich fing morgens um fünf an und hatte dann um zwei Uhr schon Feierabend. Ja, und was wollten wir von zwei Uhr bis zum Abend machen•) Da bin ich wieder dahin, wo ich vorher war: in die Schmiede. Es lag einem einfach nicht, sich auf den Stuhl zu setzen.«

Der Brnder begann für eine Warburger Landmaschinenfirma Trecker zu verkaufen und die Maschinen in der Schmiede zu warten, bis die Bauern diese Aufgaben selbst übernahmen. Sein Sohn, der den Betrieb übernehmen sollte, hatte noch Schmied und Landmaschinenschlosser gelernt, dann aber doch auf Autoschlosser umgesattelt. So wurde aus der ehemaligen Schmiede eine Autowerkstatt. Eine Entwicklung, die der Schmied akzeptiert - »so war das eben« - aber mit einem richtigen Handwerk ist die Autoschlosserei für ihn nicht vergleichbar:

»Viel Können ist da ja nicht mehr dabei. Wir haben noch alle Teile, die wir brauchten, selbst hergestellt, selbst geformt. Heute werden die industriell gefertigten Teile nur noch geschraubt. Das ist alles. In unserem Sinne ist das ja kein Handwerk mehr. Es ist eine Beschäftigung, ein Job. Wir haben das ja noch ganz anders gelernt, und ich muß ganz ehrlich sagen, ich stehe heute noch dazu. Was ich selber machen kann, das lasse ich nicht machen. Damit würde ich doch mein Können unter den Scheffel stellen. So ist unsere Mentalität.«

Nicht alle Handwerker und Bauern waren bereit, sich auf die industrielle Produktion oder auf industrielle Zulieferertätigkeiten einzulassen. Für ihren Mann sei eine abhängige Beschäftigung »nicht eine Sekunde lang Thema gewesen«, auch nicht, als sich die wirtschaftliche Lage für die kleineren Höfe verschlechterte, sagt Bäuerin E. Warum nicht? »Der war Bauer«, lautet die knappe und ob der nochmaligen Nachfrage sichtlich genervte Antwort. Auch für den Tischler, einer der wenigen Handwerker, die in ihrem Bernf weiterarbeiten konnten, und der den 1885 gegründeten Familienbetrieb noch heute führt, wäre der Gang in die Fabrik unvorstellbar gewesen. Sein Handwerkerstolz, das Bewußtsein über die Einzigartigkeit der von ihm hergestellten Stücke und über die Vielseitigkeit seines Könnens hätten es ihm nicht erlaubt, etwas zu machen,

»... was jeder machen kann, wenn er eingearbeitet ist. In einer Fabrik hätte ich nie angefangen. Da hätte ich kein Interesse dran gehabt. Nur stur Jeden Tag dasselbe Stück zuschneiden - und das jahrelang - das sind ja keine Fachleute mehr, das sind Hilfsarbeiter. Ein Handwerker, der seine Arbeit liebt, der hat kein Interesse, nur Fenster zu machen - ich mache gerne auch mal eine Treppe oder mal was anderes, und auch gerne mal was Außergewöhnliches. Wenn das dann klappt, dann ist man stolz. Und wenn es nicht geklappt hat, kann man es nochmal probieren. Ich brauche Abwechslung, ich will die Arbeit nicht eintönig haben. Das Eintönige ist nicht jedem Mann gegeben.«

Obwohl der Tischler aufgrund erfolgreicher ökonomischer Anpassungsstrategien wie die Spezialisierung auf den Innenausbau sowie auf den Bau von Einbauküchen nach wie vor einen gutgehenden Betrieb leitet und in seinem erlernten Beruf weiterarbeiten konnte, gehört er heute zu den schärfsten Kritikern der Modernisierung. Er weist darauf hin, daß die Zerstörung der lokalen Ökonomie Spuren bei allen Dorfbewohnern und -bewohnerinnen hinterlassen habe, auch wenn niemand darüber spreche. Den meisten Handwerkern sei von heute auf morgen vermittelt worden, daß man sie nicht mehr benötige, daß sie überflüssig seien. Ob er und andere sich dadurch in ihrer Berufsehre verletzt gefühlt hätten, frage ich den 67jährigen Handwerksmeister. Seine Entgegnung:

»Was heißt verletzt? Wer will einen denn noch verletzen? Es sind doch alle verletzt. Wo ist denn noch einer, der gerade denken kann? Wo ist da was? Das ist ganz traurig, aber es wird noch schlimmer.«

»Wir müssen uns fügen der neuen Zeit.« Fortschritt als historisches Diktat?

Im Gegensatz zu den Brot- und Kornaufständen im 18. und 19. Jahrhundert (Thompson 1980) hat im 20. Jahrhundert kaum jemand dagegen protestiert, daß die Subsistenzsicherheit der Abhängigkeit vom Geldeinkommen weichen sollte. Diesmal war das Angebot offenbar ein besseres: Die »neue Zeit« drohte nicht mit Verzicht, sondern versprach Zugewinn. Die Moral Economy wurde nicht verteidigt - wozu auch? Die Menschen versuchen in der Regel, ihre Lebensbedingungen zu verbessern, zumindest aber, sie zu halten. Sie setzen jedenfalls keine abstrakten moralischen Werte durch, deren unmittelbare Verknüpfung mit der materiellen Ebene nicht Blick erkennbar ist. Zu erkennen war zunächst der höhere Verdienst und die Arbeitserleichterung durch Maschinen. Die Supermärkte lockten mit neuen Waren zu günstigen Preisen, und die Autos avancierten als Symbole für Unabhängigkeit, Grenzspengung und neue Mobilität schnell zum begehrtesten Objekt des Dorfes.

Aber der Fortschritt kam mit zwei Gesichtern. Einerseits versprach er größere Freiheiten, andererseits schuf er neue Abhängigkeiten - weniger von Nachbarn, Freunden und Verwandten als vielmehr vom Gelderwerb und von der Zuteilung der zum Leben notwendigen Güter durch anonyme Märkte. Als ich ältere BorgentreicherInnen im Interview darum bat, den Unterschied zwischen »früher« und »heute« aus ihrer Sicht zu bewerten, erhielt ich nur in Ausnahmefällen klare Antworten. Zu denjenigen, die nicht zögern, die »neue« Zeit zur eindeutig besse-

ren zu deklarieren, gehören Bauern, die den Verdrängungswettbewerb bislang erfolgreich bestehen konnten, aber auch sich am Markt behauptende Geschäftsleute oder städtische Angestellte mit einem sicheren Arbeitsplatz. So fragte ich den erfolgreichen Schweinemäster (Bauer B), was er tun würde, wenn er sich vor die Wahl gestellt sähe; ob er sich dafür entscheiden würde, alte Formen der Gegenseitigkeit und Wiederhilfe zu praktizieren, oder ob er es mittlerweile schätzen würde, von niemandem abhängig zu sein? Seine Antwort ist unzweideutig:

»Ob ich den alten Zustand wiederhaben möchte, also mit der Arbeit und mit der Gemeinschaft, die es früher gab? Ich würde sagen, nein, den alten Zustand möchte ich dann doch nicht wiederhaben.«

Der häufigste Kommentar bezüglich des gesellschaftlichen Umbruchs lautete jedoch: »Das war eben so. Da konnte man nicht gegen an.« Insbesondere ältere Leute erwecken den Anschein, als hätten sie sich weder die eine noch die andere Zeit aussuchen können, als sei die Geschichte »über sie gekommen«, ohne daß sie sie selbst hätten gestalten können.²⁹ Fragen nach einer gezielten Einflußnahme auf unerwünschte Veränderungen im Dorf, die sich durch die Einführung neuer Techniken oder Produkte eingestellt hatten, wurden mir fast durchgängig mit einem Unverständnis signalisierenden Achselzucken beantwortet: »Die neue Zeit« - der anonyme Machtfaktor par excellence - sei eben »so« gewesen und hätte diese oder jene Verhaltensänderung erfordert. Wie zum Beispiel im Fall des Wagners und Stellmachers. Als er die von ihm selbst gefertigten Holzräder ab- und die neuen Gummiräder an die Erntewagen montierte, wußte er, daß es sich um die letzten Verrichtungen im eigenen Beruf handelte. Nicht zuletzt aus diesem Grund wäre zumindest vorstellbar gewesen, daß er die Arbeit mit der Begründung verweigert hätte, sich nicht selbst das Wasser abgraben zu wollen.

Die Geschichte weist schließlich eine Fülle von Beispielen für solche und ähnliche Reaktionen auf Modernisierungsprozesse auf. So forderten um 1680 die Bauern der Midlands ein Verbot der in Südengland vorgenommenen Verbesserungen des Ackerbodens, weil die erhöhte Getreideproduktion die Preise verfallen ließ (Braudel 1986b:627). In Frankreich war bis 1684 der Strumpfwir-

29 Modernisierung als von außen und anderen aufgezwungen zu empfinden, also einem Modernisierungs- oder Wachstumszwang unterworfen zu sein, prägt auch heute das Empfinden selbst bzw. gerade der Bauern, die eine erfolgreiche Modernisierung ihrer Höfe vorweisen können (s. weiter unten). Zu diesem Ergebnis kommt auch die Arkleton-Studie zum Strukturwandel in der europäischen Landwirtschaft (Seibert u.a. 1993:136).

kerstuhl verboten, weil befürchtet wurde, er könne den armen Leuten den Verdienst schmälern (Sornbart 1928:51). Ein englisches Gesetz verbot die Anwendung von Rauhmaschinen zum Glätten und Noppen des Tuches, weil dadurch die Tuchmacherei

»... arg geschädigt und das Tuch in betrügerischer Weise hergestellt werden würde. Im zweiten Jahr der Elisabeth von England (also 1559, d.A.) unterbreitet ein venetianer >Erfinder, ... dem Vorstand der Tuchmacherzunft ... eine arbeitssparende Maschine zum Walken breiter Tuche. Nach reiflicher Überlegung kommt der Vorstand zu einem ablehnenden Bescheid: die Maschine würde zahlreiche Arbeiter brotlos machen.« (Sombart 1928:51)

In Borgentreich gab es keine vergleichbaren Institutionen, die einen möglichen Kampf der Handwerker um ihre Werkstätten hätten unterstützen können. Zur Entstehung einer sozialen Bewegung gegen die Modernisierung fehlte zudem das, was Sombart »frühkapitalistische Gesinnung« und Thompson sowie Scott »Recht auf Subsistenz« nennen. Offenkundig mangelte es der Mehrheit der Dorfbevölkerung angesichts der Macht, mit der sich die Warenökonomie Einlaß verschaffte, an dem Bewußtsein, den Lauf der Geschichte beeinflussen zu können. Ausschlaggebend war aber letztlich, daß sich in Borgentreich im Gegensatz zu den historischen Interventionen gegen Maschinisierung und andere Formen der Modernisierung ein Aufstand erübrigte angesichts der Vorteile, die der Einzug des Fortschritts versprach. So kam auch dem unmittelbar betroffenen Stellmacher selbst nicht einmal der Gedanke der Maschinenstürmerei - in welcher Form diese auch immer hätte stattfinden können. Sein Sohn, der Hausschlachter und Maurer, kann sich jedenfalls nicht vorstellen, daß ein Boykott des Stellmachers erfolgreich verlaufen wäre:

»Mein Vater konnte den Leuten doch nicht vorschreiben, mit welchen Rädern sie zu fahren hatten. Er konnte doch nicht einfach sagen, ich mache euch unter die Gummiräder keine Achse. Das ging doch nicht. Natürlich machte er das.«

Der Stellmacher tat also nichts weiter, als nach wie vor seine Arbeit zu verrichten, und dadurch, daß er sie verrichtete, schaffte er sie ab. Auf diesem Hintergrund haben die Leute unbestreitbar recht, wenn sie meinen, keinen Einfluß auf die Transformation der lokalen Ökonomie in einen Teil der Massenkongumgesellschaft gehabt zu haben. Andererseits zeigen aber nicht zuletzt die Ergebnisse dieser Untersuchung, daß der Fortschritt nicht gemäß eines Naturgesetzes »eintritt«, sondern daß er die ökonomische Orientierung schafft, aber zugleich bereits voraussetzt, die radikal mit überlieferten Formen des sozialen und ökonomischen Miteinanders bricht. Das bedeutet, daß eine Verweigerung des Fort-

schritts oder gar eine Rebellion gegen ihn vorausgesetzt hätte, daß nicht nur die ein oder andere private, sondern die »gesamtgesellschaftliche« Haltung im Dorf und in der Region eine nachdrücklich subsistenzorientierte hätte sein müssen. Wenn der Schneider auf meine Frage, ob denn niemand gegen das offenkundige Aussterben der Handwerksbetriebe protestiert hätte, antwortet: »Wie denn? Man kann doch niemanden zwingen, daß er die Anzüge bei mir kauft«, dann zeigt das, daß er sich in seiner Funktion als Schneider machtlos gegenüber den neuen Kaufentscheidungen seiner ehemaligen Kunden wähnte - und es real wohl auch war. Aus dieser Perspektive heraus blieb ihm letztlich gar nichts anderes übrig als zu kapitulieren. Das hieß in seinem Fall, den erlernten Beruf an den Nagel zu hängen, selbst ein Lohnarbeitsverhältnis einzugehen und sich nun genau so zu verhalten wie all diejenigen, die zu seiner von ihm selbst nicht gewünschten Transformation in einen Lohnarbeiter beigetragen hatten. Andere Handwerker steckten den Verlust ihres Berufes relativ emotionslos weg. Sie taten es einfach den ehemaligen Kunden, die sich von ihnen abgewandt hatten, gleich. Meine Frage an den Müller, ob er es den Bauern übel genommen habe, daß sie ihn durch den Kauf eigener Schrotmühlen quasi seiner Existenz beraubten, beantwortet er schlicht mit »nein«:

»Wir haben es ja selber genauso gemacht. Wir hatten damals gut 50 Morgen und haben dann nach und nach Land dazugekauft oder gepachtet. Wir hatten immer schon ein paar Kühe und ein paar Schweine, und nachher haben wir dann konsequent auf Schweine- und Sauenhaltung umgestellt und haben dann die Ferkel selbst gemästet.«

Der Einfluß des Tempos, mit dem die Modernisierung in Borgentreich vor sich ging, ist nicht zu unterschätzen. Insgesamt blieb kaum Zeit, um die neue Situation zu reflektieren. Nur die wenigsten konnten sich den Luxus erlauben, in Ruhe über das nachdenken, was mit welchen Folgen auf das Dorf zukam. Die Warenökonomie schaffte vollendete Tatsachen. Der Schmied beschreibt die Situation so:

»Man mußte schnell umschalten. Es mußte ja weitergehen. Wenn kein Bauer mehr kam und uns Aufträge gab, was sollten wir denn machen? Es blieb uns gar nichts anderes übrig, als uns schnell umzustellen, Lehrgänge mitzumachen und so nach und nach in das Neue hineinzuwachsen.«

Und es damit gleichzeitig auch mit hervorzubringen. Der Druck der Verhältnisse - es mußte weitergehen - aber auch die vergleichsweise widerstandslose Integration in die Logik der Marktgesetze kommt in dem Gedicht eines 64jährigen Borgentreicher Schäfers zum Ausdruck. Der Heimatdichter beklagt unter dem

Titel »Der Bauer früher und heute« das »Jagen und Hasten« der »neuen Zeit«, die Abhängigkeit der Menschen von »Maschinen und Gewinn«, die sie »nie mehr so froh und nie mehr so frei« sein ließe, wie sie es früher gewesen seien. Trotz dieser fundamentalen Kritik ruft der Schäfer im letzten Vers seines Poems zum Gehorsam auf:

»Wir müssen uns fügen der neuen Zeit,
sonst werden wir bald unterliegen,
denn Technik sowie Maschinenkraft
werden auch in Zukunft siegen.«

Die Borgentreicher, allerdings keineswegs alle, wie im noch folgenden Teil über verschiedene bäuerliche Reaktionen auf die Modernisierung zu zeigen sein wird, fügten sich dem Diktat der Moderne. Aber auch dieses Verhältnis ist nicht monokausal: Sie begegneten der »neuen Zeit« gleichermaßen mit Neugierde und verknüpften Wünsche und Hoffnungen mit ihr. Allerdings gilt auch: So selbstbewußt viele Handwerker, Bauern und Bäuerinnen als einzelne Personen wirken, so ungebrochen ihr Selbstbewußtsein bezüglich beruflicher Kompetenzen heute noch ist, so wenig haben sie sich offensichtlich als potente Verteidiger eines größeren Ganzen - der lokalen Ökonomie - verstanden oder verstehen können. Die Internalisierung der mit der Modernisierung und Monetarisierung verknüpften Normengerüste innerhalb einer atemberaubend kurzen Zeit läßt vermuten, daß diese im gewissen Sinne bereits angelegt, obschon noch nicht gesellschaftlich dominant waren. Darauf weisen zum einen der Umgang mit sozialen Unterschieden und zum andern die mangelnde Wertschätzung der Subsistenzproduktion hin.

Der Umgang mit sozialen Unterschieden

Zentral für den Erfolg der marktwirtschaftlichen Logik im Dorf ist die auch vor der »Gummizeit« bereits vorhandene Orientierung an gesellschaftlichen Hierarchien. Die Reziprozität der lokalen Ökonomie war nicht über Egalität, sondern über soziale Differenz vermittelt. Schon immer, so merkten meine InterviewpartnerInnen an, hätten die »Kleinen« zu den »Großen« aufgeschaut, hätten sich an ihnen orientiert und seit sie über Geld verfügten, auch versucht, die Neuerungen und Maschinen anzuschaffen, die die großen Bauern, zumindest aber die nächsten Nachbarn, gekauft hatten. Bauer A:

»Gerade in der Landwirtschaft gibt es viel Futterneid. Wir haben 1953 unseren ersten Trecker gekriegt, bis dahin haben wir mit Pferden geackert. Das war ganz kurios: Ein Bauer guckte zum anderen. Unsere Nachbarn sahen, daß es bei uns mit dem Trecker schneller ging als mit den Pferden, und da sagte der Sohn immer, wir wollen auch einen haben. Die Alten waren erst dagegen, aber nach zwei Jahren hatten sie auch einen. So kam über kurz oder lang in jeden landwirtschaftlichen Betrieb ein Trecker. Jeder war stolz darauf, wenn der eigene Trecker ein paar PS mehr hatte als der des Nachbarn. Manchmal wird was gekauft, was gar nicht erforderlich wäre, nur, weil es ein anderer schon hat. Einer will über den anderen. Dadurch sind manche auch schon in Geldnöte geraten. Früher fehlte zwar das Geld, aber es war nicht anders. Wenn einer zwei Pferde hatte, der setzte sich beim Fest nicht an einen Tisch mit einem, der mit Kühen ackerte. Und wenn welche vier Pferde hatten, setzten die sich auch nicht mit dem mit zwei Pferden zusammen. Das waren dann bessere Leute.«

Auch der Tischler berichtet von der Zementierung und Zelebrierung sozialer Unterschiede in der lokalen Ökonomie:

»Da hieß es, der ist ein Dreispänner (Hof mit drei Pferden und ca. 20 bis 25 ha Land), da kann die Frau vom Zweispänner (zwei Pferde und 10 bis 15 ha Land) nicht einheiraten.«

In diesem Sinne ist die »neue Zeit« also nicht wirklich eine neue. Sie ist zum einen Ausdruck und Resultat einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Transformation, zum anderen manifestiert sie aber auch Kontinuität. In der bäuerlichen Gesellschaft Borgentreichs war es sowohl möglich als auch üblich, sich über den Besitz von Dingen Ansehen zu verschaffen und auf diese Weise aus der sozialen Gemeinschaft des Dorfes herauszuragen. Die Verpflichtung zur Gegenseitigkeit begrenzte zwar die private Aneignung von Überschüssen; die lokale Ökonomie unterscheidet sich jedoch in einem Punkt erheblich von anderen Subsistenzgesellschaften wie zum Beispiel von der bereits im ersten Kapitel erwähnten frauenzentrierten Ökonomie im süd-mexikanischen Juchitan: Dort erfolgt ein Prestigegewinn gerade nicht über die Aneignung, sondern über die Veräußerung des Erworbenen bzw. der angehäuften Überschüsse an die soziale Gemeinschaft.

In zahlreichen Gesellschaften mit einer ausgeprägten Subsistenzkultur werden Verdienst- oder Prestigefeste gefeiert, die die ökonomische Umverteilung und die gegenseitige Verpflichtung im öffentlichen Raum darstellen und somit immer wieder neu gewährleisten (Mauss 1990). In Juchitan sind die mehr als 600 jährlich begangenen Feste zentrale Ausdrucksform sowohl für Reziprozität als auch für die starke soziale Präsenz von Frauen und ihrer Arbeit (Holzer 1995: 113ff). Feste garantieren eine permanente Umverteilung des materiellen und sozialen Reichtums. Von denjenigen, die reicher sind als die große Mehrheit der Zapoteken, wird erwartet, daß sie an vielen Festen teilnehmen und somit

durch das Prinzip der Kooperation - jeder Gast beteiligt sich durch eine Geldspende bzw. einen Kasten Bier an den Ausgaben - zur Aufrechterhaltung der Festkultur beitragen. Gleichzeitig wird erwartet, daß gerade wohlhabende Mitglieder der Gesellschaft selbst möglichst viele und möglichst aufwendige Feste veranstalten. Entziehen sie sich dieser Erwartung, sind sie schlecht angesehen. Den höchsten sozialen Status genießen nicht die, die ihre Überschüsse akkumulieren oder für den individuellen Bedarf ausgeben, sondern die, die sich in der Arrangierung von besonders teuren Festen ruinieren. Juchitans Prestigeökonomie trägt dazu bei, die sozialen Unterschiede zwischen den Gesellschaftsmitgliedern auszudrücken, sie gleichzeitig jedoch kontinuierlich abzuschwächen (Bennholdt-Thomsen 1994, Holzer 1995).

In Borgentreich existierte dagegen kein vergleichbares Regulativ, um erwirtschaftete Überschüsse durch die Institution des Feierns im Dorf zu veräußern. Umverteilung fand zwar auch statt, zum Beispiel, wenn die Schuhgeschäftsinhaberin Gummistiefel an eine kinderreiche Familie verschenkte, aber sie wurde nicht pompös in Szene gesetzt, sondern im Privaten abgewickelt. Die christliche Variante der Umverteilung findet ihren Impuls eher in einer die Armen tendenziell verobjektivierenden Barmherzigkeit (»Tue Gutes und sprich nicht darüber«) als in der permanenten Inszenierung von Prestigefeierlichkeiten auf der Basis von Gegenseitigkeit. Verschwendung galt (und gilt) in einem westfälischen Dorf eindeutig nicht als sozial erstrebenswertes Verhalten. Die Feste, die in Borgentreich begangen wurden, waren und sind neben Hochzeiten, Taufen und Kommunionfeiern durch ausgewiesene Tage des katholischen Jahreskalenders festgelegt: das Dreikönigssingen, das Osterfeuer am Karsamstag oder Bittprozessionen. Am dritten Bittag vor Christi Himmelfahrt sang man beispielsweise folgenden Vers:

»O Jungfrau, wir dich grüßen.

O Maria hilf, und fallen dir zu Füßen. O Maria hilf.

O Maria hilf uns all

hier in diesem Jammertal.«

Die Strophe drückt zum einen die Unterwerfung unter die göttliche Ordnung in Gestalt der heiligen Jungfrau Maria aus und zum andern den Wunsch nach Transzendenz, nach Überwindung des als Jammertal empfundenen Hier und Jetzt. Auch in dem zentralen weltlichen Fest, dem Borgentreicher Schützenfest, geht es um Unterwerfung, hier jedoch nicht unter eine göttliche, sondern unter die militärische Ordnung. In Uniform, mit geschulterten Holzgewehren und begleitet von Marschmusik zieht die männliche Bevölkerung des Ortes, aufgeteilt

in verschiedene Kompanien, einmal im Jahr durch die Straßen. Das Königspaar samt »Hofstaat« nimmt die im Exerzierschritt vollzogene »Parade« ab und die zuschauenden Frauen und Kinder wedeln mit Schützenfähnchen. Von der ironischen Anspielung auf militärisches Brauchtum und hierarchische Gesellschaftsverhältnisse, die einstmals das republikanischen Traditionen entstammende Schützenfest kennzeichneten, ist nur noch wenig zu erkennen. Die explizit betonte Distanz zur Macht scheint ihrer erneuten Akzeptanz gewichen zu sein. Das Schützenfest zelebriert, ähnlich wie die kirchlichen Feste, gesellschaftliche Hierarchien, die, obwohl ihre Herkunft aus einer vergangenen Prestigeökonomie bisweilen noch hervorscheint - das Königspaar hat hohe Ausgaben für Kleider, Essen und diverse Bierfässer zu tätigen - die bestehende Ordnung zementieren, reproduzieren und simulieren sowie die Einordnung der Geschlechter in den kleinbürgerlichen Rahmen vornehmen.

Subsistenzkultur und Spiritualität

Marcel Mauss hat in seinem Essay über Form und Funktion des Austauschs in sogenannten archaischen Gesellschaften eine Fülle von Beispielen für die kulturelle Einbettung ökonomischen Handelns analysiert. Bei den Pygmäen beispielsweise dienen Gastfreundschaft zwischen lokalen Gruppen, Besuche, Märkte oder Feste nicht in erster Linie dem materiellen Austausch, sondern der Zelebration der Freundschaft (Mauss 1990:50f.). Bei den neuseeländischen Maori ist Ökonomie nicht nur nicht zu trennen von Spiritualität und Naturverbundenheit, sie ist - wie alle Dinge - selbst beseelt. Ein Maori erklärt die Bedeutung des »hau«, des Geistes der Dinge und des Waldes:

»Das *hau* ist nicht der Wind, der bläst. Ganz und gar nicht. Stellen Sie sich vor, Sie besitzen einen bestimmten Gegenstand (*taonga*) und geben ihn mir; Sie geben ihn mir ohne festgesetzten Preis. Wir handeln nicht darum. Nun gebe ich diesen Gegenstand einem Dritten, der nach einer gewissen Zeit beschließt, irgend etwas als Zahlung dafür zu geben ..., er schenkt mit irgend etwas (*taonga*). Und dieses *taonga*, das er mir gibt, ist der Geist (*hau*) des *taonga*, das ich von Ihnen bekommen habe und das ich ihm gegeben habe. Die *taonga*, die ich für die anderen *taonga* (die von Ihnen kommen) erhalten habe, muß ich Ihnen zurückgeben. Es wäre nicht recht ... von mir, diese *taonga* für mich zu behalten, ob sie nun begehrenswert ... oder unangenehm ... sind. Ich muß sie Ihnen geben, denn sie sind ein *hau* des *taonga*, das Sie mir gegeben haben. Wenn ich dieses zweite *taonga* für mich behalten würde, könnte mir Böses daraus entstehen, ganz bestimmt, sogar der Tod. So ist das mit dem *hau*, dem *hau* des persönlichen Eigentums, dem *hau* der *taonga*, dem *hau* des Waldes.« (Mauss 1990:32)

Hau bedeutet zugleich Wind und Seele, es meint offenkundig auch die Beseelung der ökonomischen Handlungen, der ökonomischen Beziehungen, die Beseelung der Reziprozität. Ökonomische Handlungen sind keine, ihres spirituellen Gehalts enthobenen, auf die Geld- und Warenlogik bzw. auf eine sachliche Überlebenslogik reduzierten Vorgänge, sondern Ausdruck der Fülle des Lebens selbst. Waren die ökonomischen Handlungen in der lokalen Ökonomie Borgentreichs entmystifiziert, waren sie nicht »beseelt«? Zumindest bot die durch und durch rationale Nüchternheit des westfälischen Bauern wenig Raum für ein vergleichbar poetisches Naturverhältnis und auch kaum Platz für »inationale« Ängste, zum Beispiel davor, dem Tode oder einem anderen Unglück anheimzufallen, wenn man Nachbarn oder Vorbeireisenden nicht hilft. Davor haben beispielsweise die nomadischen Turkana in Nordkenia Angst. Diese Angst - nicht nur, aber auch Ausdruck des ureigenen Interesses, verschont zu bleiben vor Unglück - verpflichtet sie zur Gegenseitigkeit, wie Schultz (1995:118f.) herausgearbeitet hat.

Auch in Borgentreich unterstützte und half man sich untereinander, und es gab auch eine moralische Verpflichtung dazu. Aber während ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Verhalten bei den Maori durch den »hau«, der den Dingen anhaftet, unvermeidlich ist, konnten die Borgentreicher das Reziprozitätsprinzip aufkündigen, ohne daß ihnen Sanktionen der sozialen Gemeinschaft selbst oder gar der »Geister« gedroht hätten. Der das ökonomische Verhalten leitende »Aberglaube« der Turkana stärkt die Reziprozität - der »Glaube« oder der kulturelle Hintergrund der BorgentreicherInnen dagegen fügte sich, ohne einen Kulturschock auszulösen, relativ glatt in die neue Marktlogik ein. Schließlich war das Verhältnis der römisch-katholischen Kirche, der mehr als 90 Prozent der BorgentreicherInnen angehören, zur Reziprozität und zur Umverteilung des Reichtums immer schon ambivalent. Die Aufforderung, dem Nächsten zu helfen, existiert ebenso wie die, sich selbst zu helfen und Gerechtigkeit nicht auf dieser Welt zu suchen. Abgesehen davon, daß religiöse Motive im Zuge der Säkularisierung das ökonomische Verhalten ohnehin immer weniger bestimmen, verpflichtet der in Borgentreich praktizierte Katholizismus die DorfbewohnerInnen auf Anerkennung der sozialen Unterschiede. Auch in bezug auf die Natur kursieren ambivalente Botschaften. Zum einen will man »Gottes Schöpfung« bewahren, zum anderen aber akzeptiert man die großflächige Verwertung und Vernutzung der Natur als obligaten Bestandteil der modernen Landwirtschaft. In der Kirche weht nicht der »hau des Waldes«, sondern es henschts viel Gleich-

gültigkeit, und über allem schwebt die Aufforderung: »Machet Euch die Erde untertan.«

Zur »Verbürgerlichung« der bäuerlichen Lebensweise

Wie oben ausgeführt, wurden auf Borgentreicher Festen nicht - oder wenn, dann unerkant-rudimentär zu Erntedank - da Geben und Nehmen, die Reziprozität, die Beseelung der Natur und der Ökonomie, die eigene Arbeit, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Freude an der Existenz oder gar der Eigenwert der Natur gefeiert. In Juchitan, um dieses Beispiel noch einmal zu bemühen, läßt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Prestigeökonomie und der starken Position der Frauen erkennen. Die im Weberschen Sinne »irrationale« Vergeudung menschlicher und natürlicher Ressourcen an sich selbst - Bataille (1985) spricht von der Produktion für die Verschwendung - die Produktion also »für nichts und wieder nichts« als für die Zelebration des Lebens, für das Feiern von sich selbst und der sozialen Gemeinschaft stärkt in Juchitan die Verrichtungen für das alltägliche (Über-)Leben und damit insbesondere die Arbeit und die gesellschaftliche Position von Frauen. In Borgentreich dagegen zelebrierte man keine bewußte Wertschätzung der Subsistenzproduktion - weder der bäuerlichen noch der weiblichen. Hierin liegt meiner Einschätzung nach ein wesentlicher Grund für den reibungslosen Verlauf des Modernisierungsprozesses. Der sang- und klanglose Abschied von der Moral Economy des Dorfes hängt primär damit zusammen, daß die Subsistenzarbeit im Denken und Fühlen der Menschen keinen Wert an sich dargestellt hat. Vielmehr wurde sie nüchtern als zum Leben notwendige Tätigkeit angesehen, der man sich nun, da Maschinerisierung und Zugriff auf auswärtige Märkte es erlaubten, (scheinbar) entledigen konnte.

Tatsächlich verschwindet die Subsistenzproduktion jedoch nicht mit der Modernisierung, sie verschwindet nur aus dem Blickfeld. Sie bleibt Grundlage der Warenproduktion, auch wenn sich ihr Charakter von einem öffentlichen in einen privaten transformiert, wie Bennholdt-Thomsen feststellt: Aus einer ehemals gesellschaftlich umfassenden Produktionsweise wird ein Produktionsbereich, der der nun dominanten Warenproduktion bei- bzw. untergeordnet ist (Bennholdt-Thomsen 1981). Insbesondere die Nachkriegsgenerationen beteiligten sich an der Unterordnung der Subsistenz- unter die Warenproduktion. Die älteren Menschen, die vielfach versucht haben, am moralökonomischen Kodex festzuhalten,

waren jedoch offensichtlich nicht in der Lage, ihre Einstellungen und Verhaltensweisen zu tradieren. Das zeigt, daß die alten Reziprozitätsnormen für die nachkommenden Generationen wenig bis keine Attraktivität besaßen. Sie konnten diese Normen deshalb aus ihrem ökonomischen Alltag verdrängen, weil ihr Überleben zunehmend weniger von ihnen abhing. Die bäuerliche Lebensweise wurde nur so lange nicht in Frage gestellt, wie sie im ganzen Dorf verallgemeinert war, solange also auch die »höhere Klasse« bäuerlich war. Erst im Vergleich und in der unmittelbaren Konfrontation mit dem »anderen« in Gestalt der Stadt und ihrer Vertreter begann sich die Selbstwahrnehmung radikal zu ändern. Kaum daß genuin städtische Lebensformen, beispielsweise durch Zugezogene, ins Dorf getragen wurden, galten diese als Maßstab, fühlten sich viele Bauern - und insbesondere Bäuerinnen - ihnen gegenüber unterlegen. Die im Zuge der Modernisierung entwickelte Verachtung für die »rückständigen«, »dummen« und »stinkenden« Bauern, denen man die körperliche Arbeit, die sie zu verrichten hatten, ansah, anmerkte und »anroch«, internalisierten auch die Stigmatisierten selbst - die Außensicht wurde zur Innensicht. Auch so erklärt sich die rasche Verbreitung nicht-bäuerlicher Konsumstile und die breite Akzeptanz für den Einsatz von Maschinen in der Landwirtschaft: Über den Einsatz von Geld, den Gebrauch von Maschinen und die Reduktion subsistenzorientierter Verhaltensweisen wurde der Wille zur nachholenden Entwicklung und zur Integration in die urbane Fortschrittsgesellschaft demonstriert¹¹ und der allmähliche Abschied aus der sich laut Chayanov (1923) grundlegend von der »kapitalistischen Wirtschaft unterscheidenden Bauernwirtschaft« zelebriert. Die Orientierung der bäuerlichen Bevölkerung an den »Bürgerlichen« entspricht dabei der Verbreitung »neuer« Werte und Verhaltensmuster von oben nach unten, wie Elias (1980), aber auch Veblen (1971) herausgearbeitet haben. Für Veblen ist der Müßiggang des Adels eine ökonomische Institution der modernen Gesellschaft. Die Oberklasse

»... steht in bezug auf das Prestige an der Spitze der gesellschaftlichen Ordnung, weshalb ihre Lebensform und ihre Wertungen als Normen für die gesamte übrige Gesellschaft gelten. Eine mehr oder weniger große Anpassung an diese Normen ist für alle niedrigeren Klassen unerlässlich ...« (Veblen 1971:73)

Für Veblen ergibt sich daraus, daß die Lebensweise der jeweils höheren Schicht zum eigenen Lebensideal gemacht wird: »Wenigstens dem Schein nach müssen sie der übernommenen Norm entsprechen, wenn sie nicht Ansehen und Selbstachtung verlieren wollen.« (Veblen 1971:92f.) Die städtische Lebensweise als eine von der Überlebensarbeit scheinbar befreite wurde zum Leitbild auch vieler

Borgentreicher Bäuerinnen. Die »nicht-arbeitenden« Frauen der großen Bauern, der städtischen Angestellten oder der neuen Lohnarbeiter hielten ihnen den Spiegel vor. Der zunächst neugierige Blick auf die Neuzugezogenen wurde schnell zum Anpassungszwang. Bäuerin O, deren Hof sich inmitten eines Neubaugebietes befindet, fühlte sich schnell als »Andere« im eigenen Dorf:

»Außer uns sind keine Bauern hier in der Ecke, und ich stand als einzige von allen Frauen hier immer nur in dreckigen Klamotten da. Die Kinder haben zu mir gesagt: ‚Die Mama von X und Y ist immer so fein angezogen, aber du hast immer nur die Stinkkittel an.‹ Ich wäre heute nicht noch mal Bauersfrau, das steht fest.«

Den »fein angezogenen« Frauen der ab den sechziger Jahren anwachsenden nicht-bäuerlichen Bevölkerung konnten die Bäuerinnen kein positives Selbstbild entgegensetzen. Auch die 46jährige Bäuerin G berichtet, daß sie während ihrer Schulzeit in den sechziger Jahren selbstgenähte Kleider trug und sich zur Schule eine Schürze umbinden mußte. Währenddessen trugen die Kinder der zugezogenen Bundeswehrsoldaten bereits »von der Stange« gekaufte Kleidung.

»Diese Kinder beneideten wir. Ich saß mit acht Jahren schon den ganzen Tag auf dem Trekker und habe geeggt, und die gingen in die Badeanstalt. Und ihre Sachen waren so teuer, daß wir uns das gar nicht leisten konnten. Man hätte das schon gerne auch gehabt. Die Zugezogenen haben uns ausgelacht, wenn wir im fünften oder sechsten Schuljahr noch eine SchLirze trugen.«³⁰

Man beneidete die »feinen« Leuten aus der Stadt mit den »sauberen« Berufen und der adretten Kleidung wegen ihres vermeintlich leichteren Lebens. Für das eigene Leben, dem die alltägliche Überlebensarbeit seit Generationen wie selbstverständlich anhaftete, begann man sich zu schämen. Man fühlte sich unterlegen. Kinder fungierten als Transmitter des Wertewandels: Sie sahen andere Lebensverhältnisse und klagten diese ein; sie gingen zu den Nachbarn Fernsehen, und bald fühlte sich die eigene Familie genötigt, auch einen Fernsehapparat anzuschaffen. Hätten die Kinder der Familie O es sich aussuchen können, wären sie lieber nicht als Bauernkinder zur Welt gekommen. Schließlich mußte der zweitälteste Sohn bereits im Alter von neun Jahren täglich mit einer Handkarre

30 Sozialer Wandel wurde häufig auch durch Spott und Auslachen hervorgerufen. Der 59jährige Bauer P erzählt, daß seine Großmutter noch gebuttert habe, sie dafür aber bereits von der nachfolgenden Generation verlacht wurde. Buttern galt also schon vor dem Zweiten Weltkrieg - jedenfalls bei größeren Bauern - als rückständig und nicht mehr zeitgemäß - es war »altfränkisch«.

voller Milchkanen zum Melken auf die Weitle gehen. Sein Freund dagegen, dessen Vater als Busfahrer arbeitete, hatte nach der Schule frei. Bäuerin G:

»Da hat unser Junge immer gesagt: ‚Ich werde Busfahrer. Da brauch ich nicht so viel tun. Ich muß immer arbeiten, und die anderen Kinder brauchen nie was tun.‹ Das haben die Kinder schon gemerkt.«

Die Wertlosigkeit der weiblichen Subsistenzproduktion:

»Die Frau war eine Magd im Hause.«

Das gesellschaftliche Verhältnis zur Subsistenzproduktion spiegelt sich im bzw. als Geschlechterverhältnis wider. Die auf Haus *und* Hof gerichtete Arbeitskraft der Frauen steht in bäuerlichen Gesellschaften paradigmatisch für die Subsistenzproduktion. Nun könnte der Gedanke naheliegen, daß in der arbeitsintensiven bäuerlichen Gesellschaft Frauen, deren Anteil an der Aufrechterhaltung der Hofwirtschaft sichtbar groß gewesen ist und von niemandem verschwiegen werden konnte, auch eine entsprechend höhere gesellschaftliche Wertschätzung genossen als die »müßiggehenden« Hausfrauen der Jetztzeit, die man eigentlich »nie arbeiten sieht«. Damals wußten alle, daß es »ohne die Frau nicht ging«, wie sich die alten Borgentreicher und Borgentreicherinnen auszudrücken pflegten. Und dennoch: Den Frauen verhalf ihr harter körperlicher Einsatz im Haus und in der Landwirtschaft nicht zu hohem Ansehen. Erhielten die Frauen Anerkennung für ihre schwere Arbeit? So lautete meine Frage an ältere Bäuerinnen und Bauern. Die Antworten ergeben ein stimmiges Bild:

»Das will ich nicht sagen, daß es da Anerkennung gab. In unserer Arbeit hat keiner etwas Besonderes gesehen. Das war so gang und gebe, das war selbstverständlich, daß wir viel gearbeitet haben.« (Altbäuerin M)

»Nein, so etwas wie Anerkennung gab es nicht. Die Frau war eine Magd. Eine Magd im Hause.« (Bäuerin O)

»Das war von Fall zu Fall unterschiedlich. Aber grundsätzlich eher nicht.« (Bäuerin E)

»Für die Männer zählt die Arbeit nicht, die wir machen. Aber natürlich waren Frauen geachtet. Die wurden ja gebraucht.« (Altbäuerin D)

»Früher war der Mann der Herrscher. Die Frau hatte nicht viel zu sagen. Sie war Untertan. Heute steht die Frau besser da. Heute ist die Gleichberechtigung. Da kann sich jeder wehren.« (Bauer O)

Ob es sich bei der letzten Aussage um eine vom Bauern beobachtete empirische Realität handelt oder eher um ein Resultat der durchschlagenden Wirkung des Glaubens an Gleichstellung und Emanzipation, sei dahingestellt. Generell be-

steht die Gefahr, angesichts der permanenten öffentlichen Rede von Emanzipation und Gleichstellung daran zu glauben, daß sie auch vollzogen ist. Dieses Phänomen der Wahrnehmungsverzerrung kann auch in umgekehrter Weise eintreten: Wegen der derzeit hohen Scheidungsraten hält Altbäuerin D die vergangene für die eindeutig bessere Zeit für Frauen. Und zwar deswegen, weil Männer damals keine vergleichbaren Möglichkeiten hatten, ihre Frauen zu verlassen:

»Früher war es besser für die Frauen. Wenn man sieht, wie viele Männer sich heute scheiden lassen und die Frauen im Stich lassen, das gab es doch früher gar nicht.«

Ob nun Altbäuerin D oder eher Bauer O recht hat, soll hier nicht abschließend beurteilt werden. Generell kann aus den Statements der Bäuerinnen geschlossen werden, daß die Geringschätzung von Frauen und ihrer Arbeit nicht erst mit der Modernisierung ins Dorf kam. Historische Umschläge müssen auf eine längere Sicht betrachtet werden als mir in dieser Arbeit möglich ist. Festhalten läßt sich zunächst, daß Frauen in der bäuerlichen, patriarchalen Gesellschaft recht- und besitzlos waren, das belegt nicht zuletzt die patrilineare und patrilokale Erbfolge. Früher wie heute lauten die Namen der Betriebe auf den Mann, auch wenn die Frau Hoferbin ist und der Mann lediglich eingeheiratet hat.³¹ Insofern ist es nicht erstaunlich, daß sich viele Frauen den »neuen« Verhältnissen gegenüber aufgeschlossen zeigten und nach dem Vorbild der städtischen Hausfrau die leichtere und weniger »schmutzige« Arbeit im Haus der im Stall und auf dem Feld vorzogen. Wenn ihre Arbeit ohnehin nicht anerkannt wurde, konnte doch wenigstens - so schien es zumindest - die Arbeitsbelastung reduziert werden. Altbäuerin M:

»Heute machen die jungen Frauen ja nur den Haushalt, die brauchen nicht mehr mit raus aufs Feld. Ich mußte mehr arbeiten als die Frauen heute. Ich hatte den Garten, ich hatte die Kinder, ich mußte aufs Feld, ich mußte in den Stall.«

Die Maschinerisierung hat die Handarbeit der Frauen in der Landwirtschaft ersetzt. In diesem Kontext wird auch auf dem Land ein neues Geschlechterverhältnis durchgesetzt. Waren in der lokalen Ökonomie Borgentreichs noch alle Produzenten Subsistenzproduzenten, werden in den konventionell wirtschaften-

31 Für Borgentreich liegen keine Zahlen vor. In bezug auf Westdeutschland liegt der Frauenanteil an den Betriebsinhabern bei acht Prozent (Schmitt 1997:162). Diese vom Landwirtschaftsministerium ermittelte Zahl ist aber real möglicherweise noch geringer, weil Höfe aus steuerlichen Gründen geteilt werden und von daher davon ausgegangen werden muß, daß viele Frauen nur Pro-forma-Inhaberinnen sind.

den Vollerwerbsbetrieben, die heute »Ein-Mann-Betriebe« sind, Frauen für die Feldarbeit nicht mehr benötigt. Es gehört im Gegenteil zum Renommee eines erfolgreich geführten landwirtschaftlichen Betriebes, die Frau von der Arbeit »freizusetzen« und auf diese Weise zu signalisieren: »Uns geht es wirtschaftlich so gut, daß wir es nicht nötig haben, daß die Frau mitarbeiten muß.«³² In Borgentreich gerieten Subsistenzprodukte und Subsistenzarbeit zunehmend aus dem Gesichtskreis der sozialen Akteure. Sie verschwanden mit den zu kleinstädtischen Hausfrauen entwickelten Bäuerinnen hinter den gestärkten Gardinen der Einfamilienhäuser und verloren damit erheblich an Wert: Man war nicht mehr auf sie angewiesen.

Genau dieser Eindruck ist zentrales Resultat der Hausfrauisierung als Prozeß der Umdefinierung von arbeitenden Frauen zu »müßiggehenden« Hausfrauen.³³ Von nun an schien es, als wäre der Mann bzw. der männliche Lohnarbeiter der »Ernährer« der Familie und die Frau »mithelfende Familienangehörige«: Diese Form der Gruppierung der Geschlechter avancierte schnell zu dem Modell der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der warenproduzierenden Gesellschaft. Illich spricht von der Transformation von »Genus« in »Sexus«. Er vergleicht diesen

32 Auch das Arkleton-Forschungsprojekt kommt zu dem Ergebnis, daß verschiedenste Ansätze zur überbetrieblichen Zusammenarbeit dem Ziel dienen, Frauen von der landwirtschaftlichen Arbeit zu entbinden (Seibert u.a. 1993:137).

33 Der Begriff »Hausfrauisierung« bezeichnet den Teilvorgang im Prozeß der Transformation ehemals subsistenzorientierter in warenproduzierende Gesellschaften, in dem die Subsistenzproduktion aus dem Bereich der produktiven, ökonomisch relevanten Tätigkeiten herausdefiniert, entwertet und an die (Haus-)Frauen delegiert wird. Im Zuge der Herausbildung der internationalen Arbeitsteilung entsteht auch eine neue Form der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in der Männer tendenziell auf Geldeinkommen gerichtete Tätigkeiten, und Frauen nicht oder schlecht bezahlte, und damit gesellschaftlich niedrig bewertete Arbeiten zur Sicherung des Überlebens verrichten (Mies 1979, Rogers 1980, Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983, Bennholdt-Thomsen 1984, Yeblen 1971). Kennzeichen der Hausfrauisierung werden allerdings auch auf andere, zunächst »weibliche« Arbeitsbereiche übertragen - Hausfrauisierung ist für Mies strukturelle Bedingung für die Entwertung *aller* weiblichen Erwerbsarbeit im Kapitalismus (Mies 1983:118). Hausfrauisierte Arbeitsverhältnisse gewinnen jedoch auch zunehmend Bedeutung in den bislang privilegierten Lohnarbeitsverhältnissen (Werlhof 1983b). Die Subventionierung des formellen Sektors durch den »informellen« Niedriglohnsektor, bislang klassische Krisenbewältigungsstrategie in der sogenannten Dritten Welt, gerät jetzt möglicherweise auch in den Industrieländern auf die Tagesordnung (Mies 1996, Martin/Schumann 1996).

Prozeß auf der Ebene der geschlechtlichen Arbeitsteilung aus anthropologischer Sicht mit Polanyis Konzept des »disembedding«:

»Erbarmungslos verwandeln ökonomische Institutionen die zwei Geschlechter in etwas Neues, nämlich in ökonomische Neutra, die sich durch nichts unterscheiden als durch ihr biologisches Geschlecht, das jeder kulturellen Einbettung beraubt ist.« (Illich 1983: 16)

Voraussetzung für den Glauben an das Hausfrau-Lohnarbeiter-Modell ist die bereits vollzogene bzw. die im historischen Prozeß der Hausfrauisierung sich vollziehende Entwertung der Subsistenzproduktion. Bezeichnenderweise war es bereits vor dem Zweiten Weltkrieg auf einigen mittleren und größeren Höfen in Borgentreich üblich, daß Frauen nicht auf dem Feld arbeiteten. Diese Lebensform der »bäuerlichen Hausfrau«, die damals nur eine Minderheit der weiblichen Bevölkerung betraf, verallgemeinerte sich im Zuge der Modernisierung im gesamten Ort. Man könnte auch sagen: Erst mit der Modernisierung konnten sich die bereits vorhandenen hierarchischen Geschlechterverhältnisse auf einer neuen Ebene realisieren, denn die Abhängigkeit der gesamten Gesellschaft von der Arbeitskraft der Frauen war noch zu hoch.

Eine subsistenzproduzierende Gesellschaft ist also nicht per se eine frauenfreundliche Gesellschaft. Die Geringschätzung von Frauen als »alte« und »neue« Subsistenzproduzentinnen steht zum einen für sich selbst und zum andern als Synonym für die generelle Wertlosigkeit der Subsistenz, derer sich viele im Zuge des technischen und gesellschaftlichen Fortschritts zu entledigen versuchten. Die »müßiggehende Hausfrau«, der stellvertretende Müßiggang der Frau demonstriert, daß die Familie es geschafft, daß sie sich von der körperlichen Arbeit befreit hat (Veblen 1971, Holzer 1988).

Frauen heute: Krankenschwestern und Sekretärinnen
der vollautomatisierten Höfe

Die Reduktion des Produktionsprozesses auf die Erwirtschaftung von Geld und die zunehmende Bedeutung des Geldes bei der Beschaffung lebensnotwendiger Dinge gehen generell mit einem beträchtlichen Verlust an Subsistenz einher. So wurden beispielsweise Schweinemast oder Geflügelhaltung, ehemals Arbeitsbereiche der Frauen, die ihnen ein, wenn auch geringes, Geldeinkommen ermöglichten, das sie zumeist in subsistenzorientierte Bereiche wie Kleidung, Aussteuer oder Schulbücher investierten, durch die Intensivierung der Produktion zu kapitalintensiven Betriebszweigen der ausgeweiteten Warenproduktion, die nun

den Männern unterstand. Arbeitsintensive Tätigkeiten, die Männer wie Frauen unentbehrlich machten, wurden an Maschinen delegiert. Die Transformation ehemals subsistenzorientierter Produktionszweige in die Warenproduktion ging mit der Verdrängung der Frauen aus betriebsrelevanten Bereichen und damit der Entökonomisierung der Subsistenzproduktion einher: Mit der neuen Cash-Orientierung erschien die (unentgeltete) Arbeit der Frauen mit einem Mal unbedeutend. Nicht nur die mit großen Maschinen bearbeiteten Monokulturen auf den Feldern, auch die vollautomatisierten Ställe, in denen die Tiere zumeist auf Rosten stehen, benötigen einen erheblich verringerten Einsatz menschlicher Arbeitskraft. Zum maschinell gesteuerten Füttern gehen die Männer in den Stall, Frauen dagegen verrichten spezielle Aufgaben aus dem Spektrum der Hausfrauenarbeit, zum Beispiel die Kranken- und Siechtumpflege, die mit der Massentierhaltung neu entstanden sind. Der ehemalige Müller und heutige Bauer beschreibt die Arbeit seiner Schwiegertochter im Schweinemast- und Ferkelzuchtstall:

»Am längsten dauert das Nachgucken, ob die Schweine alle fressen oder ob die Ferkel was kriegen. Wenn eine Sau zum Beispiel liegenbleibt, dann wird das notiert und dann wird Fieber gemessen, und dann kriegt die nachher eine Penecillinspritze und eventuell noch eine gegen die Schwellungen des Euters, je nachdem. Das macht alles die Schwiegertochter. Die füttert die Ferkel und guckt nach, ob sie Durchfall haben und mißt bei den Sauen Fieber. Das wird morgens und abends gemacht, bis zu zehn Tage nach der Geburt. Es ist immer besser zu spritzen, wenn sie noch nicht so krank sind, als zu warten. Im Stall muß immer aufgepaßt werden. Das macht die Frau. Aufpassen dauert länger als Füttern. Man muß immer gucken, ob die Sauen brüsch sind, daß die dann auch gedeckt werden.«

Nicht nur in der Tierzucht, auch in reinen Ackerbaubetrieben, verrichten die Ehefrauen der Jungbauern neben der klassischen Hausarbeit hausfrauisierte Tätigkeiten. Sie bedienen den Computer, überwachen das Telefon, fahren mit dem Auto aufs Feld, um den Mann zu holen, wenn wichtige Entscheidungen mit Lieferanten oder Abnehmern getroffen werden müssen und erledigen den Schriftverkehr. Trecker fahren haben die meisten Bauersfrauen der Nachkriegsgeneration nicht gelernt. Frauen gelten nicht als Produzentinnen, sondern sind die Krankenschwestern und Sekretfuinnen der vollautomatisierten Betriebe - Tätigkeiten, die bekanntermaßen kein besonders hohes Sozialprestige besitzen. Daß sich ihr Arbeitstag, ebensowenig wie der ihrer Männer, trotz des massiven Einsatzes von Maschinen nicht verringert hat, gilt als längst belegt.³⁴

34 Inhetveen/Blasche 1983; Inhetveen 1995, Wonneberger 1995

Fazit

Die Borgentreicherinnen und Borgentreicher haben neue Werte und Normen, die von außen an sie herangetragen wurden, als die ihren akzeptiert und ihr Sozialverhalten in einem nächsten Schritt an ihnen ausgerichtet. Die ungeschriebenen Regeln des Dorfes erneuerten sich nach und nach - Veränderungen, die von manchen DorfbewohnerInnen bewußt herbeigeführt, von anderen wiederum kaum bemerkt wurden. Das soziale Normengerüst paßte sich den Modifikationen an, die durch Maschinerisierung, Mobilität und neue Märkte hervorgerufen wurden: Die herrschende Ordnung war keine moralökonomische mehr, sondern eine marktwirtschaftliche. Die fundamental andere Orientierung oder Funktionsdynamik der verallgemeinerten Warenproduktion hat unmittelbare Auswirkungen auf die ökonomischen Beziehungen und das Alltagsverhalten. Sie liefert die Stichworte und steckt den Rahmen ab. Sie transformiert soziales Handeln, und darüber hinaus verleiht sie auch nicht transformiertem Verhalten eine neue Bedeutung.³⁵

Die Orientierung auf das Dorf als soziale Überlebensgemeinschaft und die mit ihr verbundene ökonomische Notwendigkeit reziproken Verhaltens schien mit dem Einzug der Modernisierung obsolet geworden zu sein. Während sich für den Borgentreicher Schmied noch moralökonomische Konnotationen mit seinen Produkten und dessen Preisen verknüpften, ignoriert die kapitalistische Reduktion auf das monokausale Ziel »Verwandlung von Arbeit in Geld« alle weiteren sozialen Voraussetzungen und Folgen der Produktion - die ökonomische Theorie spricht nicht umsonst von »externen Effekten«. Zunächst zeigten sich hauptsächlich die positiven Seiten der Modernisierung: der Zugang zu Geld, eine bislang unbekannte Warenvielfalt, Arbeitserleichterungen, die Möglichkeit zur Überwindung einer stigmatisierten bäuerlichen Lebensweise, Anonymität statt sozialer Kontrolle, steigender Lebensstandard etc. Daß dieser Pro-

35 Ein Beispiel für den Einfluß, den die entbettende Tendenz des »Systems« auf das Verhalten hat, ist die im dritten Kapitel beschriebene Konfrontation der lokalen Ökonomie (in Gestalt des Stellmachers) mit dem Weltmarktprodukt Gummi. Ein anderes Beispiel ist die Müllproblematik in Juchitan. Dort werfen die Leute seit Menschengedenken ihren Müll in den Fluß. Seitdem jedoch die Abfallprodukte nicht mehr organisch sind, das heißt, die auf dem Markt verkauften Lebensmittel nicht mehr in Blätter, sondern in industriell hergestelltes Plastikmaterial eingewickelt werden, verwandelt sich ein harmloses, »traditionelles« Verhaltensmuster plötzlich in eine »moderne« ökologische Bedrohung für den Fluß. Dies, obwohl niemand wirklich das Verhalten geändert hätte.

zeß aber auch mit Verlusten einherging, zum Beispiel an Eigenmächtigkeit, sozialer Gemeinschaft, Verbundenheit, ökonomischen und sozialen Sicherheiten, an den vielfältigen Künsten des Handwerks und des Landbaus, an überschaubaren Märkten und gesunden Lebensmitteln, das wurde vielen erst später klar.

Aber selbst wenn sich die Menschen gar nicht »kapitalistisch« verhalten *wollen* - hinter ihrem Rücken hatte sich, wie Marx schreibt, längst etwas durchgesetzt, was nicht intendiert war. Heute fehlt es den meisten Akteuren bereits an der ersten Voraussetzung für eine freie Entscheidung über Produktion und Konsum: am Zugang zu den Produktionsmitteln. In diesem Sinne hat sich die alte Ökonomie tatsächlich aus den sozialen Bezügen herausgelöst - die neue bietet ihnen keine Möglichkeit mehr, unmittelbar Einfluß auf sie zu nehmen. Früher konnte die Borgentreicher Schuhgeschäftsinhaberin, obwohl sie nicht einmal primär Selbstproduziertes verkaufte, den Leuten nach eigenem Ermessen Geld stunden, Schuhe billiger verkaufen oder gar schenken, je nachdem, wie es die monetären Verhältnisse der Kunden sowie das Gegenseitigkeitskonto mit symbolischem Kapital anzeigten. Geht die ehemalige Geschäftsfrau jedoch heute in den Supermarkt, und es fehlen ihr ein paar Pfennige beim Bezahlen der Ware, dann kann sie kaum mit einer großzügigen Geste der abhängig beschäftigten Kassiererin rechnen. Selbst wenn ihre eigene Schwester an der Kasse säße oder eine sozial in ihrer Schuld stehende Nachbarin: Weder die eine noch die andere könnte über das von ihr eingenommene Geld eigenmächtig verfügen; ihr ökonomisches Handeln ist determiniert von den wirtschaftlichen Interessen unbekannter Akteure: zum Beispiel den Betreibern oder Aktionären eines x-beliebigen Lebensmittelkonzerns mit Sitz in Hamburg, Mailand oder Paderborn-Mönkeloh. Selbstregulierung auf der Ebene des Alltagshandelns bedeutet also, daß ohne Produktionsmittel und ohne funktionierende *sozial-ökonomische* Netze kein Einfluß mehr auf die Rahmendaten von Produktion und Konsum zu nehmen ist.

Hat also der Markt die Moral ersetzt? Eine solche Interpretation des sozialen Wandels wäre sicherlich verkürzt. Erstens gilt sie explizit nicht für alle DorbewohnerInnen und zweitens könnten selbst die »Marktgläubigen« ohne ihre nicht-monetarisierten, subsistenzorientierten Netze von Freunden und Verwandten kaum überleben. Diese Netzwerke existieren jedoch trotz, nicht wegen der Tendenz der warenproduzierenden Gesellschaft zur Entbettung. Mit anderen Worten: Markt-rationalität und Subsistenz-rationalität sind etwas fundamental anderes, beide sind jedoch innerhalb der Marktökonomie notwendig vorhanden.

festgehalten werden soll an dieser Stelle, daß die Subsistenzproduktion als die Produktion, die, wenn sie gesellschaftlich verallgemeinerte Produktion ist, auf Reziprozität basiert, im marktintegrierten Borgentreich nicht mehr die gesellschaftlich dominante Produktion ist. Durch die entstehende Lohnabhängigkeit schwindet die Grundlage für eine gesellschaftlich umfassende Reziprozität. Man kann auch sagen: Die Entökonomisierung der Sozialbeziehungen über das Mittel der allgemeinen Lohn- und Geldabhängigkeit war der entscheidende Impuls zur Auflösung der lokalen Ökonomie. Denn sozial verpflichtet sind nur die, die selbst auch darauf angewiesen sind, daß andere bei ihnen kaufen oder ihnen etwas von dem abnehmen, was sie herstellen oder anbieten. Wer nicht sozial verpflichtet ist, kann Kaufentscheidungen ausschließlich vom Preis abhängig machen. Dann erhält den Zuschlag, wer am billigsten anbietet. Unter welchen sozialen und ökologischen Bedingungen die jeweiligen Waren hergestellt sind, tritt in den Hintergrund. Hier zeigt sich die tendenzielle Destruktivität der Marktgesellschaft: Kenne ich die Herstellerin der Software für meinen Computer nicht persönlich, ist die Schwelle, Waren zu kaufen, die sie gesundheitlich und sozial schädigen, herabgesetzt..

Genau an dieses Defizit wiederum knüpfen neue Regionalisierungsbewegungen, die die entökonomisierten Sozialbeziehungen im Dorf re-ökonomisieren wollen, an, wie ich im übernächsten Kapitel zeigen werde. Im folgenden geht es zunächst um unterschiedliche bäuerliche Reaktionsweisen auf den bis heute anhaltenden Modernisierungsdruck.

4. Bäuerliche Überlebensstrategien im globalisierten Dorf

»Die viele harte Arbeit, die möchte ich nicht noch mal mitmachen. Aber es war auch schön auf dem Felde. Früher war es ruhiger. Nicht so hektisch. Abends war der Tag dann auch rum. Heute ernten sie nachts mit Flutlicht. Alle wollen mehr haben heute. Dies Viele. Es gibt kein Ende.«

Altbäuerin L, 80 Jahre

Mit den Bauern - mittelhochdeutsch Mitbewohner, Nachbar, Dorfgenosse (Schmidt 1997:15) - verschwindet die bäuerliche Dorfökonomie. Bäuerliche Überlebensstrategien im Borgentreich der neunziger Jahre sind nicht mehr in eine gesellschaftlich verallgemeinerte Praxis der Reziprozität eingebettet. Das unterscheidet sie fundamental von denen der lokalen Ökonomie. Zu jener Zeit konnten Bauern ebenso wie Handwerker nur gemeinsam mit allen anderen Bauern und Handwerkern überleben. Kooperation und Gegenseitigkeit waren unverzichtbare Grundlagen des ökonomischen Handelns. Im globalisierten Dorf dagegen haben sich die Verhältnisse umgekehrt: Hier scheint nur das Niederkonkurrieren anderer Bauern das eigene Überleben zu garantieren. Einen Ausweg aus dem fatalen Zwang zur Verfolgung aggressiver ökonomischer Überlebensstrategien versuchen jedoch Bauern und Bäuerinnen zu finden, die wieder auf lokale und regionale Kooperation setzen. Einige von ihnen haben die vorgeblich unverzichtbaren Modernisierungsschritte verweigert und so weitergewirtschaftet, wie es ihnen angemessen erschien, andere sind nach einer Phase konventioneller Bewirtschaftung aus ideellen Gründen zur extensiven Landwirtschaft zurückgekehrt. Modernisierungsbefürwortende und -ablehnende Haltungen lassen sich sowohl am Umgang mit der Natur als auch miteinander ablesen. Einige Bauern bedauern die Auswirkungen der Modernisierung, andere sind froh, sich aus der gegenseitigen Abhängigkeit befreit zu haben. Letztere müssen nicht zwangsläufig Modernisierungsgewinner sein; erklären sich aber mit den sozialen und ökonomischen Auswirkungen der im vorangegangenen Teil geschilderten Modernisierungsprozesse grundsätzlich einverstanden. Als Hand-

werker haben sie die Stätten der selbständigen Produktion verlassen und sind bereitwillig in abhängige Beschäftigungsverhältnisse gewechselt; als Landwirte tauschten sie die Abhängigkeit von ihren Kollegen gegen die vom Geld ein. Sie begrüßen die Modernisierung nahezu vorbehaltlos und legen großen Wert auf Geldeinkommen, Freizeitgestaltung und geregelte Arbeitszeiten. Sie präferieren das sozialdemokratische Versorgungsmodell - so irritierend dies in bezug auf Bauern klingen mag: Die Verantwortung für das eigene Leben wird an Markt und Staat delegiert: Sollte der Verdrängungswettbewerb auf dem landwirtschaftlichen Sektor dazu führen, daß das Einkommen nicht mehr zur Finanzierung eines im gewissen Sinne urban ausgerichteten Lebensstils ausreicht, wird die Landwirtschaft aufgegeben und eine Lohnarbeit gesucht (Jungbauer B). Nicht mehr der bäuerliche Lebenszusammenhang, sondern städtische Lebensstile prägen das gängige Leitbild vom »guten Leben«. So hat der älteste Sohn von Bauer M längst bereit, den 27-Hektar-Hof seiner Eltern übernommen zu haben, wie sein heute 86jähriger Vater berichtet:

»Wäre ich doch nicht in der Landwirtschaft geblieben, sagt er. Und ich gebe ihm recht. Wir haben noch zwei andere Söhne. Die fahren im Jahr zweimal in Urlaub und bauen schon das zweite Haus. Die sind auf dem Atomwerk³⁶ beschäftigt. Und was hat der Bauer? Nur Arbeit und verdient nichts.«

Die Modernisierungsskeptiker dagegen können den sozialen und technischen Transformationsprozessen wenig Positives abgewinnen. Sie bedauern, daß man »sich gegenseitig nicht mehr nötig hat« und daß nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten nur noch wenig Nachfrage besteht. Die Modernisierungsskeptiker wollen ihr »eigener Herr« bleiben und selbst über Inhalte und zeitliche Einteilung ihrer Arbeit bestimmen. Was sie von den Modernisierungsbefürwortern unterscheidet, ist, daß sie dies unbedingt und ohne Abstriche wollen. Sie sind im Gegensatz zu ersteren, für die die Landwirtschaft *eine* Option neben der Lohnarbeit ist, nicht bereit, ihren Hof aufzugeben und Vorgesetzte oder monetäre Sachzwänge zu akzeptieren. Geld erwirtschaften sie, um die Subsistenz zu sichern, und nicht, um ihren Lebensstandard kontinuierlich anheben zu können, also des Konsums von Autos, Unterhaltungselektronik oder anderen kostspieligen Freizeitvergnügen willen (Bauer P). Innerhalb dieses binären Schemas, in dem die Modernisierungsbefürworter eindeutig die Mehrheit stellen, läßt sich auch die Polarisierung in der jüngeren Generation einordnen. Ein 25jähriger Tischlergeselle, der in einer kleinen Möbelschreinerei arbeitet, betont, wie

36 Gemeint ist das (heute stillgelegte) 15 Kilometer entfernte Atomkraftwerk Würzgassen.

wichtig ihm das selbstbestimmte und Kreativität ermöglichende Arbeiten in seinem Betrieb ist:

»Ich kann doch als Tischler dreimal so eigenverantwortlich arbeiten wie meine ehemaligen Schulkollegen, die Jetzt in der Fabrik stehen. Dafür kriegen sie dann jeden Monat 500 Mark mehr netto. Aber darauf verzichte ich dann lieber.«

Ebenso wie sich jedoch in vielen persönlichen Biographien Fortschrittsoptimismus mit Modernisierungsskeptizismus paart, bestehen die unterschiedlichen ökonomischen Überlebensstrategien selbstredend und notwendigerweise nicht aus einer reinen Subsistenz- oder gar aus einer reinen Warenorientierung, sondern immer aus einer Kombination beider. Den Unterschied macht dabei die jeweilige Gewichtung aus. Die differierenden Überlebensstrategien setzen unterschiedliche ökonomische Orientierungen voraus und produzieren ein anderes ökonomisches Handeln, wie noch zu zeigen sein wird. Bei den tendenziell subsistenzorientierten ökonomischen Strategien handelt es sich jedoch keineswegs um den Versuch, historisch vergangene Verhältnisse wiederzubeleben. Weder ist Subsistenzorientierung als rückschrittlich noch einfach nur als eine ökonomische Anpassungsstrategie an die Moderne zu bewerten (Schlee/Wemer 1996). Steht beispielsweise das Ziel der Hoferhaltung unter ökologisch und sozial akzeptablen Bedingungen im Vordergrund der ökonomischen Strategien, kann das Anknüpfen an vergangene Produktionsformen überlebenswichtig sein, wie das weiter unten analysierte Beispiel von Bauer P zeigt.

Modernisierer aus Überzeugung: Der neoliberale Einzelkämpfer

Der Hof der Familie B besteht aus 47,5 Hektar Land und ist ein konventioneller Schweinemastbetrieb. Gehalten werden ca. 80 Sauen, außerdem Mastschweine und Ferkel - insgesamt um die 800 Tiere. Der mittelständische Betrieb verfügt über eine hochmoderne Trockenfütterungsanlage, die den Schweinen 17 Prozent importiertes Sojaschrot und 83 Prozent hofeigenes Getreide automatisch zuteilt. Geführt wird der Hof vom 59jährigen Vater Bund seinem 28jährigen Sohn, auf den das Eigentum bereits überschrieben ist. Frau B arbeitet in erster Linie für den Haushalt - an der Feldarbeit ist sie nicht beteiligt und zum Füttern geht sie »nur, wenn einer ausfällt«. Der Betrieb ist eindeutig auf Expansion ausgerichtet. In den nächsten Jahren wollen Vater und Sohn die Entwicklungen auf dem eu-

ropäischen Markt beobachten und dann neue Investitionsentscheidungen treffen. Der in Ostwestfalen gezahlte Schweinepreis ist hochgradig abhängig von Schwankungen auf dem Weltmarkt. Nach einer langen Tiefphase zog er 1996 als Reaktion auf den Rindfleischpreisverfall wegen BSE stark an, fiel im selben Jahr wegen massiver Importe aus Dänemark und Holland wieder in den Keller. 1997 dagegen stieg er auf Rekordhöhe, weil in China die Maul- und Klauenseuche und in Holland die (mutmaßlich aus Paderborn eingeschleppte) Schweinepest große Tierbestände vernichtete und damit die Fleischvorräte verknappte. Derlei unbeeinflussbaren Weltmarktpreisschwankungen zum Trotz überlegt Familie B, einen weiteren Schweinemaststall für 500 oder gar für 1000 Tiere hinzuzubauen. Wegen des generell starken Preisverfalls im konventionellen Bereich³⁷ auf biologischen Anbau umzustellen, wäre für Jungbauer B jedenfalls keine Alternative.

»Bio ist schön und gut, aber es kann ja nicht jeder umstellen, dann wird der Markt auch irgendwann gesättigt sein, da erleben wir dann auch den gleichen Preisverfall wie im konventionellen Bereich. Bio ist nicht das Richtige für mich. Ich bin mehr für die größeren Wagen voll Korn. Integrierter Pflanzenbau ja, Mittel zurückfahren, wo es nicht nötig ist und auch ein paar Unkräuter tolerieren, warum nicht? Aber richtig auf bio, das wäre nichts für mich.«

Jungbauer B gefällt die intensive Tierhaltung. Er ist Unternehmer aus Überzeugung. Selbst wenn die landwirtschaftlichen Erzeugerpreise so hoch wären, daß man auch mit weniger Tieren ein Auskommen finden könnte, würde er keine kleinbäuerliche Mischwirtschaft mit Kühen, Schweinen und Hühnern betreiben:

»Eine Kuh kommt bei mir in den Stall nicht mehr rein. Kühe sind mir zu groß. Die sehen mir zu übermächtig aus. Ich halte nichts von Kühen. Kühe machen Arbeit. Von Hühnern halte ich auch nichts.«

Jungbauer B hat nach einer landwirtschaftlichen Lehre die Schule für höheren Landbau in Brakel besucht und als Landwirtschaftsmeister abgeschlossen. Lediglich mit einer Lehre, so meint er, könne heute kein moderner Betrieb geführt werden. Der Schwerpunkt seiner Ausbildung lag in der Betriebsökonomie: Buchführung, Gewinnermittlung und Produktionsauslastung des Betriebs. Standen früher Botanik und Tierkunde im Mittelpunkt der Ausbildung an den

37 Die landwirtschaftlichen Erzeugerpreise sind im Zehnjahresvergleich von 1985/86 bis 1995/96 um gut 14 Prozent gefallen. Im gleichen Zeitraum verteuerten sich die landwirtschaftlichen Betriebsmittel um 8 Prozent. Wird die Inflationsrate berücksichtigt, betrug der Rückgang der Erzeugerpreise im angesprochenen Jahrzehnt damit real 32 Prozent bzw. 3,8 Prozent pro Jahr (Deutscher Bauernverband 1997:169).

Landwirtschaftsschulen, dominiert seit den siebziger Jahren die Betriebswirtschaft. Fächer wie Pflanzenbau oder Tierproduktion sind heute hauptsächlich »hart« naturwissenschaftlich, insbesondere an der Chemie ausgerichtet. Betriebsökonomie ist die Umsetzung der strukturellen Vorgaben der Landwirtschaftspolitik auf der Mikroebene des Hofes. Den Bauern mußte der eindimensionale Blick auf die Gewinn- und Verlustrechnung jedoch erst mühsam beigebracht werden. Agrarpolitik und -wissenschaft versuchten mit allen Mitteln gegen bäuerliche Selbstgenügsamkeit und »Innovationsfeindlichkeit« vorzugehen. Im Anschluß an eine Untersuchung über Wandel im Verhalten, Einstellungen und Meinungen in den Jahren 1960 und 65 predigte der einflußreiche Agrarsoziologe van Deenen noch 1971:

»Technologischer Fortschritt und rationales Verhalten können nur dann in den landwirtschaftlichen Betrieben eindringen und agrarpolitische Maßnahmen können nur dann wirkungsvoll eingesetzt werden, wenn die Betriebsleiter mit der Organisation und Struktur des Betriebes niemals absolut zufrieden sind, sondern immer nach Möglichkeiten Ausschau halten, noch Besseres zu leisten. Das setzt voraus, daß den Betriebsleitern die wesentlichen Organisationsdaten ihrer Betriebe bekannt sind, daß sie sie zu beurteilen verstehen und daß Änderungsmöglichkeiten gesehen werden.« (van Deenen 1971:67)

Van Deenens Appell zeigte Erfolg. Heute wird bei der Berechnung von Betriebsdaten in den Landwirtschaftsschulen der moderne Einmannbetrieb mit spezialisierter Produktion und ausgefeilter Buchführung als selbstverständlich vorausgesetzt. Der Jungbauer, der hochgradig identifiziert ist mit den in der Schule vermittelten Zielvorgaben, weist darauf hin, daß die Marktorientierung der einzelnen Landwirtschaftsschüler von seiten der Lehrerschaft kontinuierlich aufgebaut wurde:

»Mitschüler aus Betrieben, die keine Buchführung hatten, wurden gefragt: ‚Was wollt ihr denn überhaupt auf der Schule? Wenn ihr euren Betrieb nicht richtig kennenlernen wollt, seid ihr hier verkehrt.« In der Schule gab es nur einen einzigen, der die Vorgaben nicht mitgemacht hat. Der hat gesagt: ‚Ich kann nicht mehr produzieren, ich hab mein Auskommen, und das reicht mir., Die Lehrer haben sich dann immer über ihn lustig gemacht, daß der immer noch so eine positive Lebenseinstellung hat. Aber sie haben doch recht: Der moderne Betrieb kann nur noch ein Einmannbetrieb sein, oder er wird so groß, daß man sich Arbeitskräfte leisten kann. Stroh oder solche Sachen spielen da keine Rolle mehr.«

Nachdem die Landwirtschaftsschule in Brakel die Jungbauern jahrelang mit marktradikalen Positionen indoktrinierte, wurde sie im Jahr 1996 selbst zum Opfer des Neoliberalismus: Sie mußte ihre Tore wegen Schülermangels schließen. Jungbauer B gehörte zum letzten Abschlußjahrgang. Insbesondere in den

Jahren zuvor lagen die landwirtschaftlichen Erzeugerpreise dermaßen niedrig, daß viele potentielle Hofnachfolgerinnen sich weigerten, den elterlichen Betrieb zu übernehmen, was dazu führte, daß kein Nachwuchs mehr an die Schulen kam. Jungbauer B kann eine solche Entscheidung nachvollziehen. Auch für ihn ist die Erwirtschaftung eines angemessenen Geldbetrags Dreh- und Angelpunkt seiner Arbeit. Bei der Definition der Betragshöhe bezieht er sich auf das im alljährlichen Agrarbericht der Bundesregierung beschworene gesellschaftliche Durchschnittseinkommen:

»Ich will wenigstens das gleiche haben wie ein Arbeitnehmer. So, daß ich wenigstens meine 50 bis 60 000 Mark brutto erwirtschafte im Jahr. Mit zehn Kühen, fünf Sauen und 30 Mastschweinen ist das nicht drin, da komme ich vielleicht umsatzmäßig dahin, aber nicht gewinnmäßig. Und wenn der Betrieb das nicht mehr einbringt, dann sage ich: >Schluß, aus, Feierabend.< Dann gehe ich arbeiten. Wer arbeiten will, der findet auch Arbeit. Wenn ich wollte, könnte ich bei drei Firmen arbeiten.«

Der Jungbauer postuliert die Gleichstellung mit den Lohnarbeitern - ein Novum, denn ein solch quantitativer Begriff von Gleichheit ist dem bäuerlichen Denken immer fremd gewesen (Scott 1976). Die Orientierung der Bauern an den Lohnarbeitern, zunächst über das Mittel des gleichen Einkommens, mittlerweile auch über sich angleichende Lebensstile, wird jedoch seit den fünfziger Jahren vom modernisierungsorientierten Agrarbusiness massiv gefördert. Der Einkommensvergleich von Lohnarbeitern und landwirtschaftlichen Vollerwerbsbetrieben steht im Mittelpunkt des alljährlich erscheinenden Agrarberichts der Bundesregierung und in kaum einem Geleitwort wird versäumt, darauf hinzuweisen, daß das Einkommen der Bauern bedauerlicherweise immer noch um ein Drittel unter dem außerlandwirtschaftlichen Vergleichslohn liege. In diesem Kontext wird die vorgebliche »Gleichheit« zwischen Bauern und Fabrikarbeitern auf einer ideologischen Ebene konstruiert und gleichzeitig suggeriert, daß die bäuerliche Arbeit in keiner Weise von der eines Fabrikarbeiters differiert.

Bei Jungbauer B ist diese Botschaft angekommen. Für ihn ist die Landwirtschaft ein beliebiger Produktionsbereich und nicht etwa einer, der sich von anderen Produktionsbereichen unterscheidet, weil der Boden eben weder vermehrbar noch mobil noch unbegrenzt ausbeutbar ist. Diesen elementaren Unterschied zum industriellen Unternehmertum sieht Jungbauer B nicht. Er hält die Landwirtschaft für eine Einkommensquelle wie jede andere und kann auch in seiner Tätigkeit als Landwirt keine besondere Aufgabe erkennen. Dessen ungeachtet schätzt jedoch auch er »das freie Leben in der Landwirtschaft«, die Selbständigkeit seiner Arbeit sowie die Möglichkeit, sich die Arbeitszeit selbst einteilen zu

können und nicht von der Stechuhr abzuhängen. Warum orientiert er sich dann, so frage ich ihn, ausgerechnet an abhängig Beschäftigten, an Arbeitnehmern?

»Warum ich mich an Arbeitnehmern orientiere? Soll ich denn zurückstecken? Ich trage schon das Berufsrisiko und das Arbeitsrisiko. Aber das Einkommen eines Unternehmers habe ich nicht. Dann will ich doch wenigstens das Einkommen eines Arbeitnehmers haben. Und wenn das nicht hinlångt, dann gehe ich arbeiten. Da habe ich jeden Monat mein Geld in der Tüte, egal ob ich viel tue oder wenig.«

Der permanente Vergleich mit den Löhnen der anderen erzeugt das Gefühl der Benachteiligung. Benachteiligt werden können aber nur diejenigen, die abhängig von der Zuteilung anderer sind, zum Beispiel Lohn- und Gehaltsempfänger. Keineswegs jedoch Bauern, sollte man annehmen. Jedoch wird über den Marktmechanismus der niedrigen Erzeugerpreise aus dem Bauern als dem Prototyp des eigenständigen Produzenten ein abhängig Beschäftigter. Zuteilung, und erst recht nicht-symmetrische Zuteilung, erzeugt Neid. Neid wiederum ist die Voraussetzung für Vereinheitlichung über das Mittel der Lohnangleichung. Auf diese Weise werden die (modernisierungsorientierten) Bauern auch auf der Ebene der Fremdwahrnehmung abgeschafft - auf der Ebene der Selbstwahrnehmung schaffen sie sich selbst ab: Bauern sind nicht mehr eigenmächtig, sondern geldabhängig, nicht mehr eigensinnig, sondern an Gleichstellung interessiert. Hauptmotiv der landwirtschaftlichen Arbeit ist für Jungbauer B folgerichtig der Gelderwerb. Allerdings nicht, wie im Fall von Bauer P, um den Hof als positiv besetzten, Eigenwert besitzenden Arbeits- und Lebensbereich zu erhalten, sondern um sich persönlich einen bestimmten Lebensstandard erlauben zu können:

»Ich will auf jeden Fall meinen Lebensstandard halten. Ich will mir das leisten, was sich ein jeder Arbeitnehmer auch leisten kann: Ich will ein ordentliches Auto fahren (*er fährt einen Jeep, sein Vater einen Mercedes, d.A.*), ich will genügend Geld zum Ausgeben haben, ich will vernünftig leben, und ich will meine Wohnung so einrichten können, wie ich es haben will. Wenn das nicht geht, muß man entweder vergrößern oder aufhören.«

Leitmotiv des Handelns ist nicht mehr der bäuerliche Lebenszusammenhang. Stattdessen fungiert der durchschnittliche, städtische Lohnarbeiter als Stichwortgeber und Vorbild. Dies in doppelter Hinsicht. Zum einen orientiert sich Jungbauer B am Lebensstandard des Lohnarbeiters, zum andern identifiziert er sich offensichtlich auch mit dessen ökonomischer Position. Der Landwirt investiert das erwirtschaftete Kapital nicht - wie es ein kapitalistischer Unternehmer tun würde - in einer Endloskette immer wieder neu, um den Profit beständig zu

erhöhen und somit die Produktion fortlaufend zu erweitern. Darin hindert ihn allein schon der fehlende Zugang zu landwirtschaftlichen Nutzflächen. Allerdings findet er sich auch nicht - wie noch sein Vater - mit ein paar schlechten Jahren ab und hofft, daß bessere folgen. Er weiß, daß die Erweiterung der Produktion wegen der Preisschwankungen nicht notwendig mit höheren Gewinnen einhergehen muß. Er weiß auch, daß er weiterhin die Kreditzinsen, die nicht analog zu den Schweinepreisen sinken, zu bezahlen hat. Aber eins darf auf keinen Fall passieren: Daß ihm weniger Geld für seinen Lebensstandard zur Verfügung steht. Und falls ihn seine Betriebszahlen zu persönlichen Einschränkungen zwingen sollten, dann verhält er sich wie ein abhängig Beschäftigter in Hochlohnzeiten: Er legt die Arbeit nieder, wenn die Lohnzuwachsrate nicht stimmt - das heißt in seinem Fall, er gibt den Betrieb auf und »wird dann lieber gleich Arbeiter«.

Auch in einem zweiten Punkt unterscheidet sich das ökonomische Handeln von Jungbauer B erheblich von den auf die dörflichen Zusammenhänge ausgerichteten Verhaltensweisen seiner Vorgänger. Nicht Kooperation und Solidarität, sondern Konkurrenz bestimmt sein Weltbild. Er hat nichts dagegen, wenn immer mehr Bauern aus seiner unmittelbaren Umgebung die Produktion aufgeben müssen, im Gegenteil: Nur auf diese Weise werden Flächen für die »gesunden« Betriebe frei, die wachsen müssen, wenn sie überleben wollen. Jungbauer B verortet sich ökonomisch nicht mehr in der Gemeinschaft des Dorfes. Bestimmten früher die Arbeitsorte und -zusammenhänge die sozialen Strukturen des Dorfes, trifft sich der 29jährige lediglich in der Freizeit mit seinen Kollegen. Arbeit auf Gegenseitigkeit, gemeinsame Maschinennutzung, Wiederhilfe oder allgemein soziale Verpflichtungen sind ihm unbekannt.

»Ich bin froh, daß ich auf keinen angewiesen bin. Lieber alles für sich selber machen, dann hat man seine Ruhe. Kumpanie ist Lumpanie. Im allgemeinen hört man nicht viel Gutes darüber, mit vielen Leuten zusammen was zu machen. Erst will der eine, dann will der andere nicht, dann lösen sich Maschinengemeinschaften wieder auf. Am besten ist, wenn jeder Betrieb alleine klarkommt. Es ist nie gut, auf andere angewiesen zu sein. Wir haben das zum Beispiel auch nicht nötig. Wer immer wieder andere um Hilfe fragt, macht was verkehrt.«

An dieser Stelle des Interviews schaltet sich sein Vater ein. Obwohl selbst ein modernisierungsorientierter Bauer mit einem Maschinenpark, der das Angewiesensein auf hoffremde Arbeitskräfte auf ein Minimum reduziert, gibt er zu bedenken, daß auch große Betriebe Hilfe in der Maisernte benötigten, dann nämlich, wenn das Silo nicht da stehe, wo der Mais wächst. In diesem Fall würden

Arbeitskräfte und mehrere Schlepper gebraucht. Diese Leute und zusätzlich eine Benutzungsgebühr für die Schlepper zu bezahlen, sei jedoch vollkommen unmöglich. Sein Sohn antwortet in der Manier des eiskalten Rechners:

»Das ist dann das Problem des Landwirts mit dem Mais. Dann müssen die Viecher eben soviel mehr einbringen, daß man diese Kosten bezahlen kann.«

Der Vater fragt, wie denn das gehen solle. Der Sohn kontert mit Schulwissen:

»Dann stellt man eine Gegenrechnung auf, das kostet mich so viel, und das andere kostet mich so viel. Und damit fertig. Und wenn ich so nicht produzieren kann, dann muß ich die Produktion eben einstellen. Das ist doch ein klarer Fall.«

Hö11 man die neoklassisch geprägte Argumentation dieses jungen Bauern, der zudem hervorhebt, daß nahezu alle Kollegen in seinem Alter so unternehmerisch orientiert denken würden (und müßten) wie er - lediglich ein Mitschüler hält aus Platzmangel seine 30 Schweine noch auf Stroh - könnte man annehmen, die agrarsoziologische Hoffnung auf den »time lag«, also die zeitlich verzögerte Anpassung des Dorfes an die Stadt, habe sich erfüllt. Der Bruch mit einer bäuerlich geprägten Denkweise läßt sich im Fall von Jungbauer B nicht allein mit allgemeinen gesellschaftlichen Tendenzen oder der zweifelsohne ausgeprägten und prägenden Einflußnahme durch die Landwirtschaftsschule erklären. Der entscheidende Impuls für seine ökonomische Ausrichtung kam vielmehr aus dem Elternhaus. Ohne die frühe Modernisierungsorientierung seiner Eltern wäre der 28jährige Bauer heute wahrscheinlich außerhalb der Landwirtschaft beschäftigt. Generell kann festgehalten werden, und das bestätigt auch ein Experte der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe, daß diejenigen, die heute sogenannte zukunftsfähige Betriebe haben, sich bereits auffällig früh als Unternehmer begriffen. Nicht zufällig zeigte sich eben auch Vater B schon früh aufgeschlossen gegenüber technischen Innovationen. Ohne das Einverständnis seines eigenen Vaters hatte er bereits 1951 einen Trecker angeschafft. Mit 20 Hektar (inklusive Pachtland), neun Kühen, fünf Bullen und 30 Schweinen hatte Bauer B den Hof 1967 übernommen - heute hat sich die Fläche auf 47,5 Hektar vergrößert und es werden 800 Tiere gehalten. Noch in der Zeit, als Familie B innerhalb des Dorfes lebte, begann sie, ihre Stallungen umzubauen und Schweine in dem ehemaligen Pferdestall unterzubringen. Die Familie wollte unbedingt »an der Entwicklung dranbleiben« und wußte bereits früh, daß dies Spezialisierung bedeutete. Die Entscheidung fiel für Schweine. Wie in fast allen Betrieben deshalb, weil die designierten Hofnachfolger auf eine geregelte Freizeit drängten und dies nur durch den Verzicht auf die im Vergleich zur Schweinemast we-

sentlich arbeitsintensivere Milchkuhhaltung zu gewährleisten war. Hier bewirkt die Orientierung am vermeintlichen Prototypen städtischen Lebens die Entscheidung für bäuerliche Produktionsformen. Der Neubau des Hofes außerhalb des Dorfes und das Verlassen der Begrenzungen des Ortskerns ermöglichten 1978 den Bau eines der ersten großen Mastställe der gesamten Gegend. Die Eltern hatten also die technische Grundlage geschaffen, auf der sich die Modernisierungsorientierung des Jungen heute entfalten kann. Mußten die meisten seiner Mitschüler ihre ererbten Betriebe aufwendig umbauen, konnte Jungbauer B mit seinen Eltern zufrieden sein. Der Sohn zum Vater:

»Hättest du nicht damals gleich auch ein bißchen größer gedacht mit dem Stall, und wärt ihr nicht ausgesiedelt, dann hätte ich den Hof gar nicht übernehmen können. Dann wäre ich Maurer geworden und hätte weiter im Tiefbau gearbeitet.«

Modernisierer aus Zwang - »Man muß besser sein als die andern«

Als man ihr mitten in ihren geliebten Garten ein Silo baute, hat Altbäuerin C bitterlich geweint. Aber jetzt, so erzählt sie, habe sie eingesehen, daß das alles schon richtig gewesen sei. Stolz zieht sie Bilanz: »Mittlerweile haben wir über 1000 Schweine.« »Dann sind Sie ja fast schon keine Bauern mehr, sondern Unternehmer«, werfe ich ein. Die Bäuerin verwehrt sich nicht gegen den Terminus:

»Och ja. Wenn der Anbau im Stall noch dazukommt, dann wird's sogar noch mehr. Wir wollen ja auch mit drei Generationen davon leben. Wir kriegen ja die Rente, aber der Sohn hat auch schon zwei Kinder und er will weitermachen, darum vergrößert er sich.«

Die Entökonomisierung der Selbstversorgungsarbeit im Garten durch ihre Herausnahme aus der familiären Ökonomie geschieht zugunsten der Ausweitung und weiteren Aufwertung der Warenproduktion. Je ausgeweiteter die Warenproduktion, desto umfassender die Abhängigkeit vom Geldeinkommen und desto unsichtbarer die Subsistenzproduktion, die in dieser Familie nunmehr in Gestalt der Hausarbeit fortbesteht. Der 42jährige Hofnachfolger bezeichnet seinen Betrieb folgerichtig als Unternehmen. Bauer C bewirtschaftet 55 Hektar Land. Er hält 100 Sauen, mästet die Ferkel selbst und hat mehr als 1000 Schweine im Maststall stehen. Auch in seinem Fall war die frühe Entscheidung der Eltern zu damals noch ungewohnten Größenordnungen und zur Modernisierung ausschlaggebend für die Übernahme und Weiterführung des Betriebs. Mitte der

fünfziger Jahre verfügte der Hof über gerade einmal zwölf Hektar Land, heute ist er einer der größten Schweinemastbetriebe am Ort. Die Eltern haben nach und nach Flächen zugekauft oder gepachtet und sich schon früh für die Spezialisierung in der Produktion entschieden. Der 75jährige Altbauer ist ein klarer Anhänger des Fortschritts. Er beschreibt begeistert und detailgetreu den monitorüberwachten Vollautomatistall, den Maschineneinsatz beim Füttern und zählt wie aus der Pistole geschossen sämtliche Medikamente auf, die den Tieren gespritzt werden. Die Vergangenheit reflektiert der Bauer eindeutig aus seiner heutigen, fortschrittsoptimistischen Sicht. Als wir über die Frage diskutieren, ob die Menschen früher eher zufrieden mit dem waren, was sie hatten, betont er lediglich, daß man im Vergleich zu heute keinen Einfluß auf die Produktion gehabt hätte. Wenn man schon damals über moderne Technik verfügt hätte, hätte man sie bestimmt auch eingesetzt. Als ich ihn frage, ob er früher auch bereits über verschiedene Möglichkeiten nachgedacht habe, mehr Geld zu verdienen, sagt er nicht, wie viele andere InterviewpartnerInnen, daß die Menschen zur damaligen Zeit gar nicht auf die Idee gekommen wären, ihre Überschüsse zu maximieren. Für Altbauer C ist die Maximierung keine Frage der grundsätzlich anderen Ausrichtung des Denkens und Handelns, sondern lediglich eine der technischen Möglichkeiten. Eben weil der 75jährige Bauer die gesellschaftlichen Verhältnisse in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der technischen Entwicklung reflektiert, erinnert er sich an die Vergangenheit nicht gerade mit Wehmut. Aus seiner Sicht gibt es allerdings auch gute Gründe dafür:

»Früher mußte ich schon mit acht Jahren arbeiten. Da bin ich auf jeden Fall froh, daß es das heute nicht mehr gibt. Und die Alten hatten früher keinen Pfennig in der Tasche. Jetzt gibt es die Landwirtschaftliche Alterskasse, also Rente, dadurch stehen wir uns besser. Früher gaben die alten Leute sogar **mit** 80 Jahren den Betrieb noch nicht ab, weil sie noch über ein paar Mark verfügen wollten. Der Sohn war dann Knecht im eigenen Hause und kriegte den Hof erst, als er 40 oder 50 Jahre alt war.«

Altbauer C ist vollauf zufrieden mit der Entwicklung der letzten 40 Jahre. Sein Sohn dagegen ist skeptischer. Obwohl er knallhart rechnet und jede nur mögliche Innovation zur Produktionsausweitung nutzt, wirkt er nicht wie ein dynamischer und risikofreudiger Jungunternehmer, sondern eher wie ein Gefangener der Modernisierung und ihrer Wachstumszwänge:

»Es gibt zur Modernisierung heute keine Alternative. Wenn man die Entwicklung nicht mitmacht, ist der Betrieb nicht zukunftsfähig. Man darf nicht erst investieren, wenn man es nötig hat, sondern wenn man es sich noch leisten kann. Sonst ist der Zug schon abgefahren. Das ist ein laufendes Wachstum. Wie in der Industrie. Die es nicht mitgemacht haben, ha-

ben alle aufgehört. Die Betriebe, die vor 30 Jahren neu gebaut wurden und die dann nicht mehr investiert haben, die waren innerhalb von zehn Jahren weg vom Fenster.«

Ebensowenig wie auf dem Hof der Familie B wird auch bei Familie C kein Quadratmeter der landwirtschaftlichen Nutzfläche für den Eigenbedarf bebaut. Ein Silo auf der Fläche des ehemaligen Gartens rechnet sich in jedem Fall eher als das Einsparen des Kaufs billiger Lebensmittel vom Weltmarkt. Selbst wenn sich die Warenproduktion in Zeiten fallender Schweinepreise in der Krise befindet, wird nicht daran gedacht, die Subsistenzproduktion zu intensivieren, wie dies weltweit bei vielen KleinproduzentInnen zwischen Subsistenz- und Warenproduktion der Fall ist (Bennholdt-Thomsen 1982), sondern vielmehr daran, die Warenproduktion selbst noch weiter auszubauen. Bauer C erkennt durchaus, wie grotesk solche von der Dynamik des Marktes selbst erzwungenen Strategien sein können:

»Das ist ein Teufelskreis. Wenn die Schweinepreise hoch sind, müssen wir Überschüsse erwirtschaften für die Zeiten, wo die Preise wieder runtergehen und Rücklagen bilden für neue Investitionen: neue Maschinen oder einen neuen Stall anbauen und dann aufstocken. Wenn man nicht ständig an- und umbaut, ist der Betrieb dann baulich so weit zurück, daß die Modernisierungskosten auf einmal viel zu hoch wären. Ein Maststall kostet ungefähr eine halbe Million Mark. Wachsen oder weichen, so hart wie es sich anhört, aber es ist so. Was will man denn machen? Wenn mir vor 10, 15 Jahren mal einer gesagt hätte, du hast bald 100 Sauen, dann hätte ich gesagt, der hat sie nicht mehr alle.«

Das Motiv für die Modernisierung von Gebäuden und Technologien ist, Arbeit zu sparen. Aber nicht, um mehr Zeit für sich selbst, sondern um mehr Zeit für die Tiere zu haben, und das heißt innerhalb der Warenlogik folgerichtig: um mehr Tiere stellen zu können. Der Sinn des Wachstums ist also das Wachstum selbst. Neuere agrarsoziologische Studien konstatieren einen akuten Zeitnotstand, ja einen »Modernisierungsstreß« der bäuerlichen Familien (Wonneberger 1995). Brauchte ein Bauer noch vor 100 Jahren 300 Stunden, um einen Hektar Getreide zu mähen und zu dreschen, wird diese Fläche heute innerhalb von einer Stunde bewältigt (Schneider 1995:7). Aber die über den Maschineneinsatz ermöglichte Effizienz der Produktion führt keineswegs zu einer Entlastung der bäuerlichen ProduzentInnen. Inhetveen (1995:76) merkt an:

»Zu einer Unzeit aufstehen, abends erschöpft ins Bett fallen und dazwischen nur ackern - es ist eine jener Paradoxien der Geschichte, daß diejenige gesellschaftliche Gruppe, die erheblich dazu beigetragen hat, daß die paradiesischen Zeitversprechen der Modeme für das Gros der Gesellschaft eingelöst werden konnten, nicht in deren Genuß kommt. Doch wohin ist die Zeit verschwunden, die die Mechanisierung und Ökonomisierung den Bauern versprach?

Kann es sein, daß die Fordisierung ... nicht nur das Verhältnis des Menschen zum Boden >neutralisiert,, sondern auch die Zeit der Bäuerinnen und Bauern liquidiert"7«

Im Fall von Bauer C scheint dies durchaus der Fall zu sein. Nur um seinen Betrieb in Gang zu halten, muß er pro Jahr 30 000 Mark allein für Versicherungen und Krankenkassen zahlen, hinzu kommen 20 000 Mark Stromkosten. Geld, was mit der Haltung von immer mehr Tieren erwirtschaftet werden muß, die ihrerseits immer höhere Kosten verursacht. Das Land hat bei den ausschließlich für den Markt produzierenden Bauern B und C reinen Kapitalwert und keinen Subsistenzwert, wie etwa bei Bauer P, der sich durch die Ausweitung der Subsistenzproduktion bewußt auch auf eine mögliche ökonomische Krise vorbereitet. Für Bauer C dagegen ist das Land sogar ein Klotz am Bein, ein lästiges Anhängsel. Er braucht die Flächen zum einen für den Gülleachweis und zum andern als Garantie dafür, nicht »gewerblich« zu werden.³⁸

»Es geht bei uns halt nicht um den Acker. Der Ackerbau trägt nicht einmal die hohen Maschinenkosten, die werden vom Schweinestall subventioniert. Also müssen eine Menge Tiere umgeschlagen werden, damit diese ganzen Kosten überhaupt bezahlt werden können. Denn ohne schlagkräftige Maschinen könnte man diese Flächen gar nicht bewirtschaften, weil die ja auch noch nebenbei laufen müssen, neben der Stallarbeit. Es muß immer einer da sein, der den Trecker in Gang hält. Die Maschinen müssen laufen, sonst rentiert es sich nicht.«

Bauer C sitzt in der Modernisierungsfalle. Er kann nicht mehr souverän mit seiner Zeit und seinen körperlichen Ressourcen umgehen; die Maschinen bestimmen den Rhythmus des bäuerlichen Arbeitstages. C ist sich dessen bewußt - er ist Pragmatiker, aber keineswegs überzeugter Marktradikaler wie sein Kollege B. Wenn es sich rechnen würde, so der 42jährige Schweinemäster, würde er sofort auf biologischen Landbau umstellen; hundert Sauen zu halten, empfindet er als »ganz schön stressig«. Aber weil die Verbraucher nicht bereit seien, höhere Preise zu zahlen, kann er keine Zukunft für eine größere Zahl von Bauern im Bioanbau erkennen. Und die Einnahmen müssen auch bei ihm stimmen. Für eine artgerechte Tierhaltung will er nicht auf seinen Lebensstandard verzichten müssen:

38 Sieben Schweine bilden steuerrechtlich, also unabhängig von der Gülleverordnung, eine Vieheinheit auf den ersten 20 Hektar. Mit zunehmenden Hektarzahlen nimmt die erlaubte Viehmenge pro Hektar allerdings ab. Wer also nicht genügend Flächen vorweisen kann, muß Gewerbesteuern zahlen.

»Wir wollen auch mal in Urlaub fahren. Wenn man das nicht will und auch kein Auto hat, dann geht das vielleicht. Wenn ich bloß 10 000 Mark ausbebe, brauche ich auch nur 10 000 Mark einzunehmen. Wenn ich aber für 100 000 Mark eine Maschine kaufe, dann muß die irgendwovon bezahlt werden.«

Gegenseitigkeit und soziale Verbindlichkeit, das sind für Bauer C wohlklingende Vokabeln, aber aus seiner Sicht wenig geeignet, die ökonomischen Ziele zu erreichen. Für ihn gibt es nur eine Überlebensstrategie:

»Man muß besser sein als die andern, dann kann man durchhalten. Auch wenn die Preise im Keller sind, muß man bei den Schweinen bleiben, dann kann man nicht umstellen auf Bullen oder was anderes. In unserem landwirtschaftlichen Arbeitskreis verdient zum Beispiel der Schlechteste 27 Mark pro Platz und der Beste 160 Mark. Bei 27 Mark können noch nicht einmal die Festkosten bezahlt werden. Der ist zu schlecht, der kauft die Ferkel zu teuer ein, hat zu viel Verluste, zu viel Krankheitsprobleme und zu schlechtes Tiermaterial. Zwischen einem guten und einem schlechten Schwein liegen 60 Mark Differenz.«

Neue Subsistenzorientierung in der Landwirtschaft

Bauer P ist 59 Jahre alt und hat nach der Absolvierung einer landwirtschaftlichen Lehre 1964 den 17 Hektar großen Hof im Alter von 27 Jahren von seinem Vater übernommen. Heute werden zusätzlich vier Hektar Pachtland bewirtschaftet. Zu Anfang hielt Bauer P neben seinen sechs Kühen Sauen und Mastschweine auf Stroh. Außerdem baute er alle Getreidearten, Zuckerrüben und Kartoffeln an - eine arbeitsintensive Mischwirtschaft, jedoch schon früh mit Spezialisierung auf Schweinemast. Der Bauer hat sowohl die Stallarbeit als auch die Außenwirtschaft allein durchgeführt, seine im Haus lebenden Eltern, seine Frau und seine vier Kinder halfen lediglich beim Rübenhacken. Als es im Laufe der Jahre immer schwieriger wurde, zu Spitzenzeiten der Produktion Arbeitskräfte zu bekommen, überlegte der Bauer, auf welche Weise er die Arbeit reduzieren könnte. Kühe verursachen viel Arbeit, sie müssen zweimal täglich gemolken werden und benötigen viel Futter, außerdem fehlte auch Bauer P die »Neigung zu Milchkühen«. Er beschloß, die Kühe abzuschaffen und sich auf Schweine zu spezialisieren. Die Schweine fütterte Bauer P zu 80 Prozent mit eigenem Getreide und zu 20 Prozent mit Sojaschrot. Das aus Übersee importierte Soja ist billig und wurde zum Teil sogar frei Hof geliefert, es läßt sich leicht einlagern und vermahlen. Außerdem hat es den Vorteil, dem tierischen Eiweiß

sehr ähnlich zu sein, ohne daß die Schweine jedoch Fett ansetzen, was wiederum die seit den sechziger Jahren steigende Nachfrage nach fettarmem Schweinefleisch bedient.

Bauer P avancierte unverzüglich zum erfolgreichen Schweinezüchter, der binnen kurzer Zeit viel Geld verdiente. 1978 war er der erste Landwirt in Borgentreich, der in die Güllewirtschaft einstieg und seine Schweine auf Spaltenböden hielt. Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre spezialisierten sich jedoch immer mehr Höfe auf die erfolversprechende Schweinemast - die Preise sanken. Bauer P entdeckte ein neues Standbein: die »Ferkelproduktion«. Er hielt in Folge 65 Sauen, weil er wegen fehlender Flächen die Mastschweinehaltung nicht ausweiten konnte. Die Sauen band er mit einem Schultergurt auf Stahlrosten an. Die »Ferkelproduktion« brachte dem Hof neue Gewinne, allerdings stiegen auch die Kosten für Medikamente.

»Die Tiere waren wie Material, mit dem man Geld verdienen konnte. In den ersten ein bis zwei Jahren habe ich keinerlei Skrupel gehabt. Ich glaubte, es müßte so sein, daß die Tiere empfindlich und krank waren und mit Antibiotika behandelt werden mußten.«

Bauer P erschien die intensive Masthaltung unter anderem deshalb »normal«, weil in seiner Umgebung nur diese Haltungsform als akzeptabel und zukunftsfähig angepriesen wurde. Die Beratung der Landwirtschaftskammer war äußerst technikfreundlich und fortschrittsorientiert, die einschlägigen Kreditprogramme wiesen ausschließlich in Richtung Modernisierung, und auch die Werbung in den Fachzeitschriften und die Agitation des Bauernverbandes trugen ihren Teil dazu bei, eine völlig neue bäuerliche Realitätswahrnehmung zu konstruieren:

»Das war wie eine Gehirnwäsche. Irgendwann fing ich aber an, darüber nachzudenken, was ich da eigentlich mache. Ich glaube, daß alle irgendwann ans Nachdenken kommen. Die meisten verdrängen es bis heute. Egal, welchen Morgen du in den Stall kommst: Du hast kranke Tiere oder du siehst mehrere tote Ferkel da liegen.«

Bauer P stellte eine große Tonne neben den Stall. Jeden Tag warf er die toten Ferkel in die Tonne. Die Sauen werden auf extreme »Fruchtbarkeit« gezüchtet, so daß es nicht selten vorkommt, daß ein Tier 17 oder 18 Ferkel zur Welt bringt und die Hälfte gleich bei der Geburt tot ist. Bauer P bekam mit der Zeit »immer mehr ein komisches Gefühl. Mir wurde das alles immer fremder.« Bereits Anfang der 80er Jahre zeichnete sich ab, daß die kleineren Höfe trotz angepaßter Wachstumsstrategien nicht würden überleben können - sie produzierten immer mehr und trotzdem sanken ihre Einkommen wegen der stark rückläufigen landwirtschaftlichen Erzeugerpreise. Bauer P verdiente wegen seiner Teilnahme am

Bundeshybridprogramm zwar noch gut, konnte sich aber emotional immer weniger mit der intensiven Tierhaltung arrangieren. Im Zusammenhang mit den regionalen Widerstandsaktionen gegen das nahegelegene Atomkraftwerk Würzhausen lernte er Leute kennen, die mit ihm über Alternativen in der Land- und Viehwirtschaft diskutierten. Der Gedanke, seinen Hof auf ökologischen Landbau umzustellen, wurde immer konkreter. 1988 war es dann so weit. Bauer P trat dem Bioland-Verband bei. Er baut seitdem im traditionellen Fruchtwechsel Kleegrass, Roggen, Weizen, Kartoffeln, Dinkel, Braugerste, Luzerne, Hafer, Erbsen und Linsen an. Außerdem hält er neben Hühnern, Gänsen und Enten eine Herde von Kühen, Kälbern und Bullen im offenen Tretmiststall bzw. auf der Weide. Die Tiere werden ausschließlich mit hofeigenem, biologisch angebautem Futter versorgt. Den Schritt in eine unter finanziellen Gesichtspunkten unsichere Zukunft hat Bauer P bis heute nicht bereut:

»Es hat so viel Spaß gemacht, wieder eine Landwirtschaft zu betreiben, wie ich sie selbst noch gelernt hatte. Gleichzeitig gab es auch sehr viel Neues zu entdecken, ich war sehr neugierig und habe viele Experimente gewagt. Außerdem lernte ich immer neue Leute kennen, die teilweise auch so drauf waren wie ich. Das hat den Horizont erweitert, auch gegenüber Menschen. Einen Acker voller Disteln irgendwann mal ohne jegliche Chemie in den Griff zu bekommen, das war immer eine Herausforderung für mich.«

Die neuerwachte Leidenschaft an der kleinbäuerlichen Produktion war in den ersten Jahren von erheblichen finanziellen Einbußen begleitet. Die Stromkosten von mehreren tausend Mark im Jahr reduzierten sich zwar unmittelbar nach Abschaffung der Intensivhaltung auf ein Drittel und die nicht unerheblichen Ausgaben für Medikamente und Pflanzenschutzmittel fielen sogar ganz weg, aber trotzdem konnten die notwendigen finanziellen Überschüsse, die als Rücklagen für Gebäude und Geräte nötig sind, nicht erwirtschaftet werden - eine größere Traktorreparatur kann 7 bis 8000 Mark erfordern, ein neuer Traktor kostet sogar das Zehnfache.

»Erst heute sind wir wieder da, wo wir diese Überschüsse gerade mal so eben erwirtschaften, das heißt, wir sind da, wo die kleinen Höfe immer waren: bei einer Gratwanderung. Aber es hilft nichts: Du mußt als Bauer wirtschaftlich sein, sonst gehört dein Grund und Boden sehr bald jemand anderem. Die Ökonomie ist das wichtigste, auch im Bio-Bereich. Du mußt dir dann vielleicht auch überlegen, wieder mit Pferden zu arbeiten, wenn du den neuen Trecker nicht bezahlen kannst.«

Das größte Problem für den Biolandhof ist die Vermarktung. P schloß zwar einen Liefervertrag für Braugerste mit der ökologischen Pinkus-Brauerei in Münster, merkte aber schnell, daß er die Vermarktung seiner Produkte neben der oh-

nehin sehr intensiven Hofarbeit unmöglich allein würde bewältigen können. Zudem sind biologische Produkte auf dem Land nur schwer abzusetzen - lediglich in städtischen Randlagen ist die Nachfrage größer als das Angebot. Bauer P führte Gespräche mit Großküchen, um seine Kartoffeln in größeren Mengen zu verkaufen. Er suchte auch die ortsansässigen Bäckereien auf, um sein Getreidemehl anzubieten. Der Erfolg war jedoch bescheiden, denn die ökonomische Interessenlage im Dorf ist mittlerweile zu heterogen für ökonomische Kooperationen dieser Art. Für Bauer P ist eine solche Zusammenarbeit *mit* Handwerkern, wie er sie noch aus der lokalen Ökonomie kennt, unmittelbar an das Ziel des Hoferhalts geknüpft. Während dieses Ziel seine ökonomische Rationalität wie kein anderes bestimmt, rechnet der Bäcker ganz anders, nämlich auf dem Hintergrund der zentralistisch organisierten Beschaffungsökonomie: Er bezieht sämtliche Grundstoffe und Zutaten von Großhändlern. Das bedeutet für ihn weniger Arbeit, weniger Organisationsaufwand und eine höhere Gewinnspanne - Kriterien, die für ihn relevant sind. Während es für P eine erhebliche Erleichterung wäre, wenn die wenigen verbliebenen ortsansässigen Handwerksbetriebe auf der Basis von Gegenseitigkeit mit ihm kooperierten, tangiert es die ökonomische Interessenlage des Bäckers dagegen nicht, ob Borgentreich einen 21-Hektar-Bauern mehr oder weniger hat.

Bauer P befindet sich damit in einem klassischen Konflikt von »Tradition und Moderne«: Einerseits knüpft er mit seiner kleinbäuerlichen, biologischen Landwirtschaft fast nahtlos an die alte bäuerliche Wirtschaftsweise an, andererseits fehlt ihm hierfür aber das Umfeld, das einstmals die lokale Ökonomie bot. Obwohl P vier erwachsene Kinder hat, und zwei von ihnen auf dem Hof leben, ist die Hofnachfolge immer noch ungeklärt.³⁹ Außerdem mangelt es an weiteren Arbeitskräften aus dem dörflichen Umfeld. Es kommen zwar gelegentlich Verwandte oder alte Freunde auf den Hof, um beim Rübenhacken zu helfen, aber der kontinuierliche Zugriff auf Arbeitskräfte fehlt. Hinzu kommt der im Vergleich zu konventionellen Höfen zwar geringe, gegenüber früheren Zeiten jedoch enorm gestiegene Kapitalbedarf. Auf eine forcierte Produktion für den Markt kann also nicht verzichtet werden, wenn der Hof mit seiner Subsistenzorientierung erhalten bleiben soll. Bauer P versucht dieses »Modemitätsdilemma«

39 Bauer P ist im Gegensatz zu vielen anderen Bauern sehr daran interessiert, daß eins seiner Kinder den Hof übernimmt. Generell besteht die moralische Verpflichtung zur Fortsetzung der Familientradition, von der viele Studien berichten (Seibert u.a. 1993:134), nicht mehr; auch die Eltern selbst fördern in der Regel außerlandwirtschaftliche Ausbildungen ihrer Kinder, da sie in der Landwirtschaft keine Zukunft sehen.

dadurch aufzulösen, daß er sich neue Bündnispartner für Arbeit und Vermarktung sucht, die teilweise nicht aus dem Dorf selbst, sondern aus umliegenden Städten stammen und mit ihm durch neue Formen der Gegenseitigkeit verbunden sind. Die Stadt fungiert hier zu einem gewissen Grad als Ersatz für nicht mehr existierende dörfliche Zusammenhänge. Mit diesen Leuten, die aus dem näheren und weiteren Freundeskreis stammen, begann sich P nach und nach einen festen PrivatkundInnenstamm in Bielefeld und Kassel aufzubauen. Die Konsumentinnen nehmen nicht nur Produkte ab, sondern kommen auch in unregelmäßigen Abständen zu Arbeitseinsätzen auf den Hof. Außerdem versuchen auch sie, in ihrer näheren Umgebung Produkte des Hofes weiterzuverkaufen. Die sozialen Beziehungsnetze, die um den Hof herum entstehen, sind also immer auch ökonomische Zusammenhänge. Das Interesse der Hofbesucherinnen wiederum besteht darin, eine lebendige und partizipatorische Beziehung zu einem der letzten kleinbäuerlichen Betriebe zu pflegen, die Vegetationsperioden mitzerleben, eine direkte Bezugsquelle für ökologische Lebensmittel zu haben sowie selbst an den Entstehungs- und Wachstumsprozessen der von ihnen konsumierten Produkte beteiligt zu sein. Aus diesem FreundInnenkreis stiegen im Frühjahr 1997 zwei junge Leute mit einem Kleinkind in die Hofproduktion ein, um sich auf den Anbau und die Vermarktung von Gemüse zu spezialisieren, das über die Netzwerke des Hofes, aber auch auf den Märkten in der Umgebung Borgentreichs verkauft werden soll. Die Neueinsteiger bauten sich in Eigenarbeit einen Gebäudeteil als Wohnhaus aus und schlossen mit dem Bauern und der Bäuerin einen Gese!lschaftervertrag. Niemand verspricht sich von dieser Vereinigung monetären Profit. Ziel und Motivation der neuen Zusammenarbeit ist für alle Beteiligten der Erhalt des Hofes als ein Ort, an dem selbstbestimmte, sinnstiftende und kreative Arbeit möglich ist. Die ökonomische Strategie ist also eindeutig subsistenzorientiert und an einem Begriff vom »guten Leben« orientiert. Die Inschrift auf dem Torbogen des nach einem Brand neu aufgebauten Gebäudeteils des Hofes ist gleichzeitig die Losung der dort Lebenden. Sie lautet: »Iaeten, drinken, liewen un arweggen«, zu hochdeutsch: »Esssen, trinken, lieben und arbeiten«. Die offensive Orientierung am Alten, die in der Verwendung des Plattdeutschen deutlich wird, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Praktizierung neuer Lebens- und Arbeitsformen, die die bäuerliche Produktionsweise ins nächste Jahrtausend retten soll: Insbesondere die Diskussionen um das überlieferte Geschlechterverhältnis in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, die auf dem Hof P intensiv geführt werden, zeugen davon, daß ein Anknüpfen an »alte«, ökologisch nachhaltige Produktionsformen nur im Zusammenhang

mit der Erfindung und Etablierung neuer sozialer Zusammenhänge als möglich und erstrebenswert wahrgenommen werden.

Bauer P, der scheinbar »traditionellste« der bislang von mir vorgestellten Borgentreicher Bauern, erweist sich damit im gewissen Sinne als der innovativste. Er setzt nicht auf »moderne« Monokulturen, sondern kombiniert überlieferte Handlungsmuster mit neuen sozialen Lebenszusammenhängen und ausgewählten, eigenorganisierten Kontakten zu urbanen Netzwerken. Auf dem Hof P wird das in der Warenproduktion verdiente Geld bewußt nicht zur Ausweitung der Waren- und Geldwirtschaft reinvestiert, sondern dient dem Ausbau und der Ausweitung der Subsistenzproduktion. Der Biolandhof hat einen hundertprozentigen Selbstversorgungsgrad bei Gemüse, Kartoffeln, Fleisch, Wurst, Eiern und Getreidemehl erreicht. Frische und verarbeitete Früchte stammen zu einem großen Teil aus der Eigenproduktion. Brot erhält der Hof im Austausch gegen Brotgetreide von einer ökologischen Bäckerei in der näheren Umgebung. Milch und Butter stammen von benachbarten Nebenerwerbsbauern. Bäuerin P kaufte jüngst ein Wäldchen zur Brennholzerzeugung - der Hof strebt auf Dauer auch Selbstversorgung im Energiebereich an.

Die Subsistenzorientierung schließt die Produktion für den Markt zwangsläufig ein. Unter heutigen Bedingungen wäre eine bäuerliche Subsistenzproduktion ohne gleichzeitige Marktproduktion nicht möglich, weil zum Erhalt des Hofes und seiner Geräte Geld erwirtschaftet werden muß. Die Arbeitsmittel stammen nicht mehr aus der lokalen Ökonomie, sondern müssen vom Weltmarkt bezogen werden. Trotzdem sind die Rationalitätskriterien von Bauer P eindeutig subsistenzorientiert, und es kann durchaus vorkommen, daß bestimmte Entscheidungen zu einem monetären Verlust führen. Mehrere Male fragte ich den Bauern, ob sich denn diese oder jene arbeitsintensive Investition wirklich auszahlen werde, und jedesmal antwortete er stur: »Wenn es um die Frage geht, ob sich die Arbeit lohnt, dann müßte ich den Hof sofort auf der Stelle aufgeben.« Die Produktion für Geld verläuft offensichtlich nicht bei allen Bauern nach den gleichen Mustern, ebensowenig liegt ihr immer die gleiche ökonomische Logik zugrunde. Ist der bäuerliche Wirtschaftszusammenhang für Jungbauer B eine von Emotionen und übergeordneten Zusammenhängen abgetrennte Tätigkeit wie jede andere auch, handelt es sich bei Bauer P eindeutig um eine eigenständige *Lebensweise*. P geht es in erster Linie darum, seine Subsistenz und die Existenz des Hofes sichern zu können. Er erläutert die feinen Unterschiede des Gelderwerbs:

»Heute arbeite ich in erster Linie, um hier vergnügt meine Experimente durchführen und mein Leben gestalten zu können. Ich muß natürlich auch Geldüberschüsse erwirtschaften, um Rücklagen zu haben, ohne die gefährde ich den Hof. Wir haben auch ein Auto und eine Dusche, und wir brauchen Heizung und Telefon.«

In diesem Punkt unterscheidet sich der Subsistenzbauer nicht von allen anderen DorfbewohnerInnen der Jetztzeit. In einem anderen jedoch erheblich:

»Ich brauche kein Geld für Urlaub, Fernseher, Computer oder andere Unterhaltungselektronik. Ich brauche auch kein Geld, um meinen Kindern ein Auto und ein Geldvermögen zu offerieren, wie das ja heute so oft der Fall ist. Das ist wirklich nicht mein Begriff von Lebensstandard.«

Kein Wachstum um jeden Preis: Bäuerin G

Familie G betreibt einen 44 Hektar großen Hof, der sich mitten im Dorf befindet. 70 Sauen liegen angebunden oder in Käfigen im umgebauten Kuhstall auf dem Hof und knapp 300 Mastschweine im 1984 gebauten Maststall in der Feldmark. Weitere 100 Tiere befinden sich im Vormaststall.⁴⁰ Die Sauen werden auf Stroh gehalten, die Mastschweine auf Rosten.

Familie G hatte sich für die Spezialisierung auf Schweinemast entschieden, »um nicht mehr so gebunden zu sein«. Schweine versprachen der Hoferbin und ihrem Mann weniger Arbeit, mehr Freizeit und mehr Geld. Die Anlehnung an das Lohnarbeitermodell mit geregelter Freizeit (aber ohne gesichertes Einkommen) wurde vom Land Nordrhein-Westfalen mit günstigen Krediten und sogenannten verlorenen Zuschüssen gefördert. Obwohl Bäuerin G und ihr Mann für Modernisierungen mit dem Ziel der Arbeitserleichterung aufgeschlossen sind, wissen sie die selbständige Arbeit in der Landwirtschaft gegenüber der abhängigen Beschäftigung so sehr zu schätzen, daß sie im Gegensatz zu Jungbauer B lieber auf vieles verzichten würden als ihre selbstbestimmten Arbeitszusammenhänge aufzugeben.

Der Sauenstall entstand bereits 1982/83 auf den Mauern der alten Stallungen. Damals riet die Landwirtschaftskammer zwar schon dazu, auch Sauen auf Ro-

40 Die Rede ist hier von der zum Interviewzeitpunkt aktuellen Besetzung der Ställe. 70 Sauen zu halten bedeutet bei der heutigen »Fertilität« der Tiere eine »Jahresproduktion« von 1200 bis 1400 Ferkeln.

sten zu halten, Familie G wollte sich jedoch nicht allzu hoch verschulden. Außerdem hätte der Umbau technische Probleme mit der Isolierung und den Heizmöglichkeiten verursacht. Fast alle Bauern, die seinerzeit die alten Ställe für die Schweinehaltung weiternutzten, hielten ihre Tiere zunächst auf Stroh. Sauen auf Rosten, so die Bäuerin, »das hätten wir damals auch noch nicht gewollt.«

Familie G nimmt eine eher abwartende und vorsichtige Haltung gegenüber technischen Innovationen ein. Der 1984 gebaute Maststall in der Feldmark zeugt nicht von Expansionsstreben, sondern erfüllt eher die Aufgabe der Kompensation einer begrenzt modernisierbaren Hofstelle mitten im Ort. Trotzdem setzt auch Familie G auf Wachstum. Das sagen ihr schon die Betriebsergebnisse: Jedes Jahr bleibt weniger übrig. Aber Wachstum um jeden Preis lehnt die Bäuerin ab:

»So groß, daß man den Stall nicht mehr übersehen kann, das wollen wir nicht. Wir kennen jedes Schwein. Wenn bei uns noch 200 oder 300 Tiere dazukämen, das ginge ja noch. Aber wenn man nur noch mit Antibiotika füttern muß und nicht mehr das einzelne Schwein behandeln kann, und alles nur noch über Computer gesteuert wird, nein, will ich das nicht.«

Familie G baut ihr Korn ausschließlich für die Tiere an und vermarktet lediglich Raps an das Kornhaus. In manchen Jahren muß Getreide zugekauft werden. Neben Gerste- und Weizenschrot aus eigenem Anbau wird ein importiertes Eiweißkonzentrat im Verhältnis 8:1 gefüttert. 1996 baute Familie G jedoch erstmals Erbsen als Eiweißspender an. Das Konzentrat kostet zwar weniger Geld, aber die Familie hat die Entscheidung wegen der Fruchtfolge getroffen. Die Böden würden unter der Monokultur leiden. Außerdem möchten sie durch den Verzicht auf Importfutter das negative Image der Bauern als Umweltverschmutzer aufbessern.

Die Schweine im Maststall bekommen auf dem Hof der Familie G nur bei Krankheitsanzeichen Medikamente gespritzt. Antibiotika prophylaktisch ins Futter zu mischen, lehnt Bäuerin G grundsätzlich ab. Schließlich hegt sie selbst Mißtrauen gegenüber den Agrarfabriken. Aus diesem Grund versorgt sich Familie G mit Fleisch aus eigener Produktion. Während die für die Vermarktung bestimmten Schweine von »Westfleisch« abgeholt werden, bringt die Familie jeweils ein oder zwei Tiere aus ihrem Stall zum ortsansässigen Hausschlachter, der ihnen Wurst- und Fleisch für den eigenen Bedarf herstellt. Auch einen eigenen Garten bewirtschaftet die Bäuerin aus Argwohn gegenüber den Märkten, die sie nicht überschaut und auf die sie keinen Einfluß hat: »Wo die Sachen aus dem Geschäft herkommen, weiß man ja nicht.«

Bauer oder Agrarunternehmer?

»Wer heute Bauer ist, der muß modern sein, der muß einen großen Stall und große Flächen haben, und dann kommt das von alleine. Aber wenn ich 1000 Schweine habe, dann bin ich ja kein richtiger Bauer mehr. Da läuft ja alles automatisch, da braucht man ja nur jeden Tag die toten Schweine hinten rausziehen.«

BauerO

Wodurch unterscheidet sich Bäuerin G von Bauer C, wodurch Bauer P von seinem Kollegen B? Offenbar ist es bereits falsch, alle hier aufgeführten Fälle unter der Bezeichnung »Bauer/Bäuerin« zu subsumieren.⁴¹ Aber was ist ein Bauer, was eine Bäuerin? Und was ist, wer kein Bauer mehr ist oder sein will? Landwirt? Unternehmer? Agrarkapitalist? Maschinenbediener?

Kennzeichen der bäuerlichen Wirtschaftsweise

Die Bauern selbst definieren ihre Bäuerlichkeit über die Abwesenheit von Lohnarbeit sowie über die eigenständige Bearbeitung des Bodens. Bäuerin G:

»Wir sind Bauern, weil wir noch viel Arbeit mit unsern Viechern haben. So ein industrieller Betrieb sind wir noch nicht. Hier in der Region gibt es einige, die im Osten Land haben und Angestellte, die die Arbeit machen, und sie selbst düsen nur noch hin und her und teilen die Arbeit ein. Das sind keine Bauern mehr. Aber wenn einer hier 2000 Mastschweine hat und die Arbeit selbst macht, dann ist das auch ein Bauer.«

Bauer **B** sieht das ebenso:

»**Mit** der Stückzahl des Viehs sind auch die Maschinen in der Landwirtschaft gewachsen, aber Bauern sind wir doch noch, weil wir noch den ganzen Tag mit dem Vieh und mit dem Land beschäftigt sind. Die ganz Großen sind Unternehmer, die in Ostdeutschland was gepachtet haben, die lassen für sich arbeiten. Wenn man fremde Hilfe nötig hat, ist man kein Bauer mehr.«

41 Wenn ich einen Bauern als Unternehmer charakterisiere und ihn trotzdem weiter Bauer nenne, dann tue ich das nicht, um sein eigenes Selbstverständnis zum Ausdruck zu bringen, sondern um eine auch für die Vergangenheit anwendbare Sammelbezeichnung für alle Landbewirtschaftenden nutzen zu können. Der scheinbar neutrale Begriff Landwirt meint dagegen den modernisierungsorientierten Bauern.

Die Selbstbeschreibungen von Bäuerin G und Bauer B stimmen mit den Begriffsbestimmungen der nicht modernisierungstheoretisch argumentierenden Forscherinnen über Bauerngesellschaften im wesentlichen überein. So sind für Shanin die elementaren Kennzeichen der bäuerlichen Produktion der Besitz von Boden und anderen Produktionsmitteln, die Produktion ohne Lohnarbeit sowie die Abschöpfung eines Mehrprodukts durch die Gesellschaft (Shanin 1987). Bauern sind für Shanin

»... small agricultural producers, who, with the help of simple equipment and the labour of their families, produce mostly for their own consumption, direct or indirect, and for the fulfilment of obligations to holders of political and economic power.« (Shanin 1987:3)

Bennholdt-Thomsen betont unter Bezug auf Redfield die »historisch breite Behanung der Form des unmittelbaren Produktionsprozesses« (Bennholdt-Thomsen 1982:12) und Bettlage hebt in Anlehnung an Wolf und Franklin den Arbeits- bzw. Subsistenz- und nicht Kapitalbezug des Betriebes sowie die Welt- und Gesellschaftsicht der kleinen Gemeinde hervor (Bettlage 1989b:11f.). Obwohl B eine konsequent wachstumsorientierte Hofstrategie verfolgt, läßt er im Gegensatz zu seinem Sohn keinen Zweifel daran, daß er Bauer ist. Seine Standsvertretung dagegen, der Deutsche Bauernverband, präsentiert sich seit geraumer Zeit als Unternehmerverband. In einer vom Bundeslandwirtschaftsministerium verbreiteten Broschüre mit dem Titel »Unternehmensführung in der Landwirtschaft« wird vermittelt, daß nur der Betrieb überleben werde, der wie ein Unternehmen geführt sei. Die Vokabeln der »Landwirtschaft der Zukunft« lauten: Investition und Finanzierung, Controlling, Kommunikation und Außen-darstellung sowie Mitarbeiterauswahl- und -führung (Auswertungs- und Informationsdienst für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten 1995). Ein Unterschied zwischen gewerblichen und landwirtschaftlichen Unternehmen, so betont die Broschüre, bestehe nicht.

Schon die Agrarsoziologie der Nachkriegszeit definierte die Bauern nüchtern als eine »Berufsgruppe, die sich mit landwirtschaftlicher Tätigkeit befaßt« (Bettlage 1989b:10). Die Definition ist zugleich Auftrag. Erklärtes Ziel der Agrarsoziologen war die Überwindung der »rückständigen« bäuerlichen Kultur und deren Anpassung an moderne, städtische Lebensformen (Pongratz 1992:235). Durch »Bewußtseinskorrekturen« sollten die Bauern dazu gebracht werden, endlich marktwirtschaftlich zu denken und damit den Nachweis zu erbringen, ein gleichrangiges Mitglied der Marktgesellschaft zu sein. Kötter, van Deenen und andere Agrarsoziologen traten der Chayanovschen These entgegen,

daß es sich bei der bäuerlichen Tätigkeit um eine fundamental von anderen Arbeiten und Produktionsverhältnissen verschiedene handelt. Chayanov hatte Anfang der zwanziger Jahre mit seiner Theorie von der bäuerlichen Ökonomie den spezifischen Charakter der bäuerlichen Gesellschaft betont. Die bäuerliche Familienwirtschaft ist für den russischen Agrarökonom eine »in ihrem Wesen radikal von der kapitalistischen verschiedene Wirtschaft«. Der Bauernwirtschaft liege eine »ganz andersartige Auffassung von der Vorteilhaftigkeit und eine ganz andere Art des Rechnens« zugrunde (Chayanov 1923:67, 8). Jedoch lege auch die bäuerliche Familie die Ressource Arbeitskraft da an, wo sie das größte Reineinkommen abwirft. Die bäuerliche Wirtschaft, bestrebt, ihre Bedürfnisse mit möglichst geringer Mühe zu decken, verwende ihre Arbeitskraft in Anpassung an die vorhandenen Produktionsmittel so, daß sie einen möglichst hohen Ertrag erzielt (Chayanov 1923:60). Ausschlaggebend ist, was mit diesem Ertrag geschieht. Ein hoher Ertrag läßt die Arbeitsleistung sinken. Wer aber die somit freigewordene Zeit reinvestiert, wäre nach Chayanovs Definition kein Bauer. Ist das Ziel einer rationellen Produktion jedoch der Erhalt des Hofes und sinnstiftender Arbeitszusammenhänge, wie zum Beispiel im Fall von Bauer P, dann ist die ökonomische Strategie eindeutig bäuerlich im Sinne von subsistenzorientiert. Diese andere Art des Rechnens unterscheidet sich also in der Tat von der Profitorientierung der Bauern B und C, die allerdings auch nicht - zumindest nicht im Fall von Bauer C - deren besonders ausgeprägtem »kapitalistischen Geist« entspringt, sondern durch die Produktion für den »offiziellen« Markt strukturell erzwungen ist. Eine präzise Unterscheidung zwischen der Produktion für den Profit um des Profits willen und der Produktion für den Profit um des Hoferhalts willen ist im Fall von Bauer C nicht möglich. Er muß allein schon deswegen seine Gewinne reinvestieren sowie seine Produktion ausweiten, um den Standard seines Einkommens halten zu können: Seine Produktion wächst, aber er hat nichts davon. Die wachstumsorientierte Logik trifft hier auf sich selbst und verdeutlicht auch auf der Mikroebene des Hofes die partielle Absurdität der Warenproduktion.

Um das ökonomische Problem des um des Hoferhalts wegen auf Reinvestition ihrer Gewinne angewiesenen Bauern theoretisch in den Griff zu bekommen, plädiert Bennholdt-Thomsen dafür, den Wolfsehen Begriff des »Farmers«, der im Gegensatz zum Bauern produziert, um zu akkumulieren (Wolf 1966:2), in »Farmer« und »landwirtschaftlicher Unternehmer« aufzuteilen:

»Beide akkumulieren, aber **mit** einem wesentlichen Unterschied: Der Farmer muß jeden Profit sofort in Maschinerie umsetzen, die er selbst betreibt, ohne die Produktion wirklich

erweitern zu können, wohingegen der landwirtschaftliche Unternehmer, dessen betriebliche Rationalität auf der Erweiterung der Produktion beruht, Lohnarbeit beschäftigt.« (Bennholdt-Thomsen 1982:12)

Diese Unterscheidung ist nicht zuletzt deshalb hilfreich, weil es so aussieht, als seien die Übergänge von bäuerlicher und kapitalistischer Produktion fließend. Alte bäuerliche Verhaltensweisen erscheinen unter dem Modernisierungs- und Monetarisierungsdruck wie »neue« Akkumulationsstrategien und sind dabei möglicherweise nichts anderes als Ausdruck des uralten bäuerlichen Bemühens um Hofkontinuität. Die Rationalisierung der Produktion und die so möglich werdende Anpassung der bäuerlichen Arbeit an die industrielle Logik ist ein Novum in der Geschichte (Rösener 1993). Bauern waren neben weiblichen Subsistenzproduzentinnen noch lange Zeit nach der Industrialisierung die einzigen, die nach anderen als marktförmigen Kriterien wirtschafteten. Diejenigen, die sich weiterhin an der ökologisch und sozial nachhaltigen bäuerlichen Ökonomie orientieren wollen, meiden vielfach bewußt die »offizielle« Marktproduktion und bauen eigene, Reziprozitätsnormen folgende Marktstrukturen auf oder nutzen Marktnischen, wie zum Beispiel die Biobauern P und H. Bauer H, der seinen 80-Hektar-Hof 1989 auf biologischen Anbau umgestellt hat, beschreibt Ziel und Inhalte seiner ökonomischen Tätigkeiten:

»Ich will vom Ertrag meiner Arbeit leben und alle, die hier auf dem Hof leben und arbeiten, sollen das auch. Also habe ich mich auf Saatgut spezialisiert, habe eine Anlage dafür gebaut und verteile Saatgut in Hessen und Nordrhein-Westfalen. Das ist ein Standbein, ein anderes ist die Käseproduktion. Mein Motiv ist es aber nicht, irgendwelche Reichtümer auf die Seite zu schaffen. Ich komme nicht in die Bredouille, daß ich mir überlegen muß, wo ich 100 000 Mark anlegen soll. Das geht immer so gerade rum bei uns, wir haben am Ende des Jahres nie was über, aber das brauchen wir auch nicht, wir leben ja. Und das ist für mich das Erstrebenswerte. Ich brauche aufgrund meines Berufes nicht nach Teneriffa oder Afrika zu fliegen. Ich habe einen der schönsten und abwechslungsreichsten Berufe. Ich lebe in der Natur und mit der Natur. Und ich habe immer neue Anforderungen, und das macht richtig Spaß. Deshalb kämpfe ich auch dafür, daß man Bauer bleiben kann.«

Naturverhältnis und bäuerliche Produktion: Die Rolle der Gefühle

Die bislang angeführten Erklärungsversuche der Partikularität der bäuerlichen Wirtschaftsweise betonen im wesentlichen die ökonomischen Aspekte. Jedoch kann eine präzise Unterscheidung von bäuerlicher und nicht-mehr-bäuerlicher

Wirtschaftsweise kaum getroffen werden, ohne das gewandelte Naturverhältnis zu berücksichtigen. Das »Fortwirken bäuerlicher Kultur im wirtschaftlichen Verhalten« (Pongratz 1992) läßt sich meiner Meinung nicht auf das Ziel des Hofverhalts reduzieren. Es kommt auch darauf an, was mit dem Hof gemacht wird bzw. welche Inhalte mit bäuerlicher Arbeit verknüpft werden. Nur unter Berücksichtigung inhaltlicher und emotionaler Aspekte ist eine differenzierte Charakterisierung der unterschiedlichen ökonomischen Strategien möglich. Mit anderen Worten: Um Bäuerlichkeit von Unternehmertum unterscheiden zu können, spielen sowohl die Subsistenzorientierung als auch das Naturverhältnis eine wichtige Rolle. Auf dem Hintergrund des in der modernen Industriegesellschaft dominierenden mechanistischen Weltbildes erscheint Natur als

»... ein materielles Gut, ein Faktor der Produktion, ein bloßes Objekt, über das der Mensch, das produzierende Subjekt, nach eigenem Belieben verfügen kann, das er bis in kleinste Einzelheiten, in die Atome und dann auch in deren Teile, zerlegen und zu anderen, in der Natur - also von allein - nicht vorkommenden Stoffen neu zusammensetzen kann, ohne daß das irgendwelche Folgeprobleme aufzuwerfen scheint.« (Schöne 1995:69f.)

Zunächst einmal steht fest, daß sich das in Nachhaltigkeit wurzelnde Naturverhältnis in den modernisierten Haupterwerbsbetrieben nicht mehr realisieren läßt. Jungbauer B weiß, daß der intensive Anbau und die Monokulturen die Böden nicht fruchtbarer machen. In der Schule, so berichtet er, sei »viel auf einen eingeredet worden«, die Feldränder nicht zu spritzen, Wartezeiten einzuhalten, nur so viel wie nötig zu düngen sowie reduzierte Aufwandsmengen zu berechnen. Er halte sich an diese Vorgaben, gibt er relativ ungerührt zu Protokoll. Aber ein Gefühl für die Zerstörung der Natur oder gar für die auf engstem Raum gehaltenen Tiere, nein, das habe er nicht. Und über die Frage, ob ihm die Schweine nicht leid täten, wenn sie zum Schlachthof abgeholt würden, grinst er nur: »Nein. Schweine stehen im Stall zum Geldeinbringen, und damit ist gut.«

Jede Ökonomie produziert die Gefühle, die sie benötigt bzw. die sich in ihre jeweilige Rationalität einpassen. Die moderne, selbst bereits der Industrialisierung unterworfenen Gefühls- und Handlungsweise des Jungbauern steht in einem interdependenten Verhältnis zu seiner ökonomischen Orientierung. Der Zwang zur Produktionssteigerung erfordert die Haltung der Tiere im Rahmen einer kapitalintensiven Monokultur, erfordert ihre Behandlung, als seien sie ebenso wie der Boden x-beliebige Produktionsfaktoren. Zum ändern ist aber offensichtlich ein zumindest in Ansätzen bereits gewandeltes Naturverhältnis Voraussetzung dafür, um überhaupt in die intensive Tierhaltung einsteigen zu können. Denn noch lange nicht alle Bauern stellen, wie noch zu zeigen sein wird, ihre Tiere auf

Spaltenböden, nur weil die Landwirtschaftskammer dringend dazu rät. Bäuerliche Produktion würde sich also im Unterschied zur agrarindustriellen, die aus meiner Sicht auch bereits bei Bestandsgrößen von 1000 Schweinen in Güllehaltung praktiziert wird, insbesondere durch eine schonende und nachhaltige Nutzung der Ressourcen und artgerechte Behandlung der Tiere auszeichnen. Das wiederum setzt unverzichtbar eine arbeitsintensive (statt kapitalintensive) sowie eine vielschichtige, also keine spezialisierte Produktion voraus und muß darum auf soziale Kooperation bauen; und zwar mit ebenfalls bäuerlich bewirtschafteten Höfen in der Umgebung und/ oder mit Leuten, die auf andere Weise ökonomisch mit den Höfen vernetzt sind. Bäuerliche Landwirtschaft ohne den Bezugsrahmen der lokalen Ökonomie impliziert also heute ökologische Nachhaltigkeit, Achtung der Natur, Kooperation statt Konkurrenz sowie regionale, beeinflussbare Märkte. Bauer H definiert bäuerliche Landwirtschaft so:

»Wachsen oder weichen: Das ist für mich das Ende der bäuerlichen Landwirtschaft, weil bäuerliches Denken seit Jahrhunderten nicht kurzfristig den schnellen Gewinn sucht, sondern ein Denken ist, das über Generationen hin angelegt ist. Wer früher den Hof geerbt hat, der konnte davon leben. Das war die Grundlage, und es kam überhaupt nicht in Frage, daß da was verkauft wurde. Jede Generation hat daran gearbeitet, daß der Hof besser wurde. Der Vater hat eine Eiche gepflanzt, der Sohn hat sie gehegt und gepflegt und der Enkel hat davon einen Stall gebaut. Zwei Generationen haben Arbeit reingesteckt und die dritte hatte erst den Nutzen, wobei sich der Stallbau selbst auch noch über mehrere Generationen hinziehen konnte. Wenn heute ein Stall geplant wird, dann muß er in fünf Jahren abgeschrieben sein. Bei der Fruchtfolge ist es genauso. Es werden nur noch die Früchte angebaut, die möglichst schnell möglichst viel Gewinn bringen: Zuckerrüben, Raps, Weizen, Gerste. Rausgefallen sind Roggen, Klee gras, Hafer, Luzerne. Das sind aber alles Gesundungsfrüchte. Früher gab es eine breite Fruchtfolge, dadurch konnte man den Krankheitsstand niedrig halten, weil man die Wirtspflanze für bestimmte Krankheiten nur ganz selten anbaute. Mit dem intensiven Anbau ist das Nachhaltige, das Bäuerliche, ausgerottet worden, und das hat dazu geführt, daß die Tiere ausgebeutet werden und daß die Natur vor den Bauern geschützt werden muß, obwohl doch die Bauern die Landschaft intakt gehalten haben und die Artenvielfalt der Kulturlandschaft geschaffen und erhalten haben.«

Mit dem modifizierten Naturverhältnis, speziell mit dem geänderten Verhalten gegenüber Nutztieren ist ein wesentlicher Schritt aus dem traditionellen bäuerlichen Handeln und der mit ihr unmittelbar verknüpften bäuerlichen Orientierung heraus gemacht worden. Und zwar nicht nur angesichts der allgemeinen Bedeutung, die ein anderes Naturverhältnis hat, sondern auch, weil damit das Element der Gefühle und des Mitfühlens endgültig aus der Landwirtschaft entfernt wurden. Die Reduktion von lebenden Tieren auf einen Kapitalfaktor ist ein öko-

nomisches Muß innerhalb der Logik der Warenproduktion. Sie ist zugleich einer der letzten Schritte zur Durchsetzung der Warenlogik auch im Gefühlsleben der Bauern und offenbar auch der Bäuerinnen. Die flächendeckende Durchsetzung der industriellen Massentierhaltung führt zur Abschaffung des (Mit-)Gefühls in der Landwirtschaft. Die ökonomischen Vorgaben zwingen dazu, die Schmerzgrenzen der Natur permanent zu ignorieren. Das ist wiederum nur möglich, wenn der Schmerz geleugnet wird, wenn man so tut, als sei es »normal«, Tiere einer konstanten Qual auszusetzen. Hier liegt für mich der Schlüssel zu einem merkwürdigen Phänomen, das mir auf vielen Höfen immer wieder begegnet ist: Die Bauern und Bäuerinnen, die von der intensiven Masthaltung leben, vertreten die Meinung, daß auf ihrem Hof keine Massen-, sondern artgerechte Tierhaltung betrieben wird. So sagt Frau B, in deren Stallungen 800 Tiere gehalten werden:

»Ich hab das Gefühl, die Schweine fühlen sich wohl bei uns. Die Ferkel auch, die springen und freuen sich, wenn man in den Stall reinkommt. Genau so, als wenn die auf Stroh wären. Die Sauen kennen einen, man soll es nicht glauben. Man spricht sie auch mal an und man streichelt auch mal drüber. Wenn man das nicht hat, daß alles nur so eine Nummer ist, das würde ich nicht wollen. Massentierhaltung machen wir nicht.«

Für Bäuerin B beginnt die Massentierhaltung erst ab einer noch höheren Bestandsgröße. Aus der Perspektive des eingepferchten Tieres macht es jedoch wenig Unterschied, ob mit ihm noch 10 000 oder »nur« 800 andere Tiere auf engstem Raum stehen. Bäuerin G plädiert folgerichtig dafür, die Gefühle von der Ökonomie zu trennen. Sie warnt vor einer »übertriebenen Fürsorge« den Tieren gegenüber:

»Die Schweine sind Gewohnheitstiere, die gewöhnen sich an alles. Ich glaube nicht, daß es denen schlechter geht, wenn sie sich nicht großartig bewegen können. Das sind einfach Tiere, mehr nicht. Ich hab auch Tiere gerne, aber das Gedöns, das um sie gemacht wird, das verstehe ich nicht. Die Bauern müssen davon leben, das gilt für die Massentierhaltung bei Hühnern ganz genauso.«

In den modernen Ställen stehen die Schweine auf engstem Raum, die Sauen sind angebunden, angegurtet oder liegen in Käfigen. Alle BorgentreicherInnen, bis auf die ganz jungen, wissen, wie Schweine sich verhalten, wenn sie im Freiland sind. Die Intensivhaltung als »artgerecht« zu bezeichnen, entspringt aber möglicherweise nicht einfach nur dem generell zunehmenden Zynismus, sondern vielmehr dem Versuch, über die Formulierung von Glaubenssätzen die häßliche Wirklichkeit schönzureden. Auf diesem Hintergrund erscheint es dann als unnormal, ja scheinbar als ein Angriff auf das eigene, zurechtgezimmerte Empfin-

den, wenn plötzlich wieder Schweine auf der Wiese auftauchen: Im Sommer 1996 wurden eine Freundin und ich Zeuginnen eines denkwürdigen Ereignisses: Auf einer Wiese mitten im Dorf aalt sich eine Sau in der Sonne. Um sie herum springen 13 Ferkel im Gras. Wir stellen uns an den Zaun und beobachten dieses selten gewordene Schauspiel. Nach einer Weile bleibt eine Frau neben uns stehen. Sie gehört offenbar nicht zum Hof, erkennt uns aber als Dorffremde und stellt sofort klar: »Normalerweise sind die aber drinnen. Das ist jetzt nur ausnahmsweise so, daß die draußen sind, weil die Sau krank ist.« »Na ja«, entgegenen wir, »da haben die Ferkel ja Glück, daß die Sau krank ist.« Die Frau versteht nicht. Sie beteuert noch einmal eindringlich, daß es sich um eine Ausnahme handele und daß die Tiere sonst wirklich im Stall stünden. Wir bleiben noch eine Weile am Zaun stehen und schauen den spielenden Ferkel zu, da erscheint der Bauer. Er tritt gegen die Sau, schreit die Ferkel an und ist sichtlich genervt von diesem unkontrollierten Zustand. Als er uns sieht, beteuert auch er sogleich, daß die Tiere normalerweise im Stall wären. Wir merken erneut an, daß sie da ja Glück hätten. Auch er versteht nicht, wovon wir sprechen. Die Sau habe eine Rückenkrankheit und könne auf den Spaltenböden nicht mehr aufstehen, rechtfertigt er die Nutzung seiner eigenen Wiese durch die Tiere. Der Tierarzt habe ihm schließlich geraten, der Sau Erde unter die Füße zu verschaffen, an die sie sich beim Aufstehen klammern könne. Nur aus diesem Grund befände sich die Sau draußen ...

Man will die Tiere offenbar weder sehen noch zeigen. Es ist ähnlich wie mit den Misthaufen in den siebziger Jahren: Sie sind Symbol für eine bäuerliche Lebensweise, die nicht versteckt, was sie herstellt, die die Zyklen der Produktion samt ihrer Nebenprodukte und Exkremete zur Schau trägt und sich mit ihnen brüstet. In der Dorfstudie von Wagner bezeichnet ein Bauer die Miste als Maßstab bäuerlichen Wohlstands:

»Die Miste war immer direkt vor dem Haus, damit sie jeder sehen konnte. Je größer die Miste von jemandem war, umso reicher war der. Und wenn jemand gar keine Miste vorm Haus hatte, dann hatten die keine Viecher, dann war's nicht weit her bei denen.« (Wagner 1986:202)

Ipsen analysiert, wie sich die Peripherisierung des ländlichen Raumes in der kurzen Zeitspanne von 1950 bis 1970 über die symbolische Repräsentanz der Stadt als Ausdruck der Entwertung ländlicher Lebensstile vollzog (Ipsen 1995:53ff). Gewannen Bürgersteige, verrohrte Bäche und Vorstadtgärten immer mehr Freunde, sank der Stallmist, der bis in die 50er Jahre hinein als »Gold des Bauern« galt und vom Landwirtschaftlichen Wochenblatt in einer Ausgabe des

Jahres 1951 auch als solches bezeichnet wurde, ganz erheblich in der Gunst der DorfbewohnerInnen. Zehn Jahre später schrieb dieselbe Zeitung im Zusammenhang mit einer massiven Aufwertung des Mineraldüngers:

»Geht man ins Extrem, so kann man behaupten, daß der Mist ein lästiges Nebenprodukt geworden ist, das mit möglichst geringem Aufwand beseitigt werden sollte.« (zit. in Ipsen 1995:34)

Die Zivilisierung des Landes nach dem Vorbild der Stadt bedeutet also - sehr frei nach Elias - die Kasernierung der Subsistenzproduktion und damit die »Reinigung« von ihrem einstmals populären Charakter. Der zivilisierte Mensch legt nicht mehr nur Messer und Gabel zwischen sich und das Essen, sondern mittlerweile vollautomatisierte Mastställe. Heute sieht man in Borgentreich so gut wie keine Miststelle mehr. Verliert mal einer der wenigen Exoten, die noch Mist fahren, etwas vom »Gold des Bauern« auf der Straße, hagelt es sofort Proteste. Bäuerin G weiß allerdings ein gutes Mittel gegen das ausgeprägte Sauberkeitsempfinden in ihrer Nachbarschaft:

»Wenn da jemand was sagt, wenn mal Mist auf der Straße liegt, dann sage ich immer, ‚Wollt ihr lieber, daß wir auf Gülle machen? Dann sagt keiner mehr was.«

»Auf Gülle machen« ist verpönt bei der nicht-landwirtschaftlichen Bevölkerung, die in den Dörfern zunehmend Stimmung gegen die noch produzierenden bäuerlichen Betriebe machen.⁴² Gülle stinkt intensiver als Mist und man bezichtigt die Bauern der mutwilligen Grundwasserverseuchung. Die mit der Güllehaltung verbundene Behandlung von Tieren steht jedoch nur selten im Vordergrund der Kritik. »Das sieht man ja nicht, wie das in den Ställen aussieht«, lautet ein gelegentlich geäußelter Kommentar. Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal von Tieren ist jedoch auch in der Landwirtschaft kein durchgängig verbreitetes Phänomen. In Borgentreich gibt es eine Reihe von Bauern und Bäuerinnen, die die intensive Tierhaltung zumindest für sich selbst inakzeptabel finden. Die tierfreundliche bäuerliche Produktion ist in allen von mir untersuchten Fällen mit einer vom Mainstream abweichenden ökonomischen Strategie sowie mit einer

42 Bei einer Befragung von 70 besonders erfolgreichen westdeutschen Landwirten fand Oppermann heraus, daß mehr als 80 Prozent über das mangelnde Verständnis der Dorfbewohner für die Landwirtschaft klagten. Jeder zweite fürchtet, den Hof wegen der zunehmenden Feindseligkeiten von seiten der zugezogenen »Städter« früher oder später aufgeben zu müssen (Der Spiegel 40/1996: 164ff).

positiven Interpretation der solidarischen Ökonomie der historisch vergangenen dörflichen Zusammenhänge verbunden.

Bauer L ist ein konventioneller Schweinebauer mit knapp 50 Hektar Land (inklusive Zupachtungen). Er hält seine 4000 Tiere, darunter 40 Sauen, aber nicht auf Rosten, sondern sämtlichst auf Stroh. Zudem vermarktet er auch nicht an »Westfleisch«, sondern an einen Metzger im Dorf. Der 46jährige übernahm den Hof mit damals 15 Hektar bereits 1968. Er führt ihn - auch dies im Unterschied zu den modernisierten Betrieben - gemeinsam mit seiner Frau, die an den landwirtschaftlichen Arbeiten auf dem Hof und in der Außenwirtschaft ebenso beteiligt ist wie die 80jährige Altbäuerin. Der älteste Sohn ist 19 Jahre alt und hat sich noch nicht entschieden, ob er den Hof weiterführen will. Bei der Hofübernahme hielt L Milchkühe sowie Schweine für den Eigenbedarf. Er wollte den Hof so weiterführen wie sein Vater und auf keinen Fall Wachstumsbauer werden. Jedes Jahr stellte er ein bis zwei Kühe zusätzlich in den Stall und hoffte, daß diese Form der moderaten Anpassung an sinkende Erzeugerpreise zum Überleben ausreichen würde. Aber es reichte nicht. Da der Naturalien-tausch immer mehr abnahm und die Leute sich zunehmend am Gelderwerb orientierten, mußte auch Bauer L beginnen, anders zu rechnen. Die Familie kaufte Mitte der siebziger Jahre eine Kühl- und eine Absauganlage. Im Zuge der Milchquotemegelang erhielten sie 1984 allerdings nur ein sehr geringes Milchkontingent, und außerdem bekam Bauer L Probleme mit seinem Rücken, so daß die Kühe nach und nach verkauft und Schweine angeschafft wurden. L, der sich als Bauer und nicht als Landwirt (»Landwirte nennen sich die Großen«) fühlt, war nie daran interessiert, intensive Anbau- und Tierhaltungsmethoden zu praktizieren. Daß er lediglich 40 Sauen hält, deren Ferkel er selber mästet, bezeichnet die Landwirtschaftskammer als »unökonomisch«. Die Sauen können sich frei bewegen und laufen im Sommer sogar auf der Wiese - für einen konventionellen Haupterwerbsbetrieb fast schon eine Sensation. Bäuerin L:

»Ich würde Sauen nie im Leben auf Gülle haben wollen. Nein, das will ich nicht. Das Schlimmste ist, wenn die nicht laufen können. Klar, für uns ist das viel mehr Arbeit.«

Die arbeitsintensive Haltungsform der Familie L wäre in einem biologischen Anbauverband besser untergebracht. Aber Bauer List mutlos:

»Ich glaube nicht an biologischen Anbau, weil es da zu große Absatzschwierigkeiten gibt. Außerdem haben wir viel Land gepachtet, da würde es bestimmt Ärger geben. Das paßt den Leuten nicht, wenn sie Unkraut auf den Feldern sehen. Die sagen, das sieht unordentlich aus, das muß sauber sein. Der Bauer hatte immer das Bestreben, sauberes Korn zu haben.«

Familie L liegt viel dran, den Hof weiter zu bewirtschaften, außerdem brauchen sie noch einige Jahre für die Rente. Allerdings können sie im Moment wenig Perspektiven für die Zukunft erkennen. Ähnlich wie Bauer A, der seinen 45-Hektar-Betrieb im Jahr 1996 mit 56 Jahren aufgab, weil sein Sohn erst elf Jahre alt ist und er selbst die schwere körperliche Arbeit nicht mehr schafft. Auch Bauer A hat sich immer geweigert, einen vollautomatisierten Einmannbetrieb aufzubauen. Er hielt bis zum Schluß 25 Milchkühe mit Weidegang, einen Bullen, einige Kälber und mästete ungefähr 100 Schweine im Jahr. Seine sieben Sauen hielt er, wie alle anderen Tiere auch, auf Stroh. Bauer A hat immer gehofft, daß eine seiner Töchter »einen Bauern kriegt«, aber dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt. Andernfalls könnte der Betrieb noch weiter existieren. Aber durch das »Produktionsaufgaben-Programm« - der Staat übernimmt seine Sozialabgaben, die er noch zehn Jahre hätte einzahlen müssen und zahlt zusätzlich 900 Mark netto monatlich - kann Bauer A den Sprung in den vorgezogenen Ruhestand schaffen. Seine ökonomische Orientierung ist der von Bauer L sehr verwandt. Er kann keinen Grund dafür erkennen, in die intensive Tierhaltung einzusteigen - es »liegt ihm nicht«:

»Ich persönlich hätte nie Gülle gemacht. Ich hab die Landwirtschaft so gemacht, wie sie früher betrieben wurde, ich hab bloß immer die Zahl der Tiere erhöht, mit dem Effekt, daß ich immer mehr arbeiten mußte. Ich kam aber immer gut rum. Schweine und Kühe stehen bei mir auf Stroh, die Kühe haben im Sommer Weidegang, die Schweine haben dänische Aufstallung, die können laufen, die Sauen sind nicht angebonden. Das hat bei uns immer geklappt. Warum sollte ich das anders machen?«

Zum Beispiel, um mehr Geld zu verdienen, indem er seine Produktionskapazitäten effektiver und rationeller nutzt, wie ihm jedes ökonomische Lehrbuch raten würde. Aber scheinbar zahlen nicht alle Bauern jeden Preis dafür, um an Geld zu kommen. Es ist nicht nur die unrentable artgerechte Tierhaltung, die die ökonomische Orientierung der Bauern A oder L von vielen anderen unterscheidet. Bauer A ist es generell etwas wert,

»... daß diese Region hier auch leben kann. Genauso habe ich auch unser Land verpachtet. Ich geb's nicht den Allergrößten, nur weil die die besten Preise zahlen. Ich hab mir die Leute genau ausgesucht, und wir sind uns immer einig geworden. Ich bin nicht dafür, daß die Großen noch mehr haben sollen. Dabei gehen mir einige Tausende flöten. Das macht bestimmt nicht jeder.«

Bauer A hat recht. Sein Kollege H klagt beispielsweise darüber, daß diejenigen Landwirte, die die Produktion aufgeben, ihr Land nicht an diejenigen verpachten

oder verkaufen, die es dringend zur Weiterführung des Hofes gebrauchen könnten, sondern ausgerechnet an die großen Bauern, deren ökonomischer Verdrängungsstrategie sie möglicherweise selbst zum Opfer gefallen sind. Denn eins weiß in Borgentreich jeder: Wenn der Nachbar um 500 oder 1000 Schweinemastplätze aufstockt, dann ist die Existenz des eigenen Betriebs bedroht.⁴³ Die großen Bauern, die immer größer werden wollen, oder glauben, größer werden zu müssen, können es sich auf dem Hintergrund ihrer ökonomischen Perspektive nicht erlauben, auf Nachbarn oder Bekannte Rücksicht zu nehmen. Im Unterschied zu früher, wo der eine ohne den anderen nicht überleben konnte, überleben heute die Höfe, die die anderen erfolgreich verdrängt haben.

»Es gibt hier im Dorf drei Wachstumsbauern, die sind hinter allen Flächen her. Wenn einer gestorben ist, ist der noch nicht unter der Erde, dann sind sie bei der Witwe und versuchen zu pachten. Die machen jeden Wachstumsschritt mit, da wird der Stall zum Teil schon zum dritten Mal erweitert. Und das Verrückte ist: Die Kleinen, also die Gekniffenen, die aufhören, die verpachten ihr Land genau an diese Wachstumsbauern, obwohl die gar nicht unbedingt mehr Geld zahlen. Das ist ihnen so eingepflichtet worden: Erfolg, Erfolg. Gerade weil sie gescheitert sind, geben sie das Land nicht an die, die mit ihnen ums Überleben gekämpft haben, sondern an den Sieger, an den Erfolgreichen. Der muß es kriegen.«

Auch in diesen Fällen exerzieren die Bauern an sich selbst die Abschaffung des genuin bäuerlichen Gefühls von Würde und Eigenmächtigkeit. Sie zelebrieren öffentlich ihre Kapitulation, ihre Unterwerfung unter die Logik des Wachsens oder Weichens. Eine Strategie, die für Bäuerin D niemals in Frage käme. Sie führt den 15-Hektar-Betrieb seit ihrer Hochzeit im Jahr 1969 im Nebenerwerb, ihr Ehemann hatte außerhalb der Landwirtschaft eine Beschäftigung gefunden. 1974 riet ein Mitarbeiter der Landwirtschaftskammer dazu, die Produktion auszuweiten und einen Schweinestall zu bauen. Aber die heute 45jährige Bäuerin wollte keinen Schweinestall, sondern lieber weiter Kühe melken. Außerdem hatte die Familie Angst vor dem Schuldenberg, wie die Altbäuerin erzählt:

»Das war uns zu unsicher. Fast nur über Pachtland so einen großen Stall, wer weiß, wie teuer das geworden wäre. Und man weiß ja auch nicht, ob die Kinder das mal weitermachen, dann haben wir die großen Ställe da stehen, und sie stehen leer, das gibt es heute genug.«

43 42 bis 45 Prozent aller Verkaufserlöse westfälisch-lippischer Landwirte stammen aus der Schweinehaltung. Die Zahl der Betriebe nahm im Jahr 1996 wieder um 2,2 Prozent auf 48 883 ab. Die Zahl der Betriebe über 50 Hektar wächst jedoch - zuletzt um 6,9 Prozent auf 5221 (Neue Westfälische, 12.12.1996).

In den achtziger Jahren kamen dann die Auflagen im Zusammenhang mit den Hygieneverordnungen. Verfließung, Anschaffung einer Absauganlage und vieles mehr stand auf dem Zwangsinvestitionsprogramm. Da auch der Hofnachfolger bereits wußte, daß er keine Kühe würde halten wollen, sondern lieber Kömmerbau neben seiner Lohnarbeit betreiben wollte, war schnell klar, daß kein neuer **Kuhstall** gebaut werden würde. Heute hält Bäuerin D insgesamt 30 Rindviecher, acht Annenkühe samt ihrer Kälber, Bullen, Rinder, 30 Schweine, einige Schafe, Hühner und Enten. Die Familie vennarkt privat und bringt die Tiere zum örtlichen Hausschlachter. Aber von 15 Hektar konventionellem Anbau ohne Spezialisierung zu leben, ist schwierig. Bäuerin D:

»Für Essen, Trinken, Kleidung, Hausinstandhalten würde es noch reichen, aber dann müßte man ganz schön kurztreten. Und die jungen Leute wollen Geld sehen. An Bargeld kommt aber nicht mehr rein, als wenn ich acht Stunden am Tag arbeiten ginge, andererseits lebt man ja auch davon: Milch, Fleisch, Eier, Gemüse, Kartoffeln, Obst, das haben wir ja alles selbst.«

Wenn sie nicht mehr Geld verdient als mit einer Lohnarbeitsstelle, warum sucht sie sich dann nicht eine, schließlich hätte sie zusätzlich niedrigere und geregelte Arbeitszeiten, Urlaubsgeld und eine Sozialversicherung. Aber Bäuerin D hat zu viel Freude an ihrer Arbeit, als daß sie sie würde aufgeben wollen:

»Ich bin gerne Bäuerin. Ich bin frei. Und es macht mir Spaß, die Viecher großzuziehen. Bei uns; da kennst du alle Viecher, vom Gesicht aus schon, da hat man eine ganz andere Beziehung zu. In den großen Ställen sind das alles Nummern. Es gibt Ställe, da werden die Tiere per Monitor im Wohnzimmer beobachtet. Ich möchte lieber dabeisein. Auf Heu und Stroh.«

Bäuerin D erlaubt sich den Luxus, einen Schafbock mit der Flasche aufzuziehen oder einen von Kindheit an kränkelnden Bullen besonders zu umhegen:

»Mit dem Manuel (*ein Bulle, d.A.*) hab ich mir sehr viel Arbeit gemacht. Der hatte Kinderlähmung, und ich hab ihn auch gut durchgekriegt. Manuel war so zahm, da konnten wir drauf reiten. Aber irgendwann mußte er ja weg, da haben wir viel geweint.«

Sie weiß, daß die Ökonomen ihr Verhalten als irrational bezeichnen würden, als Verschwendung von Ressourcen mit extrem niedrigem Output. Aber sie weiß auch, warum sie noch Bäuerin ist: »Da kommt trotzdem was bei raus. Auch was anderes als Geld.« Bäuerin D verkonsumiert einen großen Teil dessen, was in der intensiven Landwirtschaft als Überschuß erwirtschaftet wird, im Produktionsprozeß selbst. Das bedeutet für die Tiere, daß sie genügend Platz und Auslauf erhalten, kein hormonell angereichertes und mit Sojaschrotimporten aus Übersee versetztes Futter bekommen sowie insgesamt länger leben. Die Bäuerin

ist durch die Verkonsumierung potentieller Überschüsse wesentlich weniger Streß ausgesetzt, kann die Freude an der Arbeit in deren Mittelpunkt stellen und kommt nicht mit gesundheitsgefährdenden Stoffen in Berührung. Auch die ökologischen und sozialen Folgekosten in den Sojaanbauländern werden durch die extensive Bodenbewirtschaftung in Borgentreich reduziert. Die Kosten des Produktionsprozesses werden also nicht externalisiert, sondern sind im Produktionsprozeß internalisiert, genauer: Sie tauchen gar nicht erst als Kosten auf.

Bäuerin D und die Bauern A, H, L und P trennen die notwendigen Geldeinnahmen nicht von Inhalt und Ausgestaltung ihrer Arbeit und richten ihre Landwirtschaft nicht auf Kosten der Tiere und ausschließlich am Kriterium der Erwirtschaftung von Geld aus. Damit nehmen sie bewußt finanzielle Verluste, einen arbeitsintensiveren Alltag und auch gesundheitliche Folgeschäden (Bauer L) in Kauf. Genau erklären können die meisten von ihnen jedoch nicht, woher ihre Abscheu vor der intensiven Tierhaltung kommt. Die Antworten lauten »ich will so etwas nicht«, »das kann ich mir nicht vorstellen«, »das wäre schlimm« oder »das liegt mir nicht«. Die Antworten sind womöglich deshalb so diffus, weil sie nicht die Ratio, sondern Gefühle betreffen, einen Bereich also, in dessen Thematisierung die Westfalen nicht gerade geübt sind. Auch das würde meine Annahme stärken, daß die ökonomische Ausrichtung eng mit dem Verhältnis zur Natur und damit mit einem emotional besetzten Thema verknüpft ist.

Ökonomische Beziehungen im globalisierten Dorf

»Ich habe noch zu einigen Bauern Kontakt, wo man mal anpackt, wenn es nötig ist, wenn mal eine Kuh kalbt zum Beispiel, dann hilft man sich gegenseitig. Zu vielen hat man aber auch keinen Kontakt mehr, denn wenn einer nur Mastschweine hat, dann braucht der gar keine Hilfe mehr. Wenn man da hinginge und man braucht einen Wagen, dann kriegt man den. Aber im Stall brauchen die keinen.«

Bauer A

Die ehemaligen Produzenten, jedenfalls die meisten von ihnen, sind zu Konsumenten geworden. Heute bezieht ein konventionell wirtschaftender Bauer ebenso wie ein Elektrohändler oder eine Hausfrau den Großteil der zum Überleben

notwendigen Dinge vom Weltmarkt. Die Borgentreicher Supermärkte verkaufen Bananen und Ananas aus Kenia, das Rohmaterial der Einheitsjeans wird in Kasachstan angebaut und in einer mexikanischen Maquila genäht, die High-Tech der Videoüberwachung des Maststalls stammt aus Korea. Einer der beiden Supermärkte vor Ort bietet zwar Bioland-Kartoffeln von Bauer P an, aber die billigeren aus Hollands und Belgiens Intensivanbau verkaufen sich ungleich besser. Auch Borgentreich hat seinen prozentualen Anteil an der Formel: Die Deutschen beziehen fast doppelt so viel Gemüse und rund zehnmal so viel Obst aus Übersee wie aus Europa - von der Region einmal ganz zu schweigen (Schneider 1995:8).

Die Borgentreicher Bevölkerung hat keine Kontrolle mehr über den Markt - weder als Produzenten noch als Konsumenten. Heute verkauft der alte Schäfer seine Lämmer an einen Hannoveraner Händler, der die Tiere - je nach Marktlage - in Düsseldorf, Berlin, Frankreich, Italien oder Belgien »absetzt«. Der Preis, den er erhält, ist nicht mehr abhängig davon, ob sein Kunde gerade zahlungsfähig ist oder nicht, sondern ob die Europäische Union Exportsubventionen für Larnmfleisch zahlt und auf diese Weise nomadische Viehmärkte in Westafrika zerstört. Er hängt davon ab, ob der Rinderwahnsinn das Kaufverhalten der Europäer gerade nachhaltig oder weniger nachhaltig beeinflusst, oder auch davon, ob bei Großbränden in Australien viele Schafe umgekommen sind. Denn die Wolle der Tiere, die auf den wenigen übriggebliebenen Wiesen der Warburger Börde grasen, wird zum Weltmarktpreis verkauft, und der wiederum bildet sich gänzlich unabhängig davon, ob der Schäfer und sein Kunde sich gerade gut kennen oder nicht.

Der Weltmarktpreis diktiert auch die Haltungsformen: Als der Schäfer im Jahr 1954 seine Meisterprüfung ablegte, hielt er knapp hundert Mutterschafe. Zur damaligen Zeit hieß es: »Hundert Schafe ernähren den Schäfer.« Mitte der achtziger Jahre waren es dann schon vierhundert Schafe - bei weiter sinkenden Preisen steigt die Zahl entsprechend weiter an. Wenn der Schäfer Glück hat, ist der Weltmarktpreis hoch. Aber auch in diesem Fall legt er sein auf internationalen Märkten verdientes Geld kaum noch vor Ort an. Was sollte er dort auch schon kaufen? Den Schneider und den Schuster gibt es nicht mehr und auch der Tante-Emma-Laden hat geschlossen. Auch der Tischler, der dem Schafhirten früher des öfteren das ein oder andere Lamm abkaufte, stellt schon lange keine Küchenstühle mehr her. Nein, der Schäfer ist heute niemandem im Dorf mehr ökonomisch verpflichtet.

Monetarisierung der Reziprozität - Entökonomisierung der Subsistenz

»Die Leute haben sich eben nicht mehr nötig.« So lautet die gängige Antwort auf die Frage, was aus den vielgestaltigen Formen der Gegenseitigkeit geworden ist, die in Borgentreich praktiziert wurden. Die »Emanzipation« aus den engen sozial-ökonomischen Verflechtungen der alten Dorfgemeinschaft vollzog sich auf dem Gebiet der Landwirtschaft in erster Linie über den Einsatz von immer mehr und immer neueren Technologien in der Landwirtschaft sowie über den Bezug von Maschinen und Vorleistungen wie Saatgut und Futtermittel vom Weltmarkt. Auf ähnliche Weise wie in der Außenwirtschaft vollzog sich diese Trendwende in der Innenwirtschaft. Van Deenen stellt fest, daß der Siegeszug der Gefriereinrichtungen Ende der fünfziger Jahre

» ... nicht nur zu einer Umstellung der Verarbeitung und Vorratshaltung selbsterzeugter Produkte und zu einer Änderung der Haushaltsführung (führte), sondern gleichermaßen zu einem Verhaltenswandel bei der Zubereitung der Speisen mit tiefgehenden Wirkungen auf das interne Familienleben.« (van Deenen 1971: 104)

Vor allem aber zog er ebenso wie die Einführung anderer technischer Innovationen einen tiefgreifenden Wandel in den ökonomischen Beziehungen der DorfbewohnerInnen untereinander nach sich, der in der Entökonomisierung und der Privatisierung der Subsistenzproduktion besteht. Bleiben heute Fleischbrühe oder andere kurzlebige Lebensmittel übrig, werden sie nur noch in Ausnahmefällen in der Nachbarschaft verteilt - die kluge Hausfrau friert sie ein. Die Subsistenzproduktion hat ihren »gesellschaftlichen« Charakter verloren und ist auf die Versorgung eines engen familiären Kreises reduziert. Damit ist sie keine gesellschaftliche Institution des Dorfes mehr. Eine analoge Entwicklung nimmt die Warenproduktion. Sie hat den dörflichen oder regionalen Rahmen gesprengt und richtet sich nun auf nationale und internationale Märkte, von denen sie auch ihre Inputs bezieht. Ist die moderne, kapitalintensive Landwirtschaft auf der einen Seite auf globalisierte Märkte gerichtet, gehen ihre Gewinne auf der anderen Seite schwerpunktmäßig nach innen, in den engen Familienkreis und durch ihn wieder aus dem Dorf hinaus, werden aber nicht mehr über Reziprozitätsnormen innerhalb der Dorfgemeinschaft partiell umverteilt. Die Privatisierung der monetären Verhältnisse sowie die individuelle Aneignung der Gewinne sind Anzeichen dafür, daß das Dorf als gesellschaftlicher Rahmen einer begrenzten Ökonomie nicht mehr existiert. Die Einführung neuer Technologien und ein entsprechender Umgang mit ihnen haben dazu beigetragen, daß alte sozial-

ökonomische Institutionen des Dorfes verschwanden bzw. eine andere Interpretation sowie einen anderen Umgang erfuhren.

Wie im vorangegangenen Teil gezeigt wurde, war der strukturelle Zwang, Maschinen anzuschaffen, groß, aber auch soziale Mechanismen wie Neid oder der aufkommende Wunsch, das mit Mistgeruch und Rückständigkeit besetzte bäuerliche Image loszuwerden, trugen dazu bei, daß viele Bauern ihre Höfe mit modernen, arbeitssparenden Technologien ausstatteten. Selbst die Bauern, die noch auf der alten Reziprozitätsbasis hätten weiterwirtschaften wollen, waren eines wesentlichen Elements der lokalökonomischen Produktkette verlustig gegangen: Die Landhandwerker hatten sich längst in Busfahrer, Fabrikarbeiter und Autoverkäufer verwandelt. Auch der Anbau arbeitsintensiver Feldfrüchte wie Kartoffeln oder Runkeln wurde zugunsten kapitalintensiver wie Mais oder Weizen aufgegeben. Wenig später kamen die vollautomatisierten Ställe hinzu: Die Voraussetzungen für den von gemeinschaftlichen Hilfeleistungen unabhängigen Einmannbetrieb waren geschaffen: Es gab kein ökonomisches Motiv mehr, sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen, und damit verschwanden auch die sozialen Konnotationen der Reziprozität. Das bedeutet nicht, daß das Dorf nach seinem wirtschaftlichen Autarkieverlust nicht hochgradig arbeitsintensiv und auch affektiv sehr hoch besetzt blieb, wie auch Ilien/Jeggle betonen. Die Industrialisierung der materiellen Kultur und damit auch des Gefühlslebens der Dorfbevölkerung ist nicht total. Im Dorf, und nur dort,

»... trifft man die Menschen, die man grundsätzlich alle duzt, die man kennt seit ihrer Geburt oder die einen kennen, seit man auf der Welt ist ...« (Ilien/Jeggle 1978: 171)

Und trotzdem verlaufen die Treffen nach einer anderen Dynamik als zu Zeiten, als die Leute noch zusammen gearbeitet haben. Bauer 0:

»Früher sprach man in der Nachbarschaft über die Arbeit, da waren ja alle in der Landwirtschaft tätig, heute spricht man über die Schlechtigkeiten in der Welt, Entführungen und was nicht alle. Früher gab es ja gar keine Themen. Man sprach mehr über sich und zog auch mal andere durch den Kakao.«

Waren die geheizten Werkstätten der Handwerker und die Gemischtwarenläden zu damaligen Zeiten zentrale Orte des Soziallebens - »im Winter saß die ganze Bagage bei uns in der Werkstatt, das ging immer rein und raus, auch abends« (der Sattler) - führte die freigesetzte Arbeitskraft auch in Borgentreich zu einem regen Vereins- und Freizeitleben: Bauern, die Tennis spielen, sind ebensowenig eine Seltenheit wie Schäfer, die auf Altennachmittagen selbstgeschriebene Gedichte rezitieren. Bauer 0:

»Bei der Arbeit ist heute jeder mehr für sich. Man trifft sich in der Freizeit, da muß ja was gemacht werden, weil die Leute viel frei haben, da sind sie alle in Vereinen, Kaninchenverein, Sportverein, Gesangsverein, und die Alten gehen zum Altnachmittag.«

Die von der Überlebensproduktion abgetrennte Freizeit und die ökonomische Unabhängigkeit der Leute voneinander ermöglicht eine Beliebtheit in den Sozialkontakten, die wiederum die von der ökonomischen Struktur geförderte Tendenz zur Individualisierung verstärkt. Die Treckerlehrer auf ihren Äckern winken einander nur noch von weitem zu.

»Wenn ich auf dem Schlepper sitze, da kommt ja kaum einer mal an, weil kaum einer noch Zeit hat. Das vermißt man doch schon. Man hat denn doch nicht mehr so den Kontakt. Früher ging man vor die Tür, dann traf man immer einen. Heute fahren sie mit ihren Autos und ihren Schlepfern an einem vorbei.« (Bauer B)

Vollautomatisierte Bauernhöfe benötigen eben nur im Ausnahmefall Hilfe. Die Modernisierungsbauern der jüngeren Generation sind in der Regel auch stolz darauf, unabhängig von anderen wirtschaften zu können, wie aus den weiter oben analysierten Äußerungen von Jungbauer B deutlich hervorgeht. Arbeitsintensivere Betriebe wie Nebenerwerbs- oder Biohöfe sind allerdings oftmals nicht mit großer Maschinerie bestückt und nach wie vor auf Hilfe angewiesen. Diese wird jedoch nicht mehr in der gleichen Art und Weise gewährt wie noch zu Zeiten der lokalen Ökonomie. Reziprozitätsformen sind nicht mehr in das gesamtgesellschaftliche Verhalten (innerhalb des Dorles), sondern eher in privaten Freundes- und Verwandtschaftszirkeln eingebettet. Reziprozität ist also nicht mehr die Basis der Ökonomie, sondern führt auch auf dem Land tendenziell ein Nischendasein. Außer beim Hausbau werden kaum noch größere Hilfeleistungen ohne Entrichtung von Bargeld durchgeführt. Bäuerin D:

»Heute geht das alles mit Entgelt. Wenn man sich heute was leiht oder mal Hilfe benötigt, muß man das bezahlen. Früher war das Gegenhilfe. Das gibt es heute nur noch vereinzelt.«

Geld spielt insbesondere in zwei Fällen eine Rolle: bei Ungleichheit der Mittel, und wenn die persönliche Beziehung nicht besonders eng ist. Hat ein Bauer für teures Geld Maschinen angeschafft und leiht sie seinem Nachbarn oder Freund, nimmt er ihm in aller Regel eine Nutzungsgebühr ab. Tauschen jedoch zwei ähnlich gut ausgestattete Betriebe, deren Leiter nicht unbedingt miteinander befreundet sein müssen, jeweils zum Maisfahren oder Zuckerrübenausmachen ihr High-Tech-Gerät untereinander aus, kommt es auch vor, daß man sich gegenseitig kein Geld berechnet. Die Bauern orientieren sich sowohl bezüglich des Wertes der »Maschinenstunde« als auch beim Einsatz der eigenen Arbeitskraft

an den Sätzen, die von den regionalen Betriebshilfsdiensten der Landwirtschaftskammern festgelegt werden. Empfohlen werden beispielsweise 68 **DM** pro Stunde Pflügen (Maschine, Schlepper und Fahrer), 67 DM pro Stunde Eggen und 265 DM für den Einsatz des Mähdeschers pro Hektar.⁴⁴ Für manche Bauern ist das Ausleihen ihrer Maschinen gegen Bargeld selbstverständlich, anderen wären nicht-monetarisierte Verhältnisse lieber. Bäuerin D:

»Das Verhältnis der Leute ändert sich manchmal, wenn sie sich gegenseitig Geld abnehmen. Man guckt dann viel mehr aufs Geld. Aber da ist man ja zu gezwungen, wenn man die teuren Maschinen hat, daß die sich auch rentieren. Früher brauchte man das Geld ja nicht so.«

Das bedeutet, daß die Leute, die nicht mehr ökonomisch aufeinander angewiesen sind, sondern eine eher »private« Eigenwirtschaft aufgebaut haben, im ökonomischen Bereich auch kein symbolisches Kapital mehr ansammeln und von daher auf die monetäre Ausgleichszahlung für ihre Leistungen achten. Auch wenn der Begriff »Monetarisierung der Reziprozität« wie ein Widerspruch in sich klingt: Die Monetarisierung der gegenseitigen Hilfe zerstört nicht zwangsläufig auf Gegenseitigkeit basierende, freundschaftliche Beziehungen. Der Verkauf von Gerät oder Arbeitskraft an Freunde schließt weder Freundschaft aus, noch bedeutet eine Monetarisierung der Gegenseitigkeit automatisch ihre Abschaffung und den Eintritt in die eindimensionale Marktbeziehung »Ware gegen Geld«. Wenn beispielsweise mitten in der Ernte ein wichtiges Arbeitsgerät von Bauer P zusammenbricht, kommt sein Nachbar, der Landmaschinentechniker vom Hof D, auch dann noch spät am Abend oder sogar in der Nacht zum Reparieren, wenn er selbst schon einen 12-Stunden-Tag hinter sich hat. Diejenigen HofbewirtschafterInnen, die nach wie vor auf freundschaftliche Kooperation mit Nachbarn setzen - und das sind in der Regel die der wenigen verbliebenen kleinen Höfe - helfen sich gegenseitig aus und sind auch weiterhin zur Hilfe verpflichtet, egal ob es spät abends oder früh am Sonntagmorgen ist; die Arbeitsfähigkeit des Nachbarhofes bzw. des befreundeten Bauern muß gewährleistet sein. Aber die Hilfe kostet Geld. Entscheidend ist allerdings auch hier nicht die Tatsache, daß Geld gezahlt, sondern wie mit ihm umgegangen wird. Grundsätzlich besteht heute die Möglichkeit, die Arbeitskraft nicht mehr in erster Linie dafür einzusetzen, sich um die soziale Gemeinschaft des Dorfes verdient zu machen, sondern um mit ihr Geld zu verdienen. Von dem Moment an, wo Arbeit gegen Geld mehr einbrachte als die zum Überleben notwendigen Dinge, die das bar-

44 Kuratorium der Betriebshilfsdienste und Maschinenringe in Westfalen-Lippe e.V.: Erfahrungssätze 1997 für Maschinenring-Arbeiten unter Landwirten

geldlose Wirtschaften in der lokalen Ökonomie garantierte, begann es sich zu lohnen, die eigene Arbeitskraft zu monetarisieren, sie in Heller und Pfennig auszurechnen und sie auch anderen in Rechnung zu stellen: Das ökonomische Handeln orientiert sich in diesem Fall nicht mehr an der Subsistenzsicherung, sondern an der Erwirtschaftung von Geld. Dieses Geld kann aber wieder auf unterschiedliche Art und Weise verwendet werden. Subventioniert man mit ihm beispielsweise einen subsistenzorientierten Nebenerwerbshof und die mit ihm zusammenhängenden ökonomischen Beziehungen, ist die in diesen Zusammenhängen stattfindende Lohnarbeit möglicherweise nicht waren-, sondern auch subsistenzorientiert, wie das folgende Beispiel zeigen soll:

Sowohl der **Mann** als auch der Sohn von Bäuerin D sind Landmaschinenmechaniker. Ihr Nebenerwerbshof befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Biohof P, die Familien sind miteinander befreundet. Bäuerin und Bauer D pressen Stroh für den Hof von P, D fährt Mist auf P's Felder, P lagert sein Stroh in D's Scheune; Gefälligkeiten, aber der Arbeitseinsatz der Familie wird bezahlt. Wenn D für P ein Ackergerät repariert, stellt er ihm den durchschnittlichen Stundenlohn eines »Schwarzarbeiters« in Rechnung: 20 Mark, »wobei es auf die letzte halbe Stunde nicht ankommt«. Lediglich das Ausleihen von Geräten wird nicht berechnet. Trotz ihrer Monetarisierung empfindet Biobauer P die Beziehung seines Hofes zu Hof D wie eine der kooperativen Geschäftsbeziehungen aus alten Zeiten:

»Bäuerin und Bauer D und auch der Junge sind sehr gefällig. Sie leihen mir Geräte aus, wann immer ich sie brauche. Sie geben gerne. Ich versuche das ab und an durch ein kleines Präsent auszugleichen. Denn für mich ist es wichtig zu wissen, wenn ich einen platten Reifen hab, daß ich den da jederzeit aufpumpen kann.«

Familie P bezieht von Familie D Milch, selbstgemachte Butter und Eier. Die Produkte können bei Bedarf zu jeder Tageszeit geholt werden. Die Milch kostet nichts, Eier und Butter schreibt Bäuerin D auf, aber sie ist »nicht kleinlich beim Aufschreiben«, wie Bauer P betont. Verrechnet wird über D-Mark, gezahlt wird allerdings nicht zwangsläufig mit Bargeld; man begleicht die Schulden auch gelegentlich mit einem Kalb. Bauer P steht zu einem weiteren Nachbarn, der sein Cousin ist, in einer festen Kooperationsbeziehung. Der Cousin preßt ebenfalls Stroh für ihn; dafür drillt P dessen Getreide und Raps. Dieses Verhältnis ist nicht monetarisiert; keiner der beiden Bauern kontrolliert nach eigenen Aussagen, ob er möglicherweise mehr oder auch weniger Arbeitszeit in den Tauschhandel steckt. P ist ständig auf der Suche nach der Erweiterung seiner reziproken Tauschbeziehungen. Sie sind für ihn sowohl Standbeine für den Erhalt

seines arbeitsintensiven Biohofes als auch eine bewußte Gegenstrategie zum Verdrängungswettbewerb der Bauern untereinander. Er versteht nicht, warum nicht mehr Bauern und Bäuerinnen auf Hilfe zurückgreifen:

»Im Vollbesitz der Kräfte denken die Leute heute da gar nicht dran, höchstens mal, wenn sie krank werden und zum Beispiel der Rücken nicht mehr mitmacht. Die Leute merken gar nicht, was ihnen alles entgeht und wie sie sich dabei zugrunderichten.«

Pseudoformen der Kooperation

Nicht mit Reziprozität verwechselt werden dürfen neue Formen der Kooperation, die sich rein äußerlich wenig von den soeben geschilderten selbstorganisierten Austauschbeziehungen insbesondere unter kleinen Bio- oder Nebenerwerbshöfen unterscheiden. Von Kooperation ist im Landwirtschaftsbereich heute dann die Rede, wenn Investitionen in teure Technologien nicht mehr nur von einem Bauern alleine, sondern von mehreren getätigt werden. Maschinengemeinschaften, zum Beispiel der kollektive oder kooperative Besitz eines Mähdeschers, gibt es schon seit vielen Jahren. Neuerdings rät der eigens eingestellte »Kooperationsberater« der Landwirtschaftskammer den Bauern allerdings auch zur Zusammenlegung ganzer Betriebe oder Betriebszweige sowie zur gemeinsamen Investition in hochmoderne Stallungen. Ein Beispiel: Zwei junge, innovationsfreudige Bauern entschließen sich, gemeinsam einen Kuhstall zu bauen, um die hohen Investitions- und Betriebskosten untereinander aufzuteilen. Der Kooperationsberater der Landwirtschaftskammer hat ihnen folgendes Rechenmodell vorgelegt: Ein Kuhplatz kostet in einem für 20 Kühe konzipierten Boxenlaufstall um die 25 000 Mark - der ganze Stall läge entsprechend bei einer halben Million Mark. Bauen die Kooperationspartner jedoch gemeinsam einen Kuhstall für hundert Kühe, dann liegen die Investitionskosten für den Stall insgesamt bei einer Million Mark, pro Kuhplatz reduzieren sie sich demnach auf ungefähr 10 000 Mark. Die Bauern können also für das gleiche Geld mehr als doppelt so viele Tiere halten.

Eine Zusammenarbeit beim Bau des Kuhstalls erscheint auf den ersten Blick »vernünftig« und zudem so, das behauptet zumindest die Landwirtschaftskammer, als könnten mit ihr einige landwirtschaftliche Existenzen gerettet werden. Schaut man genauer hin, ist diese Form der Gemeinschaftsarbeit jedoch rein Wachstums- und konkurrenzorientiert. Sie hat zum Ziel, die Wettbewerbsfähigkeit der beiden Bauern zu erhöhen, und das heißt, daß sie gemeinsam minde-

stens zwei kleinere Kuhbauern aus ihrem Dorf vom Markt verdrängen. Kooperation taucht hier also als verdeckte Form der Konkurrenz auf. Bei diesen von oben, das heißt von der Landwirtschaftskammer initiierten Kooperationsformen handelt es sich also im Grunde um ein Mittel zur Verschärfung des Strukturwandels, um eine Hintertür zur Rationalisierung. Kooperation bedeutet, salopp ausgedrückt: Wenn zwei sich zusammentun, verschwindet der dritte. Es profitieren in erster Linie diejenigen, die an der Einführung neuer Rationalisierungstechniken in der Landwirtschaft interessiert sind. Zudem konstruiert allein schon die Möglichkeit der Kooperation eine neue Realität in der Beratungspraxis: Die landwirtschaftlichen Berater argumentieren nun auf dem Hintergrund des Wissens um die Möglichkeit einer Kooperation damit, daß heute niemand mehr für 20 oder 30 Kühe einen Boxenlaufstall bauen kann. Bauer H, der im Rahmen seiner Quote für 35 Kühe einen Tretmiststall mit Freigang errichten lassen will, bekommt von der Landwirtschaftskammer zu hören, daß er »verrückt« sei, einen solch kleinen Kuhstall bauen zu wollen. Denn heute, so die im marktwirtschaftlichen Denken gefangene Argumentation, fange ein Stall erst ab einem Besatz von 120 Kühen an, sich zu lohnen.

Den Bezugsrahmen einer solchen ökonomischen Logik bildet der Weltmarkt. Entsprechend sind die ökonomischen Strategien von Bauern im globalisierten Dorf nicht mehr in die gesellschaftlichen Bezüge der lokalen Ökonomie, sondern in einen vom subsistenzorientierten grundlegend verschiedenen ökonomischen Rahmen eingebettet. Folgen dieser neuen Einbettung ökonomischer Aktivitäten im Dorf, das nicht mehr über eine eigene ökonomische Basis verfügt, ergo keine dörfliche oder lokale Ökonomie mehr ist, sind zum Beispiel die mangelnde Einflußnahme der einzelnen ökonomischen Akteure auf die Rahmenbedingungen von Produktion und Konsum. An diesen Punkt knüpfen neue Regionalisierungsbewegungen an: Sie thematisieren die Wiedereinbettung der regionalen Produktion in überschaubare regionale Zusammenhänge und schreiben damit ein gänzlich neues Kapitel in der Geschichte der Region, wie im folgenden gezeigt werden soll.

5. Kritik am globalen Markt aus regionaler Sicht

Neue Regionalisierungsbewegungen, die auch in Borgentreich aktiv sind, haben es sich zur Aufgabe gestellt, die regionale Produktion wieder in überschaubare regionale Zusammenhänge einzubetten. Die Kritik an den Auswirkungen der Globalisierung beschränkt sich nicht auf Appelle an die Politik, sondern mündet unmittelbar in eine neue sozial-ökonomische Praxis. Eine örtliche Bürgerinitiative mit dem Namen »Eine Region denkt um« sowie die in auch Borgentreich initiierte Wiederbelebung einer nordhessischen Bauernmolkerei sind Beispiele für eine Reflexion der Moderne aus dörflicher Sicht. Die Modernisierung des Dorfes und seine Integration in den Weltmarkt hat eben nicht nur Modernisierungsbefürworter hervorgebracht, sondern auch Modernisierungsskeptiker, allen voran die ökologisch wirtschaftenden Bauern. Die auf internationalem Parkett (Rio und Folgetreffen) geführte Debatte über die Grenzen des Wachstums findet auch im Dorf statt: Hier treffen die »local players« aufeinander: Ökologen argumentieren gegen Vertreter der Marktwirtschaft, Tierschützer gegen Wachstumsbefürworter und Argumente, die an der Moral Economy orientiert sind, prallen auf neoklassisch-rationalistische Repliken.

Die neuen Regionalisierungsbewegungen in Borgentreich und anderswo knüpfen zwar explizit an einen historisch vergangenen Zustand von Lokalität oder Regionalität, nämlich an den der lokalen Ökonomie an, können deswegen aber kaum als rückwärtsgewandt oder sozialromantisch bezeichnet werden. Postulate wie die Wiederaneignung der Region als Produktions- und Lebensraum, die Wiederbelebung handwerklicher Produktionsverfahren, die Wiederentdeckung der menschlichen Arbeit in der Landwirtschaft und die Re-Etablierung kleinräumiger Strukturen sind im Gegenteil ein eindeutiger Reflex auf Modernisierungs-, konkreter auf Globalisierungsprozesse. Sie resultieren unmittelbar aus dem Globalisierungsdruck und den durch ihn mitverursachten immensen ökologischen und sozialen Problemen. Damit bringen sie eine »Rückbesinnung auf eigene Qualitäten bei der Bewältigung eines tendenziell globalen Strukturwandels« (Lindner 1994:7) zum Ausdruck. Daß sich Regionalisierung und Globalisierung gegenseitig bedingen, daß es also ohne Globalisierung keinen Begriff von der Region als einem Ort für ökologisch-soziale Gegenentwürfe geben

könnte, versteht sich dabei von selbst. Globalisierung kann also in der Tat nicht als global homogenes Feld, sondern muß als permanente Verflechtung globaler und lokaler Prozesse verstanden werden, wie Sehlee/Werner (1996:23) hervorheben. Nicht zuletzt *weil* sich bestimmte Regionalisierungsinitiativen explizit als Kontrapunkt zur Globalisierung verstehen, sind sie zugleich immer Bestandteil von ihr, jedoch ein oppositioneller Bestandteil mit einem eindeutig formulierten Interesse an gesellschaftlicher Veränderung.

Die Region im Kontext der Regionalisierungsdebatte ist selbstredend nicht mehr identisch mit der Region bzw. dem Dorf vor der Weltmarktintegration. Trotzdem wird an zentrale Punkte der »alten« Organisation von Produktion und Konsum angeknüpft. Berner (1996) hat am Beispiel der philippinischen Squatter-Bewegung in Manila herausgearbeitet, daß Lokalisierung eine Reaktion auf die metropolitane Umgebung ist - parallel dazu könnte man feststellen, daß Lokalisierung für die auf ländliche Räume gerichteten Regionalisierungsbewegungen eine Reaktion auf die (verödennde) ländliche Umgebung ist, also eine Art Wiederbelebung und Re-Valuierung des ländlichen Raums. Denn Regionalisierung wird als Wertschätzung des Raumes, nicht - wie im Fall der Globalisierung - als Abstraktion von ihm begriffen. Regionalorientiertes Denken stellt die menschliche Arbeit in den Mittelpunkt, nicht ihre Rationalisierung, es orientiert sich am Gebrauchswert und ist nicht auf die Warenproduktion zur Mehrwerterwirtschaftung fixiert, es setzt auf Kooperation, nicht auf Konkurrenz. Die Region ist Ort und zugleich Ausdruck der Konkretion. Im Gegensatz dazu wird der Weltmarkt als höchster Ausdruck der Wertabstraktion begriffen.

Im folgenden werde ich zunächst einen Strang regionalorientierten Denkens exemplarisch am Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung darstellen und sodann zwei Beispiele für neue Formen von Regionalität bzw. Lokalität in Borgentreich beschreiben sowie im Spannungsfeld von Regionalisierung und Globalisierung verorten. Regionalisierung, wie sie vom Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung und von den Borgentreicher Regionalaktivisten verstanden wird, reduziert sich nicht auf Modifikationen bezüglich der Transportstrecken oder der Orte von Produktion und Konsum, sondern impliziert eine gänzlich andere *Motivation* des Wirtschaftens.⁴⁵ Im Vordergrund steht die sozialökologische Verträglichkeit - die Prinzipien sind Arbeitsplatzschaffung statt -vernichtung, Kooperation statt Konkurrenz (auch der Regionen untereinander)

45 Peters u.a. 1996, Stiftung Bauhaus Dessau u.a. 1996, Tischer 1995, Sauerborn/Peters 1995, Spehl 1994, Gleich u.a. 1992, Hoogendijk 1991

und Gegenseitigkeit statt Marktverdrängung. Wodurch sich die regionale von der am Weltmarkt ausgerichteten Produktion im einzelnen unterscheidet und warum sich Regionalisierungsbewegungen explizit für die Region und gegen den Weltmarkt entscheiden, werde ich am Schluß dieses Kapitels anhand von drei Beispielen, die die Funktionsdynamik der globalisierten Produktion illustrieren, aufschlüsseln.

Der Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung

»Nachhaltiges Wirtschaften ist nur möglich, wenn wir radikal den Naturverbrauch reduzieren. Dafür müssen die Kreisläufe geschlossen werden. Dafür muß die Nähe von Produzenten und Konsumenten, von Erzeugern und Nutzern, von Energie und Ressourcen wiederhergestellt werden.«

Toblacher These, in: Frankfurter Rundschau, 4.9.1995: 12

Die Argumentation der Borgentreicher Regionalinitiativen, wie ich sie im einzelnen noch nachzeichnen werde, läßt sich im Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung, der an der Universität Trier entwickelt wurde, wiederfinden. Ausgangspunkt dieses regionalsoziologischen Ansatzes ist die Einsicht, daß es keine globalen Lösungen gibt - weder der vielfältigen sozialen noch der ökologischen Probleme - daß also nur die regionale Zirkulation eine materielle Basis für Reziprozität herstellen kann, die sich auf anonymen Märkten nicht realisieren läßt. Die ökonomischen Beziehungen sollen möglichst ebenso überschaubar sein wie die Folgen der ökonomischen Handlungen. Erst wenn in die Produktions- und Verkaufshandlungen sozial-ökologische Kriterien einfließen, funktioniert der Markt im Sinne der gewünschten Stabilisierung der Region.

Nachhaltigkeit auf regionaler Ebene

Der Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung reflektiert »Region« nicht als Mittel zum Zweck der verbesserten Wettbewerbsfähigkeit, sondern stellt sie um ihrer selbst und ihrer Bewohnerinnen willen in den Mittelpunkt von Handlungs-

und Entscheidungsprozessen. Raum soll gerade nicht mehr uneingeschränkt unter der Perspektive seiner monetären In-Wert-Setzung betrachtet werden (Peters u.a. 1996:43). Der Ansatz entstand in den achtziger Jahren als Antwort auf die sozialen, insbesondere aber ökologischen Auswirkungen einer sich zunehmend vertlechtenden Weltwirtschaft mit rationalisierter Produktion und immer längeren Transportwegen. Im Mittelpunkt steht das Motiv, das Globalziel »nachhaltige Entwicklung« auf einer kleinräumigen Ebene umzusetzen. Angestrebt ist eine Regionalisierung von Stoff- und Wertschöpfungskreisläufen, die konträr zur traditionellen Ausrichtung an der globalen Standortkonkurrenz konzipiert wird (Tischer 1995:1).

»Es geht um die Stärkung der intraregionalen auf Kosten der internationalen und innerregionalen Verflechtungen (Importsubstitution und binnenwirtschaftliche Orientierung auf regionalem Niveau). Nicht mehr die exportorientierte Industrie wird als die ökonomische Basis einer Region angesehen, verbunden mit der Hoffnung, daß von ihr dann indirekte positive Wirkungen auf die Region und die Lebenssituation ihrer Bewohner ausgehen, sondern die Lebensbedürfnisse der Bewohner der Region werden direkt zum Ausgangspunkt stofflich-technischer und ökonomischer Entscheidungen gemacht.« (Peters u.a. 1996:66)

Ziel einer so verstandenen regionalen Wirtschaftstätigkeit ist nicht die Förderung kapitalintensiver ökonomischer Prozesse, die nach wie vor mit dem nur mittelbaren, falls überhaupt wirksamen, Trickle-Down-Effekt legitimiert wird, sondern der unmittelbare Bezug auf die Versorgung der Menschen mit Lebensmitteln, Kleidung, Wohnraum, zwischenmenschlicher Kommunikation, Kultur, sinnvoller und existenzsichernder Arbeit sowie einer intakten Natur (Peters u.a. 1996:66). Weil unter der Förderung einer Region explizit nicht verstanden wird, daß das, was für die heimische Industrie von Vorteil ist, automatisch dem Wohl der Bevölkerung dient, soll diese in die regionalen Entscheidungsprozesse unmittelbar einbezogen - und die Lebensräume selbst zu Entscheidungs-, Verantwortungs- und Wirkungsräumen werden. Vertreterinnen der nachhaltigen Regionalentwicklung heben in diesem Zusammenhang die Kleinräumigkeit von Lebens- und Wirtschaftszusammenhängen, gekoppelt mit möglichst dezentralen Entscheidungskompetenzen nach dem Subsidiaritätsprinzip hervor, weil dieses ihrer Meinung nach größere räumliche Überschaubarkeit gewährleistet (Peters u.a. 1996:69). Die regionale Ebene fungiert als Handlungsebene, die die Kritik an den Auswirkungen des weltweiten Akkumulationsmodells unmittelbar mit einer anderen Praxis verbindet, die zum einen die ökonomische und politische Eigenmacht der regionalen Akteurinnen stärken soll. Zum andern wird die moralökonomische Kategorie der Verantwortung hervorgehoben: Räumliche Nähe

als Erfahrungsgrundlage gilt als strukturelle Basis für die Entstehung von Verantwortungsbewußtsein, wie Gleich u.a. an einem Beispiel verdeutlichen:

»Dem ‚sauberen‹ elektrischen Strom sieht man die problematischen Folgewirkungen seiner Entstehung nicht an. Wenn Abgase über hohe Schornsteine abgeleitet und die Filterstäube auf Sondermülldeponien gebracht werden, ist auch davon für den Verbraucher nicht unmittelbar etwas zu spüren. Dezentrale Heizkraftwerke oder Solaranlagen und dezentrale Trinkwasserbrunnen könnten dagegen schon direkter wieder ein Bewußtsein ... über die Abhängigkeit des Menschen von der Natur vermitteln. Wer sieht, wie das Schilf in der hausnahen Kleinkläranlage ... abstirbt, kurz nachdem scharfe Reinigungsmittel oder Farbreste ins Klo geschüttet wurden, handelt in Zukunft wohl verantwortungsbewußter. Möglichst ... geschlossene Stoffkreisläufe ... stellen ... die entscheidende Erfahrungsgrundlage dar für die Herstellung .. einer Verantwortungsethik.« (Gleich u.a. 1992:58)

Die AutorInnen betonen, daß sie keinen zentralstaatlichen Planungsansatz vertreten und ihr Regionalisierungskonzept nicht primär als Konzept der klassischen Wirtschafts- und Regionalpolitik zu verstehen sei, sondern die Initiierung einer Debatte um die Frage einer zukünftigen Lebensweise verfolge, in der bislang wenig beachtete, direkt vergesellschaftete Bereiche wie Hauswirtschaft, Eigenwirtschaft oder genossenschaftlich organisierte Arbeit wichtige Ansatzpunkte darstellten (Gleich u.a. 1992:68f.). Konkret bedeutet dies, daß bestimmte Teilbereiche der Produktion und Reproduktion, die durch ihre Industrialisierung aus dem landwirtschaftlichen Primärsektor und der hauswirtschaftlichen Produktion herausgelöst wurden, heute im Sinne einer sozial-ökologischen Strategie wieder verstärkt von Handwerk, Land- und Hauswirtschaft übernommen werden könnten (ebd.:75f.). Gleichs u.a. Konzept von Regionalorientierung ist folgerichtig jenseits der Einflußnahme klassischer Wirtschafts-, Struktur- und Technologiepolitik angesiedelt. Neben dem produzierenden Handwerk ist in regionalorientierten Zukunftsentwürfen die Landwirtschaft ein Produktionsbereich, der auch für dichtbesiedelte Räume eine Schlüsselstellung einnehmen soll. Insbesondere die Re-Substituierung von nichtregenerierbaren Rohstoffen wie zum Beispiel Kohle- und Erölderivate der industriellen Produktion durch Produkte aus der heimischen Land- und Forstwirtschaft spielt eine wichtige Rolle in den ökologischen und arbeitsmarktpolitischen Überlegungen der RegionalentwicklungsvertreterInnen. Die Landwirtschaft ist bei Gleich u.a. »Grundlage jedes Strebens nach stofflicher Eigenständigkeit« in einer ökologischen Kreislaufwirtschaft (Gleich u.a. 1992: 116).

Die empirische und theoretische Reflexion von Regionalisierungsprozessen steht zwar noch am Anfang, die ökologische Landwirtschaft nimmt jedoch in

den Entwürfen zukunftsfähiger Gesellschaften eine zentrale Stellung ein (BUND/Misereor 1996). Obwohl der Anteil der Landwirtschaft an der gesamten Bruttowertschöpfung der Wirtschaft nur noch 1,1 Prozent beträgt, ist sie zu hundert Prozent Voraussetzung jeder Wertschöpfung in dieser Gesellschaft, denn bislang lebt niemand von Mikroprozessoren oder Dienstleistungen im Multimediabereich, sondern nach wie vor von Nahrungsmitteln (Politische Ökologie, Sh. 8:3). Die aber werden zunehmend nicht mehr dort konsumiert, wo sie angebaut werden: Auf den Einkaufslisten der Konsumentinnen stehen Spargel aus Australien, Bohnen aus China und Rettich aus Spanien. Diese »Fernfütterung« (Illich) verlärmst, verstopft und verseucht die Lebensräume. Der permanente Zugriff auf die Erntezeiten des Globus hat die Grenzen des Wachstums längst überschritten. Aber auch Rohstoffe und Energie werden derzeit größtenteils außerhalb der Region hergestellt, in der sie verbraucht werden. Die Bundesrepublik importiert derzeit das gesamte im Inland verbrauchte Erdöl, drei Viertel des Erdgases und den größten Teil der mineralischen Rohstoffe (BUND/Misereor 1996:18). Ebenso wird nur ein kleiner Teil der Zwischenprodukte in der Region weiterverarbeitet und vermarktet. Nachhaltige Regionalentwicklung setzt dagegen auf innerregionale Stoff- und Wertschöpfungskreisläufe, auf regionale Wertschöpfungsketten und auf die weitgehende Schließung der Reihe Produktion, Weiterverarbeitung, Vermarktung und Konsum. All diese Kreisläufe beruhen auf spezifischen Formen regionaler Kooperation (Peters u.a. 1996:71).

Dreh- und Angelpunkt des Ansatzes der nachhaltigen Regionalentwicklung ist die an der Gebrauchswertproduktion orientierte regionale Ökonomie. Nlein der Vorschlag, Nahrungsmittel und Kleidung wieder in der Region herzustellen, in der sie verbraucht werden, bedeutet eine klare Absage an die ökonomische Praxis, die zum Leben notwendigen Dinge über weite Strecken zu transportieren, weil auf diese Weise mehr Gewinn erzeugt wird. Eine Ökonomie, deren Rationalität sich ausschließlich über die Erwirtschaftung von Profiten bestimmt, wird abgelehnt. In Mittelpunkt des Ansatzes der nachhaltigen Regionalentwicklung stehen dagegen Reziprozität, Gebrauchswertorientierung und ökologische Nachhaltigkeit (Peters u.a. 1996:65ff). Regionalisierung, so wird betont, sei jedoch nicht mit der Verfolgung regionalistischer Autonomie- oder Autarkieziele zu verwechseln. Die Intention einer Rückbesinnung auf die ökonomisch-sozialen Ressourcen und Traditionen einer oder mehrerer Regionen liege nicht darin, die bekannten Methoden der Abschottung oder des Protektionismus noch zu forcieren: im Gegenteil. Regionalentwicklung mache nur Sinn, wenn sie die Grundlage für neue Möglichkeiten eines auf Reziprozität beruhenden intra- und

inteneutralen Austausches bilde. Regionalorientierung zielt zum einen auf die Minimierung der als destruktiv empfundenen Auswirkungen des Weltmarktes als Abstraktionsinstanz und zum andern auf die Wiedergewinnung regionaler Handlungsspielräume und Steuerungskompetenzen (Gleich u.a. 1992:59). Aus der Perspektive nachhaltiger Regionalentwicklung, wie ihn das Projekt »Nachhaltige Regionalentwicklung Trier« (NARET) nachzeichnet, ersetzen neue Austauschbeziehungen, die an gegenseitiger Entwicklung orientiert sind, den »Wettkampf der Regionen«. Eine sozial und ökologisch akzeptable regionale Entwicklung kann nach Meinung der Vertreter einer nachhaltigen Regionalisierung nur realisiert werden, wenn sich die Regionen auf dem Hintergrund eines solidarischen Austausches aufeinander beziehen anstatt sich gegenseitig dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt auszuliefern.

Zur Definition einer Region

Den stark utopischen und gesellschaftsverändernden Impulsen der sozial-ökologisch motivierten Regionalisierungsdebatte entsprechen die Versuche zur Eingrenzung einer Region. Während sich die konventionelle Regionalplanung nach Verwaltungsgrenzen und politischen Kompetenzen von Regionen richtet, orientieren sich nachhaltige Regionalentwicklungsansätze eher an kulturellen Hintergründen und an dem partiell problematischen Konstrukt einer regionalen Identität. Man geht davon aus, daß regionale Identität auch durch aktive Beteiligung an Regionalisierungsprozessen neu entstehen kann. Die Herausbildung neuer »regionaler Eigenheiten« durch die Neugestaltung der Region würde in jedem Fall mit der Betonung des visionären Charakters eines prinzipiell offenen Regionenbegriffs der neueren Ansätze konvergieren. Gleich u.a. betonen zudem, daß die jeweilige Abgrenzung einer Region vom Zweck der Forschungsaufgabe abhängen. Je nach Ziel, Sachgebiet und Zeithorizont könnten für einen Raum differenzierte und voneinander abweichende Strukturierungen vorgenommen werden (Gleich u.a. 1992:100). Auch Peters u.a. weisen darauf hin, daß Regionen nur bezogen auf die jeweilige Fragestellung zu definieren seien; generell seien sie »größer als ein einzelnes Dorf und kleiner als ein Bundesland.« (Peters u.a. 1996:37)

Neue Formen von Regionalität in Borgentreich

In Borgentreich haben sich im Kontext der ökologischen Debatte, speziell der Diskussionen um alternative Formen der Landbewirtschaftung, Initiativen entwickelt, die eine Lösung von oder zumindest Einflußnahme auf zum Teil global verursachte Probleme direkt vor Ort anzustreben versuchen. Die ländliche Region nicht als Opfer urbaner und weltmarktorientierter Strategien, sondern als Handlungsebene neuer sozialökologischer Bewegungen zu begreifen, ist auch Ausdruck einer neuen ökonomischen Selbsthilfebewegung.

Die Bürgerinitiative »Eine Region denkt um«

Anfang der neunziger Jahre sah es so aus, als würde die Stadt Borgentreich traurige Berühmtheit erlangen. Das Land Nordrhein-Westfalen plante auf dem Gebiet der Kommune eine Sondermülldeponie. Aber noch bevor die ersten Probebohrungen stattfinden konnten, hatte sich die Bürgerinitiative »Lebenswertes Bördeland und Diemeltal e.V.« gegründet. Innerhalb kürzester Zeit traten rund 3500 Mitglieder aus Borgentreich und vielen Orten der näheren Umgebung sowie aller sozialer Schichten und parteipolitischer Orientierungen bei. Die BI organisierte Demonstrationen, füllte mit ihren Informationsveranstaltungen ganze Schützenhallen und gründete lokale Arbeitskreise für eine ökologische Abfallwirtschaft. Als die nordrhein-westfälische Landesregierung schließlich im März 1994 bekanntgab, daß wegen zu niedriger Abfallmengen kein Bedarf mehr an einer Sondermülldeponie bestehe, löste sich die BI erstaunlicherweise nicht wieder auf. Nur wenige Mitglieder verließen den Anti-Mülldeponie-Zusammenschluß, der sich unverzüglich zu einer Initiative für die Region erweiterte. Von Anfang an betonten die Aktivistinnen der BI, daß es ihnen nicht lediglich darum gehe, eine Deponie vor der eigenen Haustür zu verhindern, sondern daß sie Beiträge und Ideen sowohl zur Abfallvermeidung als auch zu einer ökologischen Abfallwirtschaft leisten wollten. In der Dynamik der Bürgerinitiative begann sich die ökologische Frage der Abfallvermeidung zu einer gesamtgesellschaftlich relevanten Frage mit reichhaltigen Facetten zu entpuppen: Schnell hatte man den Problembereich des *Konsums* im Sinne einer Lebensstiländerung mit dem der *Produktion* verknüpft, und ebenso schnell war man bei den Stichworten »regionale Wirtschaftskreisläufe« und »Umstrukturierung der Produktion für re-

gionale Märkte« angelangt. Der Geschäftsführer der Bürgerinitiative erläutert die Programmatik von »Eine Region denkt um«:

»Der Widerstand gegen die Sondermülldeponie war ein Zusammenschluß aus der gesamten Region. Dörfer, die sonst ihre Feindseligkeiten untereinander hatten, waren geeint. Dieses Potential wollten wir für weitere Themen in der Region nutzen. Darum haben wir ein Konzept entwickelt, das sich ‚Eine Region denkt um< nennt. Wir brauchen regionale Wirtschaftskreisläufe, damit es in der Region weitergehen kann, damit es in den Dörfern weitergeht. Darunter verstehen wir, daß zum Beispiel in der Landwirtschaft über eine umweltverträgliche Wirtschaftsweise wieder mehr Arbeitsplätze entstehen. Wenn die Rüben nicht mehr gespritzt werden, könnten Leute aus dem Dorf sie hacken, und sie könnten das Geld dafür wieder im Dorf ausgeben. Es muß auch wieder attraktiv für Tischler werden, nicht nur Sperrholzplatten zu fertigen. Stattdessen muß das gesamte Handwerk wieder gefragt sein. Daran wollen wir arbeiten.«

Damit knüpft die in Borgentreich angesiedelte Bürgerinitiative zum einen an die lokale Ökonomie und zum andern an den Punkten an, die im Konzept der nachhaltigen Regionalentwicklung diskutiert werden: den Aufbau regionaler Wirtschaftskreisläufe, die Stärkung des produzierenden Handwerks und der bäuerlichen Landwirtschaft, die Schließung von Produktionsketten sowie die Integration ökologischer und arbeitsmarktpolitisch-sozialer Aspekte in ökonomische Überlegungen für die Region. Im Mittelpunkt aller Aktivitäten der BI steht die bäuerliche Landwirtschaft vor Ort, die durch neue Vernetzungsinitiativen gestärkt werden soll. Der Regionalaktivist von der Borgentreicher Bürgerinitiative:

»Mit der Landwirtschaft steht und fällt das Leben auf den Dörfern. Je mehr Höfe hier aufgeben, desto mehr wird alles zur Schlafstadt. Daß es in dieser Gegend noch Dörfer mit 30 Vollerwerbsbetrieben gibt, das ist etwas Besonderes, das gibt es nicht mehr überall, und das muß man erhalten.«

fu der Tat ist die Warburger Börde eine Region mit vergleichsweise vielen mittelständischen bäuerlichen Betrieben. Allein in meinem Untersuchungsgebiet Kernstadt Borgentreich (2385 EinwohnerInnen) werden im Jahr 1997 noch 29 Haupterwerbsbetriebe real bewirtschaftet (eigene Erhebung). Die Statistik weist zwar für bäuerliche Betriebe keine Vergleichszahlen auf Gemeindeebene auf, jedoch deutet schon die Zahl der Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft auf die besondere Stellung Borgentreichs hin. Während im Großgemeindegebiet Borgentreich noch 16,6 Prozent der Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft arbeiten, sind es auf Kreisebene nur noch 6,5 Prozent, im Regierungsbezirk Detmold 2,9 Prozent und im gesamten Land Nordrhein-Westfalen lediglich

1,9 Prozent.⁴⁶ Die BI-AktivistInnen haben es sich zum Ziel gesetzt, gerade die kleinen und mittleren landwirtschaftlichen Betriebe zu erhalten. Eine Chance sehen sie in der Umstellung auf biologischen Landbau. Deshalb führen Mitglieder und freiwillige der Bürgerinitiative Einzelberatungen für umstellungswillige landwirtschaftliche Betriebe durch. Außerdem wurde eine Erzeugergemeinschaft gegründet, der derzeit elf Bio-Betriebe angehören. Mit einem neuen Vermarktungskonzept will die Erzeugergemeinschaft eigene Produkte in den Geschäften der Region anbieten. Kurze Transportwege sollen die Frische der biologischen Erzeugnisse garantieren und einen Beitrag zur Umweltentlastung leisten. Weiterhin ist geplant, in Borgentreich eine Landschaftsstation aufzubauen, deren Ziel es ist, in der gesamten Region flächendeckend umweltverträglich zu wirtschaften. Damit grenzen sich die Vorstellungen der BI vehement gegen die derzeit schon bestehenden und von der CDU-Mehrheit des Kreises geförderten sogenannten Biologischen Stationen ab. Die voneinander differierenden Konzepte reflektieren den klassischen Konflikt zwischen einem integrierten und ganzheitlichen Naturschutz, der an einer Auflösung des Konflikts von Ökologie und Ökonomie interessiert ist sowie einem desintegrativen Naturschutz, dem der Reservatsgedanke zugrundeliegt. Bei letzterem Entwurf wird Natur weiterhin nicht-nachhaltig genutzt und zum »Ausgleich« ein Teil von ihr »stillgelegt« und der Nutzung gänzlich entzogen. Die Borgentreicher Bürgerinitiative präferiert eindeutig die naturintegrierende Vorstellung von Ökonomie, wie der BI-Geschäftsführer erläutert:

»Das Konzept der Biologischen Stationen besteht darin, ein abgegrenztes Gebiet zu schützen, aber drumherum wird geaast. Wir dagegen wollen, daß die Flächen wieder attraktiv für eine umweltverträgliche Nutzung werden. Im Zusammenhang mit einer Stärkung regionaler Wirtschaftskreisläufe wollen wir auch eine Fachberatung für kleine Handwerksbetriebe anbieten: Welche Bedingungen brauchen sie für das Überleben? Wo gibt es Arbeitsmöglichkeiten? Das ist ein anspruchsvoller Ansatz, der schwer zu verwirklichen ist. Wir müssen schließlich auch mit den Machtverhältnissen im Kreis (*gemeint ist die CDU-Mehrheit, d.A.*) leben und gucken, was wir finanziert bekommen.«

Die weit über den ökologischen Mainstream hinausgehenden Vorstellungen der Bürgerinitiative »Eine Region denkt um« haben längst den Zorn der konservativen Kreise in der Region erregt. Insbesondere die CDU des Kreises Höxter, aber auch die CDU-Mehrheit der Stadt Borgentreich stellen sich gemeinsam mit den

46 Quelle: Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen, Landesdatenbank, Datenprofil für die Stadt Borgentreich - Statistische Daten für ausgewählte Verwaltungsbezirke des Landes NRW

Regionalgruppen des Deutschen Bauernverbandes gegen die BI-Pläne einer Landschaftsstation. Den Aktivistinnen wird, insbesondere auch von vielen intensiv wirtschaftenden Bauern unterstellt, daß sie lediglich Bioprodukte vermarkten und die Intensivbauern als eine Art »Umweltpolizei« kontrollieren wollten. Ein politisch instrumentalisierter Konflikt, glaubt der BI-Vertreter:

»Dieses Mißtrauen, daß wir sie gleich anzeigen, wenn vom Güllefaß mal was überschwappt, ist mit Sicherheit von der CDU und vom Bauernverband geschürt worden. Die haben Angst, daß mit der Landschaftsstation etwas entsteht, was sie nicht kontrollieren können. Umweltverträgliche Landwirtschaft ist schließlich Aufgabe der Landwirtschaftskammer, und da könnten ja viele Fehler der Vergangenheit aufgedeckt werden. Zum Beispiel, daß immer in Richtung wachsen beraten wurde, ohne ökologische Rücksichtnahme.«

Der politische Konflikt um den Aufbau der Landschaftsstation ist deshalb so gravierend, weil er eine tiefe Spaltung in der Bevölkerung - insbesondere auch unter den Bauern offenlegt. Deutlich ist, daß es hier nicht um eine Frage der Reduktion des Dünger- oder Spritzmitteleinsatzes geht, sondern um eine grundlegend andere Art und Weise der eigenen Verortung in den ökonomischen Zusammenhängen. Das bedeutet gleichzeitig, daß der Grund, warum viele intensiv wirtschaftende Bauern gegen die regionalpolitischen Aktivitäten der Bürgerinitiative opponieren, sicherlich auch, aber eben nicht nur in der (möglicherweise berechtigten) Angst begründet liegt, die Ökologen würden ihre Pestizideinsätze kontrollieren wollen. Vielmehr scheinen sie »öko« oder »regional« gleichzusetzen mit »eigenmächtig sich den Marktregeln widersetzen« - den Vorgaben also, denen sie sich selbst seit Jahrzehnten zu unterwerfen hatten. Aus ihrer Sicht umgehen die Ökologen das Regelwerk einfach dadurch, daß sie eigene Märkte aufbauen, die unabhängig von der zentralen Vermarktung funktionieren sollen. Es ist in letzter Konsequenz der Versuch der Selbst- bzw. Wiederbemächtigung der Regionalorientierten, der den der Marktmacht unterworfenen Bauern den Spiegel vorhält, und genau dagegen scheinen sie sich zu wehren. Sie wollen weiterhin daran glauben - auch wenn es ihnen zunehmend schwerfällt, daß ihre Landesvertreter Deutscher Bauernverband und CDU auch künftig die Dinge in ihrem Interesse richten werden. Sie selbst haben schließlich in den letzten Jahrzehnten vor allem eins gelernt: daß sie keinerlei Einfluß auf Preisbildung und andere Markteffekte haben. Wer nun plötzlich erkennen muß, daß dieser Einfluß doch zu erlangen ist, und das auch noch durch Protest und Eigeninitiative, und wer sich zudem konfrontiert sieht mit einer Sicht, die all die mühselig abgeschüttelten Reliquien der »rückständigen« handwerklich-bäuerlichen Produktion plötzlich wieder aufwertet, der muß sich entweder fragen, ob die Verluste ver-

meidbar gewesen wären und die Mühen der Anpassung umsonst waren, oder er verhindert eine solche Konfrontation, indem er Wut und Frustration über die groteske Geschichte der Unterwerfung der Bauern unter den Markt auf diejenigen projiziert, die sie aufdecken und neue Akzente setzen wollen. Die Widerstand gegen regionalorientierte Formen des Wirtschaftens dient auf diese Weise der Legitimation der eigenen Geschichte.

Eine Molkerei in Bauernhand

Die Upländer Bauernmolkerei ist ein weiteres Beispiel für regionale Initiativen, die ein neues Verständnis von Markt kreieren und umsetzen wollen. Der Borgentreicher Bauer H - einer der Initiatoren des Projekts - stellte seinen Betrieb 1989 auf biologischen Landbau um, konnte seine Milch aber wegen mangelnder Molkereikapazitäten im ökologischen Bereich nicht als Bio-Milch vermarkten. Nachdem er jahrelang auf den Wartelisten verschiedener Bio-Molkereien gestanden hatte, entschied er sich gemeinsam mit 17 anderen Bauern, eine eigene Molkerei zu betreiben. Die Milchwerke Köln/Wuppertal hatten gerade die kleine Usselner Molkerei wegen »Unrentabilität« abgestoßen - für die bäuerliche Erzeugergemeinschaft kam die Schließung gerade recht. Die notwendigen zwei Millionen Mark Investitionskapital für die Molkerei mit einer Kapazität von 30 Millionen Litern im Jahr wurden durch Stammeinlagen der heute 33 Mitglieder sowie über einen vom BUND-Landesverband Nordrhein-Westfalen initiierten Beteiligungsfonds aufgebracht. Die Gemeinde hatte die Molkerei zuvor aus Mitteln der Dorferneuerung gekauft und verpachtet sie nun an die Betreiber.⁴⁷ Die Upländer Bauernmolkerei GmbH, die im September 1996 ihren Betrieb wiederaufnahm, steht nun vor der Aufgabe einer langfristig erfolgreichen Vermarktung ihrer im Vergleich etwas teureren Produkte »aus der Region für die Region«. Der Borgentreicher Bauer H, mit 60 Kilometern der am weitesten entfernte Lieferant der »ersten Molkerei, die wieder aufmacht«, betont die Bedeutung einer Wiederausammenführung von Produktion und Konsum für eine regionale Kreislaufwirtschaft.

Ohne ein weitsichtiges und an Regionalität orientiertes *Verbraucherverhalten* können regionale Initiativen von seiten der *Erzeuger* nicht erfolgreich sein - das

47 Unabhängige Bauernstimme 10/1996, taz, 17.9.1996, Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft 1997:55ff

zeigt nicht zuletzt der Untergang der lokalen Ökonomie Borgentreichs: Die Trennung von Konsum und Produktion, genauer: die Abtrennung des Konsums von der gegenseitigen Verpflichtung der Produzenten untereinander sowie die Orientierung des Konsums an rationalisierten Produktionsbedingungen, die vor Ort nicht gegeben waren, sorgten dafür, daß immer mehr Produzenten von der dörflichen Bühne verschwanden. Genau an diesen Punkt knüpfen die regionalen Initiativen heute wieder an. Auch wenn nicht intendiert ist, alle RegionsbewohnerInnen in ProduzentInnen zurückzuverwandeln, soll dennoch das Prinzip der Reziprozität wieder Eingang in die ökonomischen Beziehungen finden. Nicht mehr, wie früher auf der Basis des unmittelbar aufeinander Angewiesenseins, sondern auf der Grundlage einer mittelbaren Gegenseitigkeit: Wer nicht will, daß die ökologisch nachhaltig wirtschaftenden Bauern verschwinden, daß nur noch multinationale Konzerne über die Inhaltsstoffe in den Lebensmitteln bestimmen oder daß das Grundwasser zunehmend pestizidbelasteter wird, soll ökologische Produkte aus der Region für einen höheren Preis bereit sein zu kaufen.⁴⁸ Diese neue Form der Reziprozität gehört zur Unternehmensphilosophie der Bauernmolkerei, wie Bauer H erläutert:

»Die Verbraucher müssen mit einbezogen werden in eine andere Ökonomie, die auf Nachhaltigkeit zielt und die aus unserer Sicht bäuerlich ist. Das heißt, wenn man Kühe auf der Weide sehen will oder Grünland haben will, muß man auch entsprechend konsumieren und ein klein wenig mehr bezahlen. Die großen Lebensmittelketten sind nicht bereit, höhere Preise zu zahlen, also müssen die Verbraucher selbst aktiv werden. Genau wie wir Bauern selbst auch. Wir haben uns als Bauern viel zu wenig um die Vermarktung gekümmert und haben das abgegeben an die Konzerne. Wir müssen da wieder mitreden, darum haben wir die Molkerei auch Bauernmolkerei genannt.«

Auch in diesem zweiten Beispiel einer regionalen Initiative steht die Kritik am »selbstregulierenden« Markt im Mittelpunkt der Aktivitäten. Die Bauern haben die Erfahrung gemacht, daß die Nicht-Protektion lokaler und regionaler Produktion und Vermarktung eindeutig zu ihrem Nachteil verläuft. Die Bevorzugung der rationalisierten und auf dem Einsatz billiger Arbeitskräfte beruhenden Massenproduktion durch die neoliberale Agrar- und Wirtschaftspolitik hat kritische und selbstbewußte Bauern dazu veranlaßt, das Vertrauen in Staat, Parteien und andere Stellvertreter-Institutionen zu reduzieren oder ganz aufzugeben und die Organisation ihrer Ökonomie wieder in die eigenen Hände zu nehmen. An die

48 Gingen 1945 noch die Hälfte und 1965 mehr als ein Drittel der Haushaltsausgaben in den Bereich Nahrung, sind es heute nur noch 14,2 Prozent. (Quelle: Statistisches Bundesamt 1997; Zahlen nehmen Bezug auf die alten Bundesländer.)

Stelle der staatlichen Protektion soll ein protektives Verbraucherverhalten treten, das gerade durch neue politisch-ökonomische Bündnisse entsteht. Von »herkömmlichen« sozialen Bewegungen unterscheiden sich diese regionalen Zusammenschlüsse von Erzeugern und Verbrauchern insbesondere durch den Bezug zu einer alternativen *ökonomischen* Praxis, die an moralökonomischen Kategorien orientiert ist. So richten die Konsumentinnen ihr Kaufverhalten nicht in erster Linie an einem möglichst niedrigen Preis aus, sondern an einem, der sowohl allgemein-ökologische Fragen als auch die Überlebensfähigkeit möglichst vieler kleiner und mittlerer bäuerlicher Betriebe integriert.

Regionalisierung als Alternative zur Globalisierung: Ökonomische Argumente

Ausgangspunkt des Ansatzes der nachhaltigen Regionalentwicklung ist die Annahme, daß eine handlungsorientierte Strategie als Antwort auf die sozialen und ökologischen Probleme, die die Globalisierung von Produktion und Konsum hervorruft, nur auf einer regionalen Ebene erfolgreich sein kann. Warum Regionalisierungsbewegungen sich auf die Region beziehen und den Weltmarkt als Produktions- und Verteilungsinstanz explizit ablehnen, soll nun am Beispiel von drei Problemfeldern der kapitalistischen Produktion beleuchtet werden.

Zwang zur Externalisierung sozialer und ökologischer Kosten

In einer lokalen oder regionalen Ökonomie ist der Selbstversorgungsgrad hoch und sind die ökologischen Kreisläufe weitgehend geschlossen. Sie ist nicht, oder nur im geringen Maße, auf Lieferungen vom Weltmarkt angewiesen. Die Schweine, die in Borgentreich von jeder Familie gehalten wurden, fütterte man ausschließlich mit vor Ort angebauten Feldfrüchten und Getreide(schrot). Heute besteht ein Teil des Schweinefutters in den Mastställen aus importiertem Sojaschrot, das zu niedrigen Preisen auf dem Weltmarkt angeboten wird. In den Ländern, in denen dieses Soja wächst, entstehen jedoch Kosten, die in den Preisen nicht auftauchen und die von den Sojakäufern auch nicht bezahlt werden: Monokulturen für den Export führen in vielen Fällen dazu, daß Bauern und Bäuerinnen vom Land vertrieben, die Böden durch intensiven Anbau ruiniert

und die Sozialstrukturen nachhaltig zerrüttet werden. Solche Kosten subsumiert die ökonomische Theorie unter dem Terminus »externe Effekte«. Weil niemand der Kostenverursacher für sie aufkommt, spricht man auch von »externalisierten Kosten«. Sie sind eine der Grundvoraussetzungen für die Funktionsfähigkeit des Warenmarktes als weltumspannendes System. Regionalisierungsbewegungen lehnen eine fortgesetzte Externalisierung von Produktionskosten ab - sie wollen alle Kosten in den Produktionsprozeß internalisieren. Aus diesem Grund spielt die auf die Region gerichtete bäuerlich-handwerkliche Produktion in ihren Zukunftsszenarien eine so entscheidende Rolle, denn ihre Stärkung stellt eine der Grundvoraussetzungen für Internalisierung dar.

Das Postulat der Internalisierung von Produktionskosten entstand aus einer Kritik an der untrennbar mit der Weltmarktproduktion verbundenen Externalisierung, die im folgenden genauer beschrieben werden soll. Externalisierung ermöglicht es, wesentliche Faktoren der Produktion auszublenden, schafft also die Voraussetzungen für eine Illusion über die Warenproduktion (Warenfiktion) und zwar sowohl, was die Einbeziehung von Arbeitskräften aus der sogenannten Dritten Welt, als auch was die Vernutzung der Natur betrifft. Massarrat (1995:75) definiert Kostenexternalisierung wie folgt:

»Externalisierte Kosten sind reale soziale und ökologische Kosten, die Individuen, Gruppen und Nationen zwecks eigener Aufwandsminimierung und Ertragsmaximierung der Allgemeinheit, anderen Gruppen, Nationen und künftigen Generationen anlasten, um den eigenen Wohlstand und das ökonomische Wachstum zu Lasten anderer zusätzlich zu steigern.«

Massarrat zeigt am Beispiel der Entstehungsgeschichte der Weltwirtschaft die ungemein wichtige Bedeutung von Kostenexternalisierung auf: So beruhte die dynamische Expansion des Kapitalismus in Europa zwar zum einen auf der technologisch bedingten Produktivitätssteigerung, zum andern aber auch auf der flächendeckenden Externalisierung sozialer Kosten durch niedrigste Löhne, lange Arbeitszeiten und den Einsatz von Kindern in Manufakturen und Bergwerken (Massarrat 1995:76). Die Überausbeutung von menschlicher Arbeitskraft bildet nach Massarrat den Kern eines »machtpolitisch-rechtlichen Dualsystems«, das aus zwei organisch miteinander verflochtenen Sozialsystemen besteht: eines einer mit allen Macht- und Rechtspositionen ausgestatteten Minderheit und eines einer mehr oder minder macht- und rechtlosen Mehrheit: die »Basis«, die für die aus der eigenen Volkswirtschaft ausgelagerten Kosten aufkommt. Die auf diese Weise entstehende internationale Arbeitsteilung zwischen dem industrialisierten Norden und dem rohstoffexportierenden Süden ist nicht Ergebnis der »asymmetrischen Verteilung von globalen Ressourcen« und des »freien Spiels der

Marktkräfte«, wie die neoklassische ökonomische Theorie postuliert⁴⁹, sondern Resultat eines Prozesses, der nur unter massivem Einsatz von Gewalt (Militärregimes, Landenteignungen, strukturelle Gewalt durch Armut etc.) erzwungen werden konnte - und immer wieder neu erzwungen werden muß. Werlhof (1983a:148) spricht in Anlehnung an Luxemburg von »fortgesetzter ursprünglicher Akkumulation«. »Fortgesetzt« deshalb, weil die Alimentierung eines kleinen Teils der Weltbevölkerung durch die Mehrheit täglich neu gegen deren Überlebensinteresse durchgesetzt werden muß. Schließlich greift allein der deutsche Konsum von landwirtschaftlichen Produkten auf eine Belegung landwirtschaftlicher Flächen in anderen Ländern zurück, die etwa 30 Prozent der inländischen Landwirtschaftsfläche beträgt, während gleichzeitig die hierzulande verbrauchten landwirtschaftlichen Erzeugnisse nur noch zu etwas mehr als einem Drittel auf inländischen Ackerflächen angebaut werden (BUND/Misereor 1996:118). Die Bodenverluste in den Erzeugerländern sind externalisierte Kosten, die die Bevölkerung mit Armut, sozialer Entwurzelung durch Landflucht bzw. Vertreibung sowie mit Unterernährung bezahlt.

»Die Ananas aus den Philippinen, das Bauxit aus Jamaica, die Rosen aus Kolumbien enthalten in ihrem Verkaufspreis keinen Anteil, der dem Schutz der Umwelt wie der Gesundheitsfürsorge und der sozialen Sicherung der Arbeitenden dient.« (BUND/Misereor 1996:390)

Gerade weil jedoch der Zwang zur Kostenexternalisierung sowohl die interne (Hausfrauisierung) als auch die internationale Arbeitsteilung nicht zuletzt über Gewalt strukturiert, liegt das primäre Problem der Externalisierung von Kosten nicht in der Nicht-Bezahlung von Arbeit oder Natur. Natur mit Preisen zu versehen, wie es im Konzept der Ökosteuer vorgesehen ist, würde sie lediglich künstlich verknappen, jedoch nicht verdeutlichen, daß im globalisierten Verwertungsprozeß menschliche und natürliche Ressourcen unwiederbringlich genutzt bzw. ihrer Lebens- und Entfaltungschancen beraubt werden. Auf diese Weise entstehen Kosten, die überhaupt nicht bezahlbar sind. Deshalb erscheint es folgerichtig, daß der Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung über die Forderung hinausgeht, externe Effekte zu internalisieren (Daly 1995). Vielmehr soll ein neues Verständnis von Ökonomie und Gesellschaft auf einer konkreten

49 Tatsächlich verfügen Nordamerika, Europa und Rußland mit weniger als einer Milliarde EinwohnerInnen über größere Reserven an nicht erneuerbaren Energie- und mineralischen Rohstoffen als der gesamte Süden mit beinahe vier Milliarden EinwohnerInnen (Massarrat 1995:79).

Handlungsebene in eine neue soziale Praxis umgesetzt werden. Denn wenn der Markt nicht im Sinne der geforderten sozial-ökologischen Nachhaltigkeit regulieren kann, dann muß es die »Moral«, dann müssen es die sozialen Akteure selbst tun. Eine in diesem Sinne verstandene Ökologie ist kein an rein quantitativen Kriterien ausgerichteter Naturschutz, sondern eine andere ökonomische, soziale und kulturelle Praxis von unten.

Wachstumswang durch das »Gewinn-Zinsprinzip«

Ein weiterer Grund, warum der am nachhaltigen Wirtschaften orientierte Regionalisierungsansatz die Eigenmacht der Regionen und Initiativen stärkende ökonomische Veränderungen »von unten« präferiert, liegt in der Einsicht in die Nicht-Reformierbarkeit des zu einer »quasi universellen Richtschnur gewordenen globalen Wettbewerbskapitalismus« (Die Gruppe von Lissabon 1997:66), weil dieser, bedingt durch seine innere Logik, von sozialen und ökologischen Erfordernissen abstrahieren muß. Nachhaltige Regionalentwicklung favorisiert eine neue Gebrauchswertorientierung, die sozialen und ökologischen Erfordernissen absoluten Vorrang einräumt. Damit präsentiert sich dieser Ansatz als ökonomische Alternative, wie nun am Beispiel von Binswangers Analyse des Widerspruchs von Ökologie und kapitalistischer Ökonomie gezeigt werden soll.

Binswangers These lautet: Der kapitalistische Umgang mit Geld erschwert nicht nur, sondern verhindert geradezu ökologisches Wirtschaften, weil er auf ein exponentielles Wachstum angelegt ist, bei dem der Zuwachs immer mitwächst; und zwar nicht nur über das Zinsprinzip, sondern über das »Gewinn-Zinsprinzip« (Binswanger in Barnrue u.a. 1993:218). Binswanger argumentiert, daß sich die erste und die zweite Voraussetzung des Wachstums gegenseitig bedingen: Geld- und Kreditschöpfung setzen Wachstum, mit anderen Worten, Netto-Investitionen voraus, und wiederum durch Wachstum, also Nettoinvestitionen, könne die Geldmenge vermehrt werden (Binswanger 1991:103). Mehrproduktion ist also ein notwendiger Bestandteil des Kapitalisierungsprozesses. Zwang zum Wachstum heißt Zwang zur Erwirtschaftung eines Mehrprodukts, das sowohl die Abschreibungen für die Investitionsgüter als auch ihre Kosten deckt. Da Investitionen in aller Regel über den Erwerb von Geldkapital finanziert werden, muß zusätzlich der Zins erwirtschaftet werden (Binswanger 1991:89). Und weil der Gewinn durch die Konkurrenzbedingungen der Produktion immer wieder neu erkämpft werden muß, ist der Zwang zur Re-Investition

vorgegeben. Unmittelbar mit der Zinsproblematik verknüpft sind die spezifischen Erfordernisse einer auf industrielle Produktion angelegten Organisation der Wirtschaft, die eine stetige Massenproduktion sowie den dazugehörigen Massenkonsum voraussetzt: Eine gedrosselte Produktion oder gar ein Produktionsstillstand führt aufgrund des hohen investiven Kapitals schnell zum Ruin. Binswanger (1991:93) folgert:

»Auf diese Weise kommt es nicht nur zu einer Verewigung der Investition durch ständige Erneuerung im Sinne von Ersatzinvestitionen, sondern auch zu einem kumulativen Wachstumsprozeß des Kapitals aufgrund der Reinvestition eines Teils der Gewinne.«

Auf Wachstum zu verzichten, wie es beispielsweise die ökologische Forderung nach »Nullwachstum« nahelegt, hat nun allerdings nicht einfach eine Stagnation auf der Einkommenseite, sondern einen realen Kapitalverlust auf der Vermögensseite zur Folge. Stagnation, also ein sich Zufriedengeben mit dem einmal erreichten Niveau, so Binswanger, ist wegen der stets sich vollziehenden Verwandlung erwarteter wachsender Gewinne in gegenwärtige Vermögenswerte und die Abhängigkeit der Wirtschaft von der Aufrechterhaltung dieser Vermögenswerte unmöglich (Binswanger 1991:100). Binswangers Argumentation läßt wenig Hoffnung auf eine reformorientierte Lösung des Konflikts zu. Selbst bei »gutem Willen« oder, wie die Wirtschaftsethiker fordern, unter Einbezug »kommunikativ-ethischer Rationalitätskriterien« in die »ökonomische Vernunft« (Ulrich 1993) dürfte eine ökologische Neugestaltung schwerfallen, denn wegen der Gewinnvorgabe »müssen die gesamten Geldeinnahmen höher sein als die gesamten Geldausgaben.« (Binswanger 1991:36)

»Investor wie Kapitalanleger sind nicht nur um des Gewinnes willen an der Erhöhung der Gewinne interessiert, sondern auch, um einen drohenden Kapitalverlust zu vermeiden. Es ist kein Zweifel, daß es diese Vision des Kapitalverlustes ist, welche allein schon die Opposition gegen einen Wachstumsverzicht hervorrufen muß.« (Binswanger 1991:98)

Das Geld führt als kapitalistisches Geld ein Eigenleben; seine Entkoppelung von der Bedarfsorientierung und nun auch von der Wirtschaft selbst (Entkoppelung der monetären von der realen Akkumulation) veranlassen Altwater/Mahnkopf (1996:130), von der »zweiten Stufe des Disembedding« zu sprechen.

Regionale Grenzen versus schrankenloser Freihandel

Im Ansatz der nachhaltigen Regionalentwicklung wird die Region bewußt als ein begrenzter Ort ökonomischen Handelns begriffen. Im Gegensatz zum weiter oben vorgestellten Konzept von Regionalisierung besteht Globalisierung in dem Versuch, Unendlichkeit in einer durch die Zyklen der Natur begrenzten Welt zu imaginieren und auch herzustellen. Das eigentlich Neue an der Globalisierung am Ende des 20. Jahrhunderts ist laut Altvater/Mahnkopf, daß die Exploration und Eroberung der globalen Räume dazu geführt hat, daß es keine weißen Flecken mehr auf der Landkarte gibt. Das bedeutet jedoch nicht, daß damit die Globalisierung abgeschlossen wäre:

»Der Drang in den planetarischen und transgalaktischen Raum ist ungebrochen, und er richtet sich auf die Mikro- und Nanostrukturen des Lebens, auf die genetischen Zusammenhänge, weil in ihnen mögliche Erwerbsquellen aufgedeckt werden könnten. Globalisierung ist also mehr als Expansion. Es handelt sich dabei auch um Beschleunigung und Usurpation.« (Altvater/Mahnkopf 1996:42)

Das Durchpeitschen ökonomischer Transaktionen »ohne Berücksichtigung von Ästhetik und Moral«, der Zwang zur fortgesetzten Beschleunigung, die permanente Überschreitung der natürlichen Begrenzungen erzeugt Gewalt und Zerstörung und führt, so Altvater/Mahnkopf (1996:17) »nach menschlichem Ermessen in die soziale und ökologische Katastrophe«. Neue Regionalisierungsbewegungen wollen die Realisierung dieser Prognose verhindern, indem sie dem Weltmarkt das zu entziehen versuchen, was sie für den Aufbau einer regionalen Wirtschaft selbst benötigen; unter anderem seine Konsumenten. Sie versuchen nicht, wie andere Teile der ökologischen Bewegung, den Freihandel, etwa durch die Addierung sozialer und ökologischer Mindeststandards in die **WTO** zu reformieren⁵⁰, sie halten ihn vielmehr für nicht reformierbar. Für diese These sprechen eine Reihe von Argumenten, die ich im folgenden ausführen möchte.

50 Die Diskussion um soziale und ökologische Mindeststandards in der Weltökonomie bezieht sich auf neue Formen des Sozialdumping (Niedrigpreisexporte aus Niedriglohnländern) und Ökodumping (Niedrigpreisexporte aufgrund fehlender Umweltschutzgesetze) (May 1995:240). Die Befürworter eines »organisierten Handels« äußern keine grundsätzliche Kritik am Welthandel bzw. Weltmarkt, sondern sehen ihn lediglich unzureichend kontrolliert. Es wird also nicht die Frage gestellt, wer wo und was für wen produziert, sondern lediglich, unter welchen Bedingungen die Produktion stattfindet. Der derzeit als unbefriedigend konstatierte Zustand des Welthandels soll behoben werden, indem die Handelsströme nicht mehr primär nach den Maßgaben der komparativen Ko-

Adam Smith ging davon aus, daß sich der Markt erst unter vollständig liberalisierten Bedingungen entfalten kann. Er gehorcht abstrakten Gesetzen; moralisch oder ethisch begründete Restriktionen, die an der Überlebensfähigkeit der Menschen und der Natur orientiert sind, wären Gift für ihn. Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung werden in der Tradition der klassischen Lehre deshalb auch folgerichtig als die entscheidenden Triebkräfte der Globalisierung bezeichnet (Die Gruppe von Lissabon 1997:63). Mit diesen Maßnahmen assoziiert man aber nicht steigende Arbeitslosigkeit in den reichen Ländern oder zunehmende Verelendung in den armen, vielmehr geht man von der allumfassenden Überlegenheit des liberalen Welthandels aus. Eine liberale Welthandelsordnung nutzte langfristig allen Ländern, weil offenere und wettbewerbsintensivere Märkte einen regeren internationalen Austausch bewirken (May 1995:237) Als Beleg für die neoliberale Doktrin von der weltweiten Erhöhung des Wohlstands und Lebensstandards durch uneingeschränkten Handel (Samuelson 1973/II:406) wird angeführt, daß in den letzten vier Jahrzehnten der Zuwachs beim Welthandel stets größer war als bei der Weltproduktion. Freihandelsbefürworter glauben, daß *alle* am Weltmarkt teilnehmenden Länder eine reale Chance haben, denn Freihandel führe zu Konvergenz. Ein solches Credo unterstellt, daß der Kuchen, von dem alle zu gleichen Teilen essen sollen, zwangsläufig größer werden muß - unter den Bedingungen der begrenzten Ressourcen eine Illusion (Mies 1995, Sarkar 1993). Nationale Wettbewerbsvorteile können unter globalisierten Bedingungen kurzfristig erreicht werden - zum Beispiel durch das Entstehen neuer Absatzmärkte - über kurz oder lang führen sie aber unvermeidlich zu Nachteilen für andere Bewerber. Zum andern würde die Durchsetzung sozialer und ökologischer Mindeststandards dem Handel erhebliche Beschränkungen auferlegen; er wäre kein Freihandel mehr.

Wichtigstes Argument für den Ausbau des freien Welthandels ist denn auch die internationale Arbeitsteilung. Man geht auf dem Hintergrund von Ricardos Theorem der komparativen Kostenvorteile davon aus, daß es aufgrund unterschiedlicher Produktionsbedingungen der einzelnen Standorte für ein Land immer vorteilhaft ist, sich auf Produktion und Export jener Standorte zu spezialisieren, bei denen es besondere Vorteile aufweist, und im Gegenzug andere Waren und Leistungen zu importieren.⁵¹ Freihandel setzt jedoch unendliches

sten fließen, sondern indem mit Hilfe von politischen Restriktionen aktiv auf sie Einfluß genommen wird (Ragnitz 1995:203).

51 Ragnitz 1993:203. Ricardos Theorem besagt, daß unter der Voraussetzung international mobiler Faktoren selbst bei absoluten Kostenvorteilen für *ein* Land ein für beide Län-

Wachstum voraus - Ricardos Theorem ist nur unter dieser und der Voraussetzung einer geringen Mobilität des Kapitals realisierbar. Vor allem aber erklärt es nicht, warum der exportorientierte Entwicklungsweg für das Gros der Länder, die meisten »newly industrializing countries« inbegriffen, nicht Wohlstand, sondern steigende Verschuldung und Verarmung gebracht hat (Fröbel/Heinrichs/Kreye 1986:480ff). Ein Fünftel der Weltbevölkerung verfügt über 85 Prozent des Weltsozialprodukts, die ärmsten 20 Prozent der Weltbevölkerung dagegen nur über 1,4 Prozent - und der Konzentrationsprozeß nimmt zu, nicht ab (Le Monde Diplomatique, 10.7.1995). Selbst die vielgelobten asiatischen »Tiger« blicken mittlerweile in eine ungewisse Zukunft. Der technologische Durchbruch blieb aus und die ehemals billige Arbeitskraft - Grundlage des Erfolgs - ist zu teuer geworden (Meinert 1995). Eine im Mai 1996 veröffentlichte Studie der UNCTAD hat ergeben, daß die ärmsten Länder nicht nur nicht von der Globalisierung profitiert haben, sondern daß ihre marginale Stellung innerhalb der Weltökonomie verstärkt wurde (Die ZEIT, 25.5.1996). Selbst in Singapur, das fünfmal soviel Waren wie Westdeutschland exportiert, konnten die »unteren« 70 Prozent der Bevölkerung seit Beginn der Industrialisierung in den 60er Jahren ihren Lebensstandard kaum verbessern. In Argentinien, einem Vorzeigeland neoliberaler Politik, steigt die Arbeitslosigkeit ebenso ins Unermeßliche wie die von monopolistischen Anbietern willkürlich gebildeten Preise für Lebensmittel (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 24.8.1990). Die Erkenntnis, daß wirtschaftliches Wachstum und soziale Modernisierung in den meisten Ländern des Südens die Massenarmut nicht beseitigt, sondern eher noch verschärft haben, ist in der entwicklungssoziologischen Diskussion mittlerweile zum Allgemeinplatz avanciert (Hurtienne 1984/I:VII). Der »Wohlstand der Nationen« (Smith) ist eben nur der »Wohlstand einiger weniger Nationen« (Caldwell).

Die Vorteile des internationalen Handels liegen ganz offensichtlich nicht in der Spezialisierung eines Landes auf ein bestimmtes *Produkt*, das es mit besonders niedrigen Herstellungskosten exportieren kann, wie Ricardo annahm, sondern vielmehr in den niedrigen Herstellungskosten selbst. Die komparativen Kostenvorteile für die meisten Länder des Südens sind eben nichts anders als die armseligen Lebensbedingungen der »internationalen Reservearmee«, die es ermöglichen, Produkte billig herzustellen und Umweltstandards als drittrangiges

der wohlfahrtserhöhender Handel auf der Basis komparativer Vorteile entstehen kann. Die höchste Wohlfahrtssteigerung durch den Handel wäre dann erreicht, wenn sich im Zuge von Spezialisierung und Handel einheitliche Weltmarktpreise für Güter herausgebildet haben (Tischer 1995:28f.).

Problem außer acht zu lassen (Woodall 1994:42). Wäre es anders, wäre die Freihandelslehre schließlich imstande zu erklären, warum rund zwei Drittel aller Staaten *trotz* Teilnahme am Weltmarkt keine Bedeutung für ihn haben und ohne Einfluß auf sein Geschehen sind, ihm dafür aber durch Im- und Exporte im hohen Maße ausgeliefert sind (BUND/Misereor 1996:388). Bourdieu hat also recht, wenn er vom »free trade faith« als einer »entsozialisierten und enthistorisierten Theorie« spricht (Bourdieu 1998:3). Kaschiert wird die theoretische Unzulänglichkeit der »neoliberalen Utopie« (Bourdieu) mit dem immergleichen Lamento, die Entwicklungsländer seien aufgrund binnenwirtschaftlicher und -politischer Hindernisse »noch nicht genügend« in den internationalen Wettbewerb eingebunden. Die Verelendung eines Großteils der Weltbevölkerung wäre demzufolge also nicht Resultat der erzwungenen Teilnahme am Markt, sondern Ergebnis einer noch unvollständigen Integration aufgrund mangelnder »Entwicklungsfähigkeit« (Mies/Shiva 1995:80ft). Derweil treten auf der erfolgreichen Seite der Weltwirtschaft fast nur noch Oligopole gegeneinander an. Die 15 großen multinationalen Konzerne verfügen über ein Bruttoeinkommen, das größer ist als das Bruttosozialprodukt von 120 Ländern zusammen (Mies 1995:76). Diese Tatsache wird von den Freihandelsbefürwortern keineswegs verschwiegen. Kreile (1995:214) berichtet:

»Die Internationalisierung von Produktion und Dienstleistungen ist ein Prozeß, der sich vorwiegend als Ausbreitung multinationaler Unternehmen (MNU) über ausländische Direktinvestitionen vollzieht. ... inzwischen findet ein Drittel als Intrakonzernhandel ... von MNU statt.... MNU bestreiten über die Hälfte des Welthandels in verarbeiteten Erzeugnissen und einen noch größeren Anteil des stark expandierenden Dienstleistungshandels. Ferner kontrollieren sie 80 Prozent der Anbaufläche der für den Export bestimmten agrarischen Rohstoffe.«

Diese neokoloniale Struktur der globalen Ökonomie erweckt nicht den Eindruck einer auf unglückliche Umstände zurückzuführenden »Fehlentwicklung«, die durch demokratiefördernde Maßnahmen korrigiert werden könnte, sondern reflektiert vielmehr den durch und durch »totalitären Anspruch« der kapitalistischen Produktionsweise (Mies 1995:80). Das US-Magazin »Newsweek« (26.2.1996) prägte bezüglich des Problems der Lohnarbeitsplatzvernichtung die Vokabel »killer capitalism« und Kurnitzky (1994:192) geht davon aus, daß der Neoliberalismus in den letzten Jahren einer »gesellschaftlichen Verwilderung« Vorschub geleistet hat, die »weltweit das Anwachsen sozialdarwinistischer Strukturen vor allem in den Ländern der sogenannten Dritten Welt begünstigte.« Neben dem Materialmüll sammelt sich der »Menschenmüll« (Moscovici

1976: 113). KritikerInnen aus dem Süden sprechen in bezug auf Landraub und Expansion des Großgrundbesitzes gar vom »neoliberalen Völkermord« (Mayer 1996). Denn die Exportproduktion agrarischer Rohstoffe geht bekanntlich immer zu Lasten der Grundnahrungsmittelversorgung der exportorientierten Ökonomien des Südens und die mit Export erzielten Geldeinnahmen verbleiben in den Händen der jeweiligen Oligarchien bzw. fließen an das von außen operierende Kapital ab und tragen gerade nicht zur Erhöhung des Lebensstandards der Bevölkerungsmehrheit bei (Fröbel/Heinrichs/Kreye 1986:480).

Eine Regionalisierung von Produktion und Konsum in den reichen Ländern des Nordens und ein damit einhergehender höherer Grad an Eigenversorgung könnten es dagegen ermöglichen, daß auch im Süden die Ressourcen der einzelnen Regionen wieder für die eigene Versorgung statt für den Export eingesetzt würden. Aus einer an Eigenständigkeit und Selbstbestimmung orientierten regionalen Sicht jedenfalls erscheinen zentral problemverursachende Bestandteile der weltweit verallgemeinerten kapitalistischen Warenproduktion wie der Zwang zur Externalisierung der Kosten, der Wachstumszwang oder das zwanghafte Warten auf die »erlösende« Wirkung des Marktes als unumstößliche Barrieren auf dem Weg zu ökologisch und sozial nachhaltigen Gesellschaften. Die regionalorientierte Politik des unmittelbaren Zugriffs auf die Probleme unterscheidet sich von daher fundamental von Konzepten, die bei der Analyse der ökologischen Krise und bei dem Entwurf ökologischer Zukunftsszenarien oftmals wesentliche Ursachen der Krise selbst ignorieren, wie das nun folgende Kapitel über Nachhaltigkeitsentwürfe und ihre Kritik illustrieren soll.

6. Exkurs: Sustainability und Wachstum

»So gut wie alle Institute der internationalen Zukunftsforschung gehen davon aus, daß die Welt mit einer Wahrscheinlichkeit von 80 bis 90 Prozent im nächsten Jahrhundert in die Katastrophe treibt, wenn wir mit unserer Produktions- und Konsumtionsweise weitermachen wie bisher. Dann ist spätestens Mitte bis Ende des nächsten Jahrhunderts die Tragekapazität der Erde erschöpft. Die Schäden werden irreversibel, daß es Menschen nicht mehr möglich sein wird, auf der Erde zu leben.«

die tageszeitung, 11.9.1996

Die Grenzen des Wachstums, so die Essenz des Club-of-Rome-Berichts »Mit der Natur rechnen«, sind eITeicht, ohne daß dies auch nur zur Kenntnis genommen worden wäre (van Dieren 1995:3). Ein immenser Teil des weltweit genutzten Agrarlandes ist bereits unfruchtbar, große Gebiete des Weidelandes sind übernutzt, landwirtschaftliche Nutzflächen dehnen sich kaum noch aus, die Meere sind überfischt und werden zunehmend zu Giftmüllhalden der industriellen Produktion. Der Ausstoß von Treibhausgasen steigt, und die Ozonschicht schrumpft in einer ähnlichen Geschwindigkeit wie die Artenvielfalt. Jede Minute »verschwindet« tropischer Regenwald in der Größe von 60 Fußballfeldern (Vorholz 1995:41). Um eine Beschleunigung der globalen Erwärmung zu verhindern, ist es laut Intergovernmental Panel on Climate Change unerläßlich, die Treibhausgasemissionen um 60 bis 80 Prozent zu reduzieren. Eine Forderung, die angesichts des Standes der internationalen Umwelt- bzw. Wirtschaftspolitik waghalsig erscheint, sagen doch die Szenarien des World Energy Council voraus, daß die Energienachfrage bis zum Jahr 2020 weltweit um 50 bis 70 Prozent ansteigen wird (van Dieren 1995:299).

Angesichts der hier beschriebenen Lage der Welt nimmt es wenig wunder, daß die international geführte Ökologiedebatte seit Anfang der neunziger Jahre die gesellschaftlichen Diskussionen um zukünftige Entwicklung prägt. Sustainability, zu deutsch Nachhaltigkeit oder Zukunftsfähigkeit, ist seit der Weltumweltkonferenz von Rio 1992 zu einem ihrer schillerndsten Synonyme avanciert. Der der Forstwirtschaft entlehnte Nachhaltigkeitsbegriff - es soll nur so viel Holz geschlagen werden wie nachwächst - steht Pate für das neue Ent-

wicklungsleitbild: Sustainable Development will das Recht *aller* Menschen auf eine »angemessene wirtschaftliche Entwicklung« garantiert sehen (Hauff 1987:46). Die Frage, mit welchen Mitteln der Weg zu einer nachhaltigen gesellschaftlichen Entwicklung beschritten werden soll, ist allerdings heftig umstrittener Bestandteil der Debatte selbst (Sauerbom 1994). So gehen die Anhängereines »qualitativen Wachstums« davon aus, daß ökologische Politik ohne Wirtschaftswachstum und technischen Fortschritt nicht realisierbar sei. Das Ziel der nachhaltigen Entwicklung lasse sich ausschließlich mit einer Strategie verfolgen, die technischen Fortschritt und Wirtschaftswachstum »verstärkt für die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen nutzt« (Voss 1995). Dieses Argument der »End-of-the-Pipe-Strategie«, die erst beschädigt, um dann aus dem Destruktionsprozeß selbst Mittel zur Behebung bzw. Reparatur der Schäden zu schöpfen, ist der neoliberalen Interpretation wirtschaftlicher Entwicklung verpflichtet. Dagegen spricht, daß sich durch wirtschaftliches Wachstum zwar die Mittel, um Umweltschutz zu betreiben, erhöhen, gleichzeitig aber auch die Anforderungen an den Umweltschutz größer werden. Die Wachstumsstrategie des Umweltschutzes führt daher laut Binswanger (1991:107) zwangsläufig in einen Leerlauf. In den Niederlanden werden im Jahr 2000 von jeder Mark 65 Pfennig in den Ressourcen-Abbau und in die »Reparatur« der zerstörten Umwelt fließen - real wird kein Wachstum mehr zu verzeichnen sein.

Wachstumsgläubige Positionen sind innerhalb der Debatte um Sustainable Development eher marginal positioniert. Langfristig tragfähig - so die zentrale These der wachstumskritischen Nachhaltigkeitsdebatte - ist nicht der nachsorgende Umweltschutz, sondern nur eine Produktion mit grundlegend veränderten politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen. Der Club of Rome, der noch 1991 in »The First Global Revolution« dafür plädierte, das quantitative Wirtschaftswachstum im Süden bei gleichzeitig qualitativem Wachstum des Nordens »unbedingt zu fördern«, warnt vier Jahre später eindringlich vor dem dominanten Mythos Wachstum, dem unbedingt Einhalt geboten werden müsse (van Dieren 1995:297). Die Ideen des wirtschaftlichen Wachstums und des materiellen Fortschritts werden nun als »Zwangsvorstellungen der Modeme« entlarvt (van Dieren 1995:37). Das Konzept der Knappheit als Grundlage der Wohlstandstheorie sei eine Erfindung des 17. Jahrhunderts, in der die Vorstellung von der Natur als begrenzte und feindliche Macht auf die gesamte Geschichte der Menschheit projiziert werde: »Die Natur wird zum Sündenbock der Modeme und Knappheit zur Quelle von Gewalt.« (van Dieren 1995:39).

Diese für den Club of Rome ungewohnt fortschrittskritische Interpretation der Ideengeschichte beschränkt sich allerdings - und dies ist ein zentrales Manko des Berichts - auf die ideologisch-philosophischen Grundlagen der Nationalökonomie und wagt sich nicht an eine Analyse der Entwicklungsdynamik der globalen Ökonomie und ihrer Akkumulationsinteressen. Nur so läßt sich erklären, daß einer furiosen und faktenreichen Aufarbeitung des Themas lediglich ein Katzenjammer folgt, wenn es um die Konsequenzen geht: Die den Bericht abschließenden zehn Empfehlungen an Regierungen und »supranationale Organisationen« beschränken sich auf verwässerte Methodenangleichungen im internationalen Maßstab, auf die Erarbeitung von neuen Fortschrittsindikatoren sowie auf Rechenvorgaben für umweltgerecht angepaßte Nettowertschöpfungen. Die weltweite ökologische Krise beruht aus Sicht des Club of Rome auf »nicht zeitgemäßen Interpretationen der Ökonomie« bzw. auch auf »falschen Berechnungen« und wäre von daher durch die Bereitstellung eines neuen Operationalisierungsmodells zu lösen: Die Kategorie des Bruttosozialprodukts sei ein verzeses Meßinstrument, das viele Schwächen und Widersprüche aufweise. So werde die Erschöpfung der natürlichen Ressourcen bzw. des »Naturkapitals« nicht etwa als wirtschaftlicher Verlust gebucht, sondern als Einkommen. Das Bruttosozialprodukt bewerte die Kosten für Umweltschutzmaßnahmen positiv, ignoriere jedoch die Kosten der Umweltbelastung: Für ökologisch denkende Wirtschaftswissenschaftler eins der augenfälligsten Defizite des international angewandten Systems der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung bzw. der Wachstumstheorie. Der Club of Rome benennt das Paradoxon so: »Während die Natur verfällt, sagen uns die wichtigsten wirtschaftlichen Indikatoren, daß es uns gut geht und weiteres Wachstum möglich ist.« (Klappentext)

Diese Einschätzung ist freilich nicht neu. Sie spielte bereits Anfang der siebziger Jahre in den ökologischen Diskussionen eine bedeutende Rolle (Commoner 1973:233ff). In seinem 1971 erschienenen Hauptwerk »The Entropy Law and the Economic Process« konnte Georgescu-Roegen nachweisen, daß die Bruttosozialprodukt-Indikatoren den Vorrat an fossilen Brennstoffen nicht berücksichtigen. Seine Ergebnisse werden vom Club of Rome jedoch nicht erwähnt. Weil der Ökonom zu dem Ergebnis gekommen ist, daß Ressourcen zwar wiederaufbereitet werden können, aber nur unter Zuführung großer Mengen an Energie? Folgt man Georgescu-Roegens Argumentation, reichen unter industriegesellschaftlichen bzw. maximierungsökonomischen Vorgaben auch die weitestgehenden effizienzrevolutionären Produktionsbedingungen nicht aus. Der Club of Rome hingegen glaubt dem Dilemma mit einem den Verbrauch be-

rücksichtigenden Indikatorensystem beikommen zu können: Die Zauberformel lautet: Ökosozialprodukt statt Bruttosozialprodukt. Der Raubbau an Ressourcen, bislang unter der Kategorie »externe Effekte« aus den Statistiken ausgeklammert, soll in die gesamtwirtschaftlichen Rechnungen als Kapitalverbrauch eingehen. Konkret bedeutet das, daß der Abbau von »Naturkapital« durch Neuinvestitionen in erneuerbare Natursubstitute, nicht jedoch in materielles Kapital ersetzt werden muß (van Dieren 1995:193ft).

Was die von staatlichen Institutionen geführte bzw. an ihre Adresse gerichtete Ökologiedebatte der neunziger Jahre mit dem »Ökosozialprodukt« als Innovation feiert, ist jedoch auch nur eine Neuauflage der Diskussionen aus dem Bereich der ökologischen Wirtschaftsforschung, die das Sozialprodukt unter dem Stichwort »Grenzertrag des Wachstums« bereits seit Ende der 60er Jahre im kritischen Blick hat (Binswanger/Geissberger/Ginsburg 1969). Die methodischen Probleme sind dagegen nach wie vor ungelöst. Denn der Gedanke der Substituierbarkeit von Natur setzt erstens voraus, daß Natur quantifizierbar ist und die sogenannten Natursubstitute eine dem »Original« vergleichbare Rolle im ökologischen Kreislauf einnehmen. Auffallend ist, daß der gesellschaftliche Umgang mit Natur nicht auch auf eine grundlegende Fehldisposition in der Ökonomie zurückgeführt wird. Im Gegenteil: Das Instrumentarium der Ökonomie soll durch die Einführung des »Ökosozialprodukts«, das Naturverbrauch als Kapitalverbrauch verbucht, sogar noch optimiert werden. Die Monetarisierung der Natur reproduziert jedoch die Reduktion von Natur auf ihren Tauschwert innerhalb der einseitigen Wertzuweisung einer Ökonomie, die nur auf quantitative Tauschwerte bzw. Preise reagieren kann (Jochimsen/Knobloch 1995). Das krisenhafte Naturverhältnis wird als ein Allokationsproblem mißverstanden: Die Preise spiegeln (noch) nicht die »Knappheit« der natürlichen Vorkommen wider. Knappheit wird dabei als ein vom Vergesellschaftungsgrad der Natur unabhängiges Naturphänomen interpretiert. Gerade das Vorkommen regenerierbarer Ressourcen und die geringe Entropie einer nicht auf industrieller Massenproduktion beruhenden Gesellschaft zeigen aber, daß Knappheit unmittelbares Resultat einer bestimmten Form der gesellschaftlichen *Produktion* ist. Von dieser Warte aus betrachtet schreibt eine Monetarisierung der Natur lediglich ihren zweifelhaften Aufstieg zur gesellschaftlich anerkannten Ware fest und bedeutet nicht mehr als die künstliche Verknappung der Natur. ()ber die Konstruktion des Ökosozialprodukts erscheint Natur nur noch mit ihrem Kapitalwert in den Produktionsfunktionen. Die Endlichkeit der Natur wird laut Binswanger (1991:86) durch die Unendlichkeit des Geldes ersetzt und überwunden. Und weil mit Geld

alle Güter zu erwerben sind, entsteht die Illusion, auch Natur käuflich erwerben zu können und durch Entrichtung des Preises - beispielsweise eines hohen Benzinpreises - sämtliche Kosten der Ölförderung abgegolten zu haben. Ein hoher Benzinpreis wäre im Sinne Weizsäckers ein »ökologisch wahrer Preis«. Den kann es aber per definitionem nicht geben; zum einen, weil Natur in der Tat nicht - wie die Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital - substituierbar ist⁵² und zum anderen, weil aus der Ökosozialprodukt/Ökosteuer-Debatte die Tatsache ausgeklammert wird, daß die Wirtschaft Prozesse provoziert, die denen der Ökosphäre entgegenlaufen: Sie beginnen mit dem ökonomischen Kreislauf und enden in einen ökonomischen Kapitalisierungs- bzw. ökologischen Entkapitalisierungs- und Zerstörungsprozeß, so Binswanger (1991:49).

»Wenn wir das Geld im Verhältnis zur Natur betrachten, stellen wir fest, daß es das einzige Gut ist, das der Mensch selbst, sozusagen aus dem Nichts, schaffen kann, dessen Schöpfer er ist. Wertloses Papier verwandelt er in ein wertvolles Gut, ohne daß die Natur daran mitwirkt. Die Begrenzungen der Natur fallen daher weg.« (Binswanger 1991:9)

Aus dem »Verschwinden« der Begrenzungen der Natur leitet Binswanger letztlich die ökologische Krise ab. Denn, so der Ökonom, die Fähigkeit zur Geld-Schöpfung verführe leicht zur Illusion der Wert-Schöpfung. Der Mehrertrag, der sich in Geld verwandele, stamme jedoch nicht aus der Ausbeutung der Arbeit, wie von den meisten ökonomischen Schulen angenommen, sondern im wesentlichen aus der Ausbeutung der Natur. Die Illusion der »Wertschöpfung« aus Geld hat fatale Folgen: Es dient als »Lockmittel« zum Wachstum.

»Indem alle Produkte unter dem Geldaspekt erscheinen, lösen sich die Bande, welche die Produktion ursprünglich an die - begrenzte - Natur gebunden hatten: Die Natur erscheint im Bereich der Geldwerte auf einmal ebenso unendlich vermehrbar wie das Geld selbst. In Wirklichkeit wird sie aber gerade wegen dieser scheinbaren Unendlichkeit erst recht ausgebeutet und zerstört, wenn bestimmte Grenzen der Beanspruchung überschritten werden.« (Binswanger 1991:17)

Die 1996 erschienene Studie des Wuppertal Institut für Klima, Umwelt und Energie, »Zukunftsfähiges Deutschland«, präsentiert sich unbeeindruckt von den Analysen struktureller Ursachen der ökologischen Krise. Die von BUND und Misereor in Auftrag gegebene Studie formuliert als langfristiges Umweltzieleine Verminderung des Stoffumsatzes, des Verbrauchs fossiler Brennstoffe sowie

52 Dazu Busch-Lütj (1995:102): »Allenfalls können Preise nach Internalisierung externer Kosten ökologisch und ökonomisch ‚optimalere« Allokations-Signale setzen, aber eben nicht: ‚die ökologische Wahrheit sagen!«

der Nutzung nicht-erneuerbarer Rohstoffe bis Mitte des kommenden Jahrhunderts um 90 Prozent, also um den Faktor zehn. Bis zum Jahr 2010 soll der Verbrauch von Primärenergie bereits um 30 Prozent; der von nicht-erneuerbaren Rohstoffen um 25 Prozent sinken. Bis dahin, so das erwünschte Szenarium, müßte der Ausstieg aus der Atomenergie vollzogen, die Emissionen von Stickoxiden auf 10 Prozent der jetzigen Mengen reduziert und der Neuverbrauch von Siedlungs- und Verkehrsfläche gestoppt sein (BUND/Misereor 1996:80). Die Idee der Wuppertal-Studie geht auf den bereits 1992 veröffentlichten Aktionsplan »Sustainable Netherlands« zurück (Friends of the Earth Netherlands 1993). Hier taucht erstmals der auch in der Wuppertal-Studie zentrale Begriff des »Umweltraums« auf: Jedem Menschen auf dieser Erde wird ein etwa gleich großer Raum zugeteilt, der durch den ihm zur Verfügung stehenden Anteil an Energie, nicht erneuerbaren Ressourcen sowie landwirtschaftlichen Flächen definiert ist. Da der Umweltraum durch Verschmutzung laufend kleiner werde, könne nur eine gerechte Neuverteilung der weltweiten Ressourcen den Menschen und ihrer Umwelt eine dauerhafte Zukunft sichern (van Brakel 1993:14). Mit der Kategorie des »Umweltraums« kann errechnet werden, ob und in welchem Ausmaß ein Land über seine Verhältnisse lebt.

»Sustainable Netherlands« verspricht Erfolg durch Effizienz: Würden die derzeit verfügbaren Technologien kreativ und umfassend genutzt, müßte der Verbrauch keineswegs drastisch reduziert werden, obwohl der Aktionsplan den Umweltverbrauch bis zum Jahr 2010 um 70 Prozent reduziert sehen will. Generell gilt die These, daß mit einem Drittel des heutigen Energieverbrauchs dasselbe Verbrauchsniveau erreicht werden kann, wenn die Energie dreimal so effizient genutzt wird. Drastische Eingriffe im Verbraucherverhalten sieht der Plan allerdings in der Frage der Mobilität vor: Einen Liter Treibstoff pro Tag erhält der »nachhaltige Niederländer«. Mehr als ein Interkontinentalflug alle 20 Jahre wäre dann nicht mehr möglich (van Brakel 1993:15). Die niederländische Gesellschaft soll sich bis zum Stichjahr so weit verändert haben, daß das Wachstum nicht mehr auf einem immer größer werdenden Verbrauch natürlicher Ressourcen, sondern auf einer effizienteren Nutzung einer beschränkten Menge von Ressourcen beruht.

Der niederländische Aktionsplan setzt auf die Effizienzrevolution: eine Erhöhung der Ökoproduktivität bei entsprechend verringerter Naturnutzung. Durch den Einsatz innovativer Technologien sowie durch technischen Fortschritt generell, soll der Stoffverbrauch auf ein Minimum reduziert, und auf diese Weise das wirtschaftliche Wachstum (Output) vom Input an Energie und

Materialien entkoppelt werden (Spehl 1994:7). Klassische Effizienzmaßnahmen sind niedrige Stoff- und Energieströme, Wertstoffrückführung, geringstmögliche Schadstoffströme, Vermeidung technischer Großrisiken, Förderung einer umwelt- und sozialverträglichen Mobilität sowie Naturschutzmaßnahmen. Eine zentrale Rolle spielt auch die ökologische Steuerreform als regulatives Lenkungsinstrument, das volkswirtschaftliche Kosten in privatwirtschaftliche Kosten transformieren bzw. den reduzierten Verbrauch der »freien Güter« durch Steuerentlastungen belohnen will (Binswanger 1991:41). Die Effizienzrevolution als einzige Strategie gegen die ökologische Krise ins Feld zu führen, erscheint allerdings der Mehrzahl der Beiträge zur Nachhaltigkeitsdebatte mehr als unzureichend. So warnt Sachs davor, Ökologie auf ein »effizientes Ressourcenmanagement« zu verkürzen. Spareffekte würden nur allzu leicht wieder von Mengeneffekten aufgefressen. Die Effizienzrevolution bleibe »richtungsblind«, wenn sie nicht von einer sogenannten Suffizienzrevolution begleitet werde, so Sachs (1993:69): »Nichts ist schließlich so irrational, als mit einem Höchstmaß an Effizienz in die falsche Richtung zu jagen.«

Aus diesem Grund liefert das Wuppertal-Institut auch eine methodische Konkretisierung durch Leitbilder: So soll sich ein »neues Maß für Raum und Zeit« entwickeln: Entschleunigung, gedrosselte Geschwindigkeiten und kürzere Distanzen sind das erwünschte Ergebnis des Einsatzes effizienter Technologie, politischer Steuerungsmaßnahmen *und* geänderter Lebensstile. Ziel ist eine »Dematerialisierung« der Weltwirtschaft, also eine teilweise Entkoppelung des Material- und Energieverbrauchs vom Wachstum bzw. eine Substitution des materiellen Kapitals durch »Humankapital« im emissionsschwächeren Dienstleistungssektor. Regionalisierte Produktions- und Konsumstrukturen sind in diesem Zusammenhang wichtige Bestandteile der inhaltlichen Ausrichtung der Studie. Im Rahmen einer Politik der Entflechtung soll die Fernerschließung gebremst und die Naherschließung gefördert werden (BUND/Misereor 1996:166). Wie ein roter Faden zieht sich durch die gesamte Studie die Hoffnung der Autoren - nahezu ausschließlich Männer - auf den derzeit irre-, von der Anlage her aber vernunftgeleiteten Menschen. Sei er nun Konsument, Politiker oder Unternehmer, der gerade Arbeitsplätze in ein Niedriglohnland verlagert hat: Der Mensch an sich ist guten Willens - und mit ihm auch »die Wirtschaft«.

Im vorausseilenden Gehorsam widmete die Studie der Wirtschaftsverträglichkeit ökologischer Reformen eigens ein Kapitel. Darin wenden sich die Wuppertaler zwar entschieden gegen die von seiten der Wachstumsbefürworter in der »Standort-Deutschland-Debatte« behauptete Nicht-Vereinbarkeit von Ökologie

und Ökonomie. Die Beachtung der Umweltgrenzen habe keineswegs den ökonomischen Zusammenbruch zur Folge, sondern sei eine große Chance für den »Lebens- und Wirtschaftsstandort Deutschland« (BUND/Misereor 1996:372). Genauso falsch sei es jedoch auch, »einen sofortigen Wachstumsstopp zu verordnen«. Das Wirtschaftswachstum würde sich vielmehr durch eine Begrenzung der Stoffströme »von selbst einstellen« - und könne sich als durchaus vereinbar mit der marktwirtschaftlichen Ordnung erweisen. Mehr noch: Eine zukunftsfähige Gesellschaft, die nicht wettbewerbsfähig sei, »würde wenig nützen« (BUND/Misereor 1996:364) Allerdings, so nehmen die Autoren Kritik gleich vorweg, sei mit »Wettbewerbsfähigkeit« nicht gemeint, alle anderen vom Markt zu verdrängen: »Das wäre ein sehr beschränktes Bild von einer Marktwirtschaft.« (BUND/Misereor 1996:374)

»Bewußte Ideologieproduktion« kontert der Bundeskongreß entwicklungs- politischer Aktionsgruppen (BUKO), der an der Wuppertal-Studie in erster Linie eine Herangehensweise kritisiert, »die jede Auseinandersetzung mit den Ursachen und Bedingungen unserer gegenwärtigen Wirtschafts- und Lebensweise vermissen läßt.« (BUKO 1995:5) So werden den geforderten Ökologisierung- und Regionalisierungsprozeß behindernde Strukturmerkmale der profitorientierten Maximierungswirtschaft bewußt beiseitegelassen. Die im Nachhaltigkeitsdiskurs suggerierte Hoffnung auf »zivilisatorische Bändigung des Kapitalismus« klammere die Interessenlage von Banken, multinationalen Konzernen, Regierungen, Militär und Wissenschaft komplett aus und nehme statt dessen eine Fixierung auf private Haushalte als Endverbraucher vor (BUKO 1995:5).

Es sind in der Tat nicht die *Produktionsverhältnisse*; es sind die Produkte, die nach Ansicht des Wuppertal Institut den Weg zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft versperren. Den asiatischen Löterinnen von Halbleitern für deutsche Computer kann es jedoch egal sein, ob diese ökologisch unverträglich für »private Sexspiele eingesetzt werden oder >verantwortlich<, um den Bestand des europäischen Eichhörnchens zu überwachen.« (Spehr 1995:13) Das Wuppertal Institut unterscheidet nicht zwischen einer ausbeuterischen und einer nicht auf Ausbeutung beruhenden Wirtschaftsweise, sondern lediglich zwischen ökologischen und nicht ökologischen Ausrichtungen der Wirtschaft. Dabei ist es doch fürwahr

«... kein bedauerlicher Zufall, daß wir auf Kosten des Südens leben und daß uns das jetzt schmerzlich bewußt wird, sondern bittere Notwendigkeit einer Ökonomie, die sich selbst zu reproduzieren nicht in der Lage ist. Es ist Notwendigkeit einer Ökonomie, die substantiell auf Ausbeutung angewiesen ist.« (Peters 1996:18)

Altvaters Kritik geht in eine ähnliche Richtung. Die Wuppertal-Studie sei überaus<defizitär bei der Bestandsaufnahme, Analyse und Kritik von gesellschaftlichen Interessen und verzichte sowohl auf eine Ursachenanalyse der Nicht-Nachhaltigkeit des Wirtschaftens als auch auf jegliche Radikalität - obwohl diese doch angesichts der radikalen Reduktionsszenarien der Studie geboten wäre.

»Kann das Tempo aber von 100 auf 10 oder höchstens 20 in wenigen Jahrzehnten verlangsamt werden, indem wir - und davon handelt der größte Teil der Studie - uns neue ‚Leitbilder‘ des Lebens und der Arbeit geben und ansonsten doch den Tempi des Marktes gehorchen und den tradierten Institutionen und Mechanismen der politischen und sozialen Steuerung vertrauen? Ist es, so kann man zuspitzen, zulässig, von ökologischer Nachhaltigkeit zu sprechen und vom Kapitalismus zu schweigen, eine ökologische Revolution - denn nichts anderes verlangen die Reduktionsszenarien - einzufordern und politisch, ökonomisch und sozial fast alles beim Alten zu belassen?« (Altvater 1996:84)

Altvater stellt drei zentrale Grundannahmen des Wuppertal Institut in Frage:

Die handelnden Subjekte - Unternehmen, Staat, soziale Organisationen, Arbeitnehmer, Konsumenten - seien keine »Naturwesen im Umweltraum«, sondern bewegten sich in mehreren »funktionalen Räumen« und sähen sich den Zwängen der globalen Ökonomie ausgesetzt: als Unternehmer der globalen »Standortkonkurrenz« ebenso wie als Arbeitnehmer den Verhältnissen des Arbeitsmarktes (Altvater 1996:85).

Effizienzrevolutionen seien so alt wie das fossilistische Industriesystem selbst, hätten die Gesellschaften aber bislang noch nie einer nachhaltigen Wirtschaftsweise nähergebracht.

Schließlich setze die Idee von einer Reduktion des Einsatzes fossiler Energie, gefördert durch eine Verbilligung und extensivere Nutzung der menschlichen Arbeitskraft, wie sie das Konzept der Ökosteuer verwirklichen will, den Glauben an die Quadratur des Kreises voraus, weil die »jahrhundertealte historische Tendenz, lebendige durch tote Arbeit, Arbeit durch Kapital zu substituieren«, nicht umgekehrt werden könne, ohne an kapitalistische Strukturen zu rühren (Altvater 1996:87f.).

So vollständig blind für die Funktionsmechanismen der kapitalistischen Ökonomie, wie die Kritik nahelegt, ist die Studie nicht. In dem Werk lassen sich durchaus widersprüchliche Stellen finden, insbesondere wenn es um die Favorisierung regionaler Wirtschaftskreisläufe geht. Allerdings fehlt es den unterschiedlichen Argumentationslinien an einer notwendigen Verknüpfung. Obwohl

markteuphorische Positionen, wie sie etwa vom Präsidenten des Wuppertal Institut, Ernst Ulrich von Weizsäcker in der extrem technikfixierten Publikation »Faktor Vier« vertreten werden, in der Studie nur einen marginalen Platz einnehmen⁵³, äußern sich die Autoren der »grünen Bibel der Jahrtausendwende« (Spiegel) zu den strukturellen Zusammenhängen von Ökologie und Ökonomie sehr ungerne, und wenn doch - wie an einer einzigen Stelle - strikt positivistisch:

»Ob die Systemlogik des marktwirtschaftlichen Systems tatsächlich mit Zukunftsfähigkeit unvereinbar ist oder ob sie überwunden werden muß (und kann), wissen wir nicht - und können es nicht wissen. Aber wir wissen mit relativer Sicherheit, was notwendig ist, um Zukunftsfähigkeit zu erreichen. Erst wenn sich in der Zukunft herausstellt, daß eine Verbrauchsreduktion von Energie und Stoffen mit der Systemdynamik der Marktwirtschaft nicht vereinbar ist, müssen andere Wege des Wirtschaftens überlegt werden. Nur in diesem Fall wäre die Gesellschaft vor die Wahl gestellt, entweder das marktwirtschaftliche System grundlegend zu ändern oder auf die ökologische Anpassung in Richtung Zukunftsfähigkeit zu verzichten.« (BUND/Misereor 1996:373)

Altwater (1996:91) kommentiert: »Wissenschaftliche Bescheidenheit oder theoretische Bankrotterklärung - das ist allerdings die Frage«. Eins wird beim Lesen der Studie schnell klar: Wer Argumente gegen die kapitalistische Verwertungslogik sammeln will, kann in ihr eine wahre Fundgrube ausmachen; die Vokabel »Kapitalismus« selbst ist jedoch streng tabuisiert. Die Motivation für diese systematische Ausblendungspraxis mag vielschichtig sein:

Zum einen ist es erklärtes Ziel, »politikfähig« zu bleiben - und das ist mit einer Fundamentalkritik der kapitalistischen Funktionsdynamik nicht zu vereinbaren. Hier liegt wohl der tiefere Grund sowohl für die fehlende Reflexion der »Systemfrage« als auch für das teilweise auf die Sicht von oben fixierte Politikverständnis des Wuppertaler Instituts.

Zum anderen lassen sich auch alltags- und wissenschaftspragmatische Begründungen für die »fehlende Radikalität« finden: Die grundsätzliche Infragestellung eines Systems behindert den Modellbildungsprozeß ökologischer

53 Weizsäcker und Lovins/Lovins wollen die Effizienzrevolution zu einem »rentablen Geschäft machen«. Das Profitmotiv, das der Marktwirtschaft zugrunde läge, sei so wirksam, daß es auch für die »Überwindung der ökologischen Krise eingesetzt werden muß.« Werden die Marktmechanismen entsprechend korrigiert, »... kommt ein Ökokapitalismus zustande, der die Märkte für das ... Prinzip der ökologischen Nachhaltigkeit einspannt.« (Weizsäcker u.a. 1995: 177f., 219)

Szenarien. Nur systemimmanent formulierte Forderungen erscheinen realitätsverträglich und damit politisch und gesellschaftlich durchsetzbar.

Der in Wuppertal praktizierte Blick von oben läßt allerdings auch gar nichts anderes zu als ein an den herrschenden Vorgaben orientiertes Modelldenken, in dem offensichtlich auch die städtisch und mittelschichtorientierte Sichtweise der Wissenschaftler selbst eine wichtige Rolle spielt.

- Schließlich prägt die Studie über weite Strecken die fehlende Vision von Wegen gesellschaftlicher Entwicklung, die eine wirkliche Alternative zum westlichen Modell bieten könnten. Denn wie anders soll erklärt werden, daß unter der Rubrik »Wende-Szene« folgende Idee als »Utopie« skizziert wird:

»Deutschland erregt Aufsehen bei der Weltbank: Auf der Jahrestagung I 1996 der Gouverneure der Weltbank ... überträgt Deutschland ein Viertel seiner Stimmrechte auf Tansania. Es erläßt ferner den 47 ärmsten Ländern der Erde ihre öffentlichen Schulden ... in Höhe von knapp 6 Milliarden DM.« (BUND/Misereor 1996:276)

Die Imagination von Deutschland als eine freiwillig auf ihre Privilegien verzichtende, »großmütige Großmacht« ist Ausdruck politischen Größenwahns mit umgekehrten Vorzeichen. Die Autoren gefallen sich in der Rolle der Avantgarde eines »ökofriedlichen« Staates der Zukunft. Das ist vor allem deshalb bedenklich, weil der Eindruck erweckt wird, Politik sei losgelöst von ökonomischen Interessen und im Grunde genommen nur abhängig von den moralisch korrekten Einschätzungen ihrer Akteure. Ist erst »Fairneß« handlungsleitende Maxime der internationalen Arbeits- und Ressourcenteilung - so läßt sich eine der zentralen Aussagen der Wuppertal-Studie interpretieren - sind Probleme wie Hunger oder Naturzerstörung verschwunden. Die auf diese Weise vorgenommene Reduktion komplexer Zusammenhänge auf griffige Schlagwörter findet ihre Parallele in dem Glauben der Vertreter des Wirtschaftswachstums an das Allheilmittel »Freihandel«.

So sehr sich wachstumsbefürwortende und wachstumskritische Ansätze auf den ersten Blick unterscheiden mögen: Die Argumentationsgrundlage beider beruht auf einer vom Fortschrittsglauben geprägten, evolutionistischen Gesellschaftsvorstellung. Das heißt nicht zuletzt: Um den Weg in die ökologische Krise hinein und aus ihr heraus zu erkennen, ist nicht nur eine Kritik der Prämissen der Ökonomie, sondern immer auch eine der Prämissen der Ökologie notwendig.

Schlußbetrachtung

Die im letzten Kapitel dieser Arbeit kritisierte Strategie einer »ökologischen Umgestaltung der Industriegesellschaft« trifft auf sich selbst. Ihre Grenzen manifestieren sich in dem beständigen Wiederholungszwang der inhärent produzierten Folgeschäden der industriellen Produktion: Der Krieg gegen die Natur, der den Kampf *um* sie notwendig einschließt, wie Eder herausstellt, ist nicht zu gewinnen, auch nicht mit sanfteren Geschossen. Die künstliche Verknappung der Natur, der sparsame Umgang mit ihren Vorkommen, entspricht vielmehr einer neuen, diesmal ökologischen Kolonisierung. Eder interpretiert die ökologische Vernunft als jüngste Variante der vom Geist des Protestantismus durchdrungenen praktischen Vernunft. Der protestantische Geist zielt auf eine rationale Form der Anpassung an die Natur (Eder 1988:15). Die ökologische Vernunft reflektiert die Erkenntnis, daß die Ausbeutung der Natur »übertrieben« werde und daß ihre Belastung eingeschränkt werden müsse.

»Folgten wir nur dieser Vernunft, würde das zwar den ausbeuterischen Umgang mit der Natur ‚rationaler‹ machen; doch ein ausbeuterischer Umgang mit der Natur bliebe er weiterhin. An den industriellen Ausbeutungsdiskurs, der unser Naturverhältnis bislang beherrscht hat, kann der ökologische Belastungsdiskurs, der die Natur nach dem ihr Zutraglichen beurteilt, nahtlos anschließen. Denn beiden Diskursen über die Natur ist eine spezifische Erfahrungsweise der Natur eigen: Natur wird als ein Objekt menschlicher Bedürfnisse wahrgenommen und erfahren. Die aus dem Belastungsdiskurs sich ergebende ökologische Vernunft führt deshalb keineswegs zu einem ‚anderen‹ Umgang mit der Natur.« (Eder 1988:9)

Ein anderer gesellschaftlicher Umgang mit Natur auf der Grundlage von Wirtschaftsformen, die mit der Natur kooperieren, kann also mit Hilfe einer Monetarisierung der Ressourcen nicht erreicht werden. Sie wäre allein schon deshalb kontraproduktiv, weil sie suggeriert, eine Änderung des Naturverhältnisses könne »von oben« verordnet werden. Diese Annahme birgt wiederum die Gefahr, die Potentiale einer veränderten Praxis durch Bewegungen »von unten« zu übersehen. Aber genau diese Praxis, so würde ich resümieren wollen, ist notwendig, um eine sozial und ökologisch verträglichere Einbettung der Ökonomie in die Gesellschaft realisieren zu können.

Eine gesellschaftliche Transformation in diesem Sinne wäre natürlich ein ungleich umfassenderes Projekt und hieße nicht Effizienzrevolution, sondern vielleicht eher Subsistenzperspektive. Die Subsistenzperspektive ist keine Utopie, sondern soziale Praxis. Sie hat, als Gegenbewegung mit historisch unterschiedlich starker Ausstrahlungskraft, den Modernisierungsprozeß von Anfang an begleitet. Ob eine gesellschaftlich richtungsweisende Subsistenzorientierung in Zukunft jedoch wieder die sozial-ökonomischen Prozesse bestimmen können wird, steht noch dahin. Denn nicht nur die materiellen Interessen der Industrie verweigern sich der ökologischen Vernunft, auch die ideellen Interessen der einzelnen Gesellschaftsmitglieder (Eder 1988:9f.). Mit anderen Worten: Der gesellschaftliche Umgang mit der Natur ist zur »inneren Natur« des industriegesellschaftlich sozialisierten Menschen geworden; der Prozeß der Naturzerstörung ist den Menschen nicht äußerlich geblieben (Horkheimer 1967:94). Nicht zuletzt aus diesem Grund setzt eine andere gesellschaftliche Orientierung keinen abstrakten Bewußtseinswandel, sondern eine veränderte Praxis voraus.

Ich plädiere für eine Praxis, die die gesellschaftlichen Dominanzverhältnisse beständig reflektiert und unter dezentralisierten Bedingungen die Wertschätzung der subsistenzorientierten Bereiche, die vom dominanten ökonomischen Diskurs als nicht-existent ausgeblendet sind, zur kulturellen Grundlage ihrer Ökonomie macht. Denn es geht »nicht nur >so< nicht weiter, sondern auch nicht so ähnlich« (Dahl 1995). Sollte es in der »suizidalen Welt« (Beck) eine Zukunft geben, liegt sie in einem veränderten, konkret-sinnlich erfahrbaren Zugang zur äußeren, und damit auch zur inneren menschlichen Natur. Der Weg hin zu einer anderen Organisation von Ökonomie und Gesellschaft kann folglich nur über eine geistige *und* materielle Transformation erfolgen; es ginge um das Entstehen einer »sinnlichen Vernunft«, die »das genaue Gegenteil der abstrakten, bürgerlichen, warenförmigen Aufklärungsvernunft« wäre (Kurz 1991:269).

Den neuen Regionalisierungsbewegungen kommt in diesem Zusammenhang eine richtungsweisende Funktion zu. Sie zeigen sicherlich nicht *den* Ausweg aus der Krise. Allerdings stellen sie die Frage der ökonomischen Selbstorganisation - und damit verfügen sie über ein Potential, das sie von vielen anderen sozialen Bewegungen erheblich unterscheidet. Der Niedergang der Moral Economy Borgentreichs zeigt ebenso wie ihre soziale Praxis, daß sich reziproke Verhältnisse der Menschen untereinander und zur Natur insbesondere unter materiellen Bedingungen realisieren, in denen das Überleben der Menschen nicht vom Geld, nicht vom Weltmarkt oder vom Staat, sondern unmittelbar voneinander abhängig ist. Die *Bereitschaft* zur Kooperation ist bei sozialen Akteuren aber grund-

sätzlich ebenso vorhanden wie die zur Konkurrenz, das belegt nicht nur die vorliegende Studie, das zeigen auch zahlreiche spieltheoretische Experimente: Kooperatives Handeln entfaltet sich immer dann, wenn Prinzipien wie Mitverantwortung und Gegenseitigkeit innerhalb überschaubarer Zusammenhänge gestärkt werden (Scherhom 1997). Dezentralisierung und Regionalisierung der Produktions- und Konsumverhältnisse bieten also nicht nur unter ökologischen, sondern auch unter sozialen Aspekten zukunftsweisende Alternativen.

Will man das Recht auf Leben aller Menschen dieser Erde und auch das künftiger Generationen tatsächlich respektieren, wie es die Prediger der Nachhaltigkeit auf jeder Weltkonferenz verkünden, ist es möglicherweise notwendig, die eigenen Sozialbeziehungen wieder zu re-ökonomisieren, sich voneinander und von einer realistischen Einschätzung der Natur abhängig zu machen und den bürgerlichen Traum von Individualität und grenzenloser Freiheit als umealistisch über Bord zu werfen. Mir ist sehr wohl bewußt, daß die Frage nach den Perspektiven einer subsistenzorientierten, dezentralisierten und regionalisierten Wirtschaft ein in der Maximierungsgesellschaft tief verankertes Tabu berührt. Das kollektive Gefühl, den Erfordernissen des Weltmarktes hilflos ausgeliefert zu sein und sie gleichzeitig - wohl aus eben diesem Grund - bedingungslos verteidigen zu müssen, hat zu einschneidenden Denk- und Sprechverboten geführt. Die These von der Alternativlosigkeit industriegesellschaftlicher Entwicklung gehört spätestens (und ausgerechnet) seit dem Zusammenbruch des Staatssozialismus zum lückenlos vergesellschafteten Gedankengut, das sich dem dominanten Mythos vom Glauben an beständige Fortentwicklung durch Entfaltung der Produktivkräfte verpflichtet sieht. Selbstredend kann ein Projekt der Zukunft nicht die Vergangenheit »wiederbeleben«. Vielmehr ginge es darum, *aus den Bedingungen der Modeme heraus* Möglichkeiten zu ersinnen und auszuprobieren, die die innere und die äußere Natur näher zusammenrücken lassen, die die Menschen wieder in die Lage versetzt, ihr Leben eigenmächtig zu gestalten und sich selbst in den Produktions- und Naturprozessen zu erkennen, indem sie sich des Umstands gewärtigen, daß der ökologische Diskurs als eine Naturdiskussion ohne Mensch im Sinne des Konzepts der »Um-welt« nicht weitergeführt werden (Beck 1986:32) und daß vielmehr Wirtschaften nur in Kooperation miteinander und mit der Natur zukunftsfähig und wünschenswert sein kann.

Anhang

Aufgeführt sind hier nur die formalisierten und vom Tonband aufgenommenen Interviews. Die Partnerinnen und Partner der zahlreichen informellen Gespräche werden nur in den jeweiligen Textpassagen erwähnt. Alle Aussagen sind anonymisiert.

Bauern und Bäuerinnen:

Bauer A, Jahrgang 1940, 45 Hektar Land, Mischbetrieb im Haupterwerb
Altbauer B, Jahrgang 1937, 47,5 Hektar Land, Schweinemastbetrieb im Haupterwerb
Jungbauer B, Jahrgang 1968
Bauer C, Jahrgang 1954, 55 Hektar Land, Schweinemastbetrieb im Haupterwerb
Altbauer C, Jahrgang 1921
Altbäuerin D, Jahrgang 1921, 15 Hektar Land, Mischbetrieb im Nebenerwerb
Jungbäuerin D, Jahrgang 1951
Altbäuerin E, Jahrgang 1929, 17,5 Hektar Land, Ackerbaubetrieb im Nebenerwerb
Bäuerin G, Jahrgang 1949, 44 Hektar Land, Schweinemastbetrieb im Haupterwerb
Bauer G, Jahrgang 1952, zugleich Ortsvorsteher von Borgentreich
Bauer H, Jahrgang 1945, 80 Hektar Land, Bioland-Milchviehbetrieb im Haupterwerb
Bauer L, Jahrgang 1950, 50 Hektar Land, Mischbetrieb im Haupterwerb
Altbäuerin L, Jahrgang 1916
Altbäuerin M, Jahrgang 1920, 27 Hektar Land, Mischbetrieb im Haupterwerb
Altbauer M, Jahrgang 1910
Altbauer O, Jahrgang 1919, 45 Hektar Land, Ackerbaubetrieb im Haupterwerb
Altbäuerin O, Jahrgang 1924
Bauer P, Jahrgang 1937, 21 Hektar, Bioland-Betrieb im Haupterwerb

Handwerker und Geschäftsleute:

Hausschlachter und Maurer, Jahrgang 1948
Tischlermeister, Jahrgang 1929
Sattler und Raumausstattermeister, Jahrgang 1929
Schäfermeister, Jahrgang 1932
Schmiedemeister, Jahrgang 1925
Schneidcrmeister, Jahrgang 1929
Schuhmachermeister, Jahrgang 1939
Frau des Schuhmachermeisters und Schuhgeschäftsinhaberin, Jahrgang 1943
Damenschneidermeisterin, Jahrgang 1912
Bäckermeister, Jahrgang 1930
Bauunternehmer, Jahrgang 1940
Druckermeister, Jahrgang 1933
Gemischtwarenladenbesitzerin, Jahrgang 1935
Müllermeister, Jahrgang 1921

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1972): Soziologie und empirische Forschung, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 8, Soziologische Schriften I, Frankfurt/M., S.196-216
- AgrarBündnis (Hg.) (1996): Landwirtschaft 96. Der kritische Agrarbericht, Kassel/Rheda/Bonn
- AgrarBündnis (Hg.) (1997): Landwirtschaft 97. Der kritische Agrarbericht, Kassel/Rheda/Bonn
- Altwater, Elmar (1995): Wettlauf ohne Sieger. Politische Gestaltung im Zeitalter der Geo-Ökonomie, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 2/95, Bonn, S. 192-202
- Altwater, Elmar (1996): Der Traum vom Umweltraum. Zur Studie des Wuppertal Instituts über ein »zukunftsfähiges Deutschland«, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 1/96, Bonn, S. 82-91
- Altwater, Elmar/Mahnkopf, Birgit (1996): Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft, Münster
- Amin, Samir (1975): Die ungleiche Entwicklung, Hamburg
- Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (Hg.) (1997): Leitfaden zur Regionalentwicklung, Rheda
- Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen (Hg.) (1979): Subsistenzproduktion und Akkumulation, Saarbrücken
- Auswertungs- und Informationsdienst für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (AID) e.V. (Hg.) (1995): Unternehmensführung in der Landwirtschaft, Bonn
- Ax, Christina (1997): »Global player« oder »local joker«?, in: Politische Ökologie, Sonderheft 9, S. 6-9
- Bamme, Arno/Berger, Wilhelm/Gerschlager, Caroline u.a. (Hg.) (1993): Der kalte Blick der Ökonomie. 30 Gespräche, 2 Bde., München/Wien
- Bataille, Georges (1985): Die Aufhebung der Ökonomie, München
- Bechmann, Arnim (1987): Landbau-Wende. Gesunde Landwirtschaft - gesunde Ernährung. Vorschläge für eine neue Agrarpolitik, Frankfurt/M.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M.
- Beck, Ulrich (1997): Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus - Antworten auf Globalisierung, Frankfurt/M.
- Becker, Heinrich (1997): Dörfer heute - Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972 und 1993/95, Bonn
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1981): Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweisediskussion, in: Backhaus, H.-G. u.a. (Hg.): Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 14, Frankfurt/M., S.30-51,

- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1982): Bauern in Mexiko. Zwischen Subsistenz- und Warenproduktion, Frankfurt/New York
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1984): Auch in der »Dritten Welt« wird die Hausfrau geschaffen - warum? in: *Peripherie* 15/16, S.178-187
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1987): Die Ökologiefrage ist eine Frauenfrage. Zum Zusammenhang von Umweltzerstörung, Kapitalakkumulation und Frauenverachtung, in: *Die Grünen im Bundestag* (Hg.): *Frauen und Ökologie*, Köln, S. 29-38
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1989): Die »Würde der Frau« ist kein Überbauphänomen. Zum Zusammenhang von Geschlecht, Geld und Natur, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 24, S. 1 19-132
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1991): Gegenseitigkeit statt sozialer Gerechtigkeit, in: Häuser-Schäublin, Brigitta (Hg.): *Ethnologische Frauenforschung. Ansätze, Methoden, Resultate*, Berlin, S. 283-304
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.) (1994): *Juchitän - Stadt der Frauen. Vom Leben im Matriarchat*, Reinbek
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1996): Women Traders as Promoters of a Subsistence Perspective: The Case of Juchitän (Oaxaca), Mexico, in: Ghorayshi, Parvin/Belanger, Claire (eds.): *Women, Work and Gender Relations in Developing Countries. A Global Perspective*, London, S. 167-179
- Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria (1997): *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive*, München
- Berner, Erhard (1996): Gruppenbildung im Konflikt um städtisches Land: Lokalitäten und lokale Organisationen in Manila, in: Sehlee/Werner (Hg.): a.a.O., S. 225-245
- Bievert, Bernd/Held, Klaus/Wieland, Josef (Hg.) (1990): *Sozialphilosophische Grundlagen ökonomischen Handelns*, Frankfurt/M.
- Binswanger, Hans Christoph (1991): *Geld und Natur. Das wirtschaftliche Wachstum im Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Ökologie*, Stuttgart und Wien
- Binswanger, Hans Christoph/Geissberger, Werner/Ginsburg, Theo (1969): *Wege aus der Wohlstandsfalle. Der NAWU-Report: Strategien gegen Arbeitslosigkeit und Umweltkrise*, Frankfurt/M.
- Binswanger/Bonus/Timmermann (1981): *Wirtschaft und Umwelt. Möglichkeiten einer ökologieverträglichen Umweltpolitik*, Stuttgart
- Bonder, Michael/Röttger, Bernd/Ziebura, Gilbert (1993): Vereinheitlichung und Fraktionierung in der Weltgesellschaft. Kritik des globalen Institutionalismus, in: *Prokla* 91, 23. Jg., Nr. 2, S. 327-341
- Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1998): Die Sachzwänge des Neoliberalismus, in: *Le Monde Diplomatique*, März 1998, S. 3
- Brakel, Manus van (1993): Ressourcen weltweit neu verteilen, in: *Politische Ökologie* 33/93, S. 14-18

- Braudel, Fernand (1986a): Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. Der Handel, München
- Braudel, Fernand (1986b): Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. Aufbruch zur Weltwirtschaft, München
- Braudel, Fernand (1986c): Die Dynamik des Kapitalismus, Stuttgart
- Brilon, Clemens (1919): Geschichtliche Nachrichten über Stadt und Pfarrei Borgentreich, o.O.
- Brown, Lester R./Flavin, Christopher/Postel, Sandra (1992): Zur Rettung des Planeten Erde. Strategien für eine ökologisch nachhaltige Weltwirtschaft, Frankfurt/M.
- Brüggemann, Beate/Riehle, Rainer (1986): Das Dorf. Über die Modernisierung einer Idylle, Frankfurt/New York
- Brunner, Otto (1956): Das »ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«, in: ders.: Neue Wege der Sozialgeschichte, Göttingen, S. 33-61
- Buchholt, Helmut/Heidt, Erhard U./Stauth, Georg (Hg.) (1996): Modernität zwischen Differenzierung und Globalisierung. Kulturelle, wirtschaftliche und politische Transformationsprozesse in der sich globalisierenden Moderne, Münster
- BUKO (Bundeskongress entwicklungspolitischer Aktionsgruppen) (1995): »Zukunftsfähiges Deutschland« - Ein Technokratenmärchen, in: Forum 197/198, S. 4-9
- BUND/Misercor (Hg.) (1996): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie, Basel
- Busch-Lüty, Christiane (1995): Neue Bewertungen als Voraussetzung und Orientierung für nachhaltiges Wirtschaften, in: Grenzdörffer u.a. (Hg.): a.a.O., S. 97-113
- Caldwell, Malcom (1977): The Wealth of Some Nations, London
- Chayanov, Aleksandr V. (1923): Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau, Berlin
- Coleman, James S. (1988): Social Capital in the Creation of Human Capital, in: American Journal of Sociology, Vol. 94, Supplement, S. S95-S 120
- Commoner, Barry (1973): Wachstumswahn und Umweltkrise, Gütersloh
- Dahl, Jürgen (1995): Der Optimismus des Scheiterns, in: ZEIT-Punkte. Ökonomie und Ökologie an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, S. 6-8
- Daly, Herman E. (1995): Wachstum ist unwirtschaftlich, Interview in: Die ZEIT 42/95
- Deenen, Bernd van (1971): Wandel im Verhalten, in den Einstellungen und Meinungen westdeutscher Landwirte zu Beruf, Familie und Gesellschaft, Bonn
- Deenen, Bernd van/Kossen-Knirim, Christa (1981): Landfrauen in Betrieb, Haushalt und Familie. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung in acht Dörfern der Bundesrepublik Deutschland, Bonn
- Deutscher Bauernverband (Hg.) (1997): Argumente 1997. Trends und Fakten zur wirtschaftlichen Lage der deutschen Landwirtschaft, Bonn
- Die Gruppe von Lissabon (1997): Grenzen des Wettbewerbs. Die Globalisierung der Wirtschaft und die Zukunft der Menschheit, München
- Dieren, Wouter van (Hg.) (1995): Mit der Natur rechnen. Der neue Club-of-Rome-Bericht: Vom Bruttosozialprodukt zum Ökosozialprodukt, Basel/Boston/Berlin

- Dietrich, Hans-Jürgen (1993): Untersuchungen zur Markttransparenz und Marktstellung landwirtschaftlicher Erzeugergemeinschaften in Bayern und Sachsen, Dissertation, Hochschule »Thomas-Müntzer« Bernburg
- Eder, Klaus (1988): Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft, Frankfurt/M.
- Egner, Erich (1985): Der Verlust der alten Ökonomik. Seine Hintergründe und Wirkungen, Berlin
- Elias, Norbert (1980): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Frankfurt/M.
- Elwert, Georg (1984a): Märkte, Käuflichkeit und Moralökonomie, in: Lutz, Burkhard (Hg.): Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages, S. 509-519
- Elwert, Georg (1984b): Die Verflechtung von Produktionen: Nachgedanken zur Wirtschaftsanthropologie, in: Müller, Ernst Wilhelm/König, Rene u.a. (Hg.): Ethnologie als Sozialwissenschaft, S. 379-402, Opladen
- Evers, Hans-Dieter (1987): Schattenwirtschaft, Subsistenzproduktion und informeller Sektor. Wirtschaftliches Handeln jenseits von Markt und Staat, in: Heinemann (Hg.): a.a.O., S. 353-366
- Evers, Hans-Dieter (1994): The Traders' Dilemma. A Theory of the Social Transformation of Markets and Society, in: ders./Schrader (eds.): a.a.O., S. 7-14
- Evers, Hans-Dieter/Schrader, Heiko (eds.) (1994): The Moral Economy of Trade. Ethnicity and Developing Markets, London and New York
- Filii, Heidi Bernhard/Günther, Andrea/Jochimsen, Maren u.a. (Hg.) (1994): Weibberwirtschaft. Frauen - Ökonomie - Ethik, Luzern
- Flick, Uwe (1995): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses, in: ders. u.a. (Hg.): a.a.O., S.148-173
- Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Keupp, Heiner u.a. (Hg.) (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, Weinheim
- Frank, Andre Gunder (1979): Über die sogenannte ursprüngliche Akkumulation, in: Senghaas (Hg.): Kapitalistische Weltökonomie, Frankfurt/M, S. 68-102
- Friedmann, Jonathan (1994): Cultural Identity and Global Process, London
- Friends of the Earth Netherlands (Milieudedefensie) (1993): Action Plan Sustainable Netherlands, Amsterdam
- Fröbel, Folker/Heinrichs, Jürgen/Kreye, Otto (1986): Umbruch in der Weltwirtschaft, Reinbek
- Ganzer!, Christian (1994): Umweltgerechte Landwirtschaft. Nachhaltige Wege für Europa, Bonn
- Gasson, Ruth (1973): Goals and values of farmers, in: Journal of Agricultural Economy 24/1973, S. 526
- Georgescu-Roegen, Nicholas (1971): The Entropy Law and the Economic Process, Cambridge
- Giddens, Anthony (1996): Konsequenzen der Modeme, Frankfurt/M.

- Giordano, Christian (1989): Die vergessenen Bauern. Agrargesellschaften als Objekt sozialwissenschaftlicher Amnesie, in: ders./Hettlage, Robert (Hg.): a.a.O., S. 9-27
- Giordano, Christian/Hettlage, Robert (Hg.) (1989): Bauerngesellschaften im Industriezeitalter. Zur Rekonstruktion ländlicher Lebensformen, Berlin
- Gleich, Arnim von/Lucas, Rainer/Schleicher, Ruggero/Ullrich, Otto (1992): Blickwende in der Technologiepolitik. Naturumgang, Bedürfnisse und räumliche Entwicklungsperspektiven der Region Bergisches Land, Opladen
- Godelier, Maurice (1972): Rationalität und Irrationalität in der Ökonomie, Frankfurt/M.
- Gorz, Andre (1989): Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft, Berlin
- Granovetter, Mark (1985): Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness, in: American Journal of Sociology, Vol. 91, No. 3, S. 481-510
- Grele, Ronald J. (1980): Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: Niethammer (Hg.): a.a.O., S.143-161
- Grenzdörffer, Klaus/Biesecker, Adelheid/Heide, Holger u.a. (Hg.) (1995): Neue Bewertungen in der Ökonomie, Pfaffenweiler
- Gronemeyer, Marianne (1988): Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phänomen, Reinbek
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt/M.
- Hamm, Bernd/Neumann, Ingo (1996): Siedlungs-, Umwelt- und Planungssoziologie, Ökologische Soziologie Band 2, Opladen
- Harcourt, Wendy (1994): Negotiating Positions in the Sustainable Development Debate: Situating the Feminist Perspective, in: dies. (ed.): Feminist Perspectives on Sustainable Development, S. 11-25
- Hauck, Gerhard (1984): Geschichte der soziologischen Theorie. Eine ideologiekritische Einführung, Reinbek
- Hauff, Volker (Hg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung, Greven
- Heinemann, Klaus (1987): Soziologie des Geldes, in: ders. (Hg.): a.a.O., S. 322-338
- Heinemann, Klaus (Hg.) (1987): Soziologie wirtschaftlichen Handelns, Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychiatrie, Opladen
- Hettlage, Robert (1989a): Über Persistenzkerne bäuerlicher Kultur im Industriesystem, in: Giordano, Christian/ders. (Hg.): a.a.O., S. 287-333
- Hettlage, Robert (Hg.) (1989b): Die post-traditionale Welt der Bauern, Frankfurt/New York
- Hildenbrand, Bruno/Bohler, Karl Friedrich/Jahn, Walther/Schmitt, Reinhold (1992): Bauernfamilien im Modernisierungsprozeß, Frankfurt/New York
- Hillmann, Karl-Heinz (1983): Allgemeine Wirtschaftssoziologie. Eine grundlegende Einführung, München
- Hirschman, Albert O. (1970): Exit, Voice and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations and States, Harvard University Press
- Hirschman, Albert O. (1980): Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg, Frankfurt/M.

- Holton, Robert J. (1992): *Economy and Society*, London & New York
- Holzer, Brigitte (1988): *Ökonomie und Ehre: Frauen im 19. Jahrhundert*, Diplomarbeit, Universität Bielefeld
- Holzer, Brigitte (1995): *Subsistenzorientierung als »widerständige Anpassung« an die Moderne in Juchitan, Oaxaca, Mexico*, Dissertation, Universität Bielefeld (im Druck: Frankfurt/M. 1996)
- Hoogendijk, Willem (1991): *The Economic Revolution*, Utrecht
- Hopf, Christei/Weingarten, Elmar (Hg.) (1984): *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart
- Horkheimer, Max (1967): *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*, Frankfurt/M.
- Hradil, Stefan (1990): *Postmoderne Sozialstruktur*, in: Berger, P.A./ders.: *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*, in: *Soziale Welt, Sonderband 7*, S. 125-150, Göttingen
- Hurtienne, Thomas (1984): *Theoriegeschichtliche Grundlagen des sozialökonomischen Entwicklungsdenkens*. Bd. 1: *Rationalität und sozialökonomische Entwicklung in der frühbürgerlichen Epoche*; Bd. 2: *Paradigmen sozialökonomischer Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, Saarbrücken, Fort Lauderdale
- Hutter/Keller/Ribbe/Wohlers (1995): *Die Öko-Bremser*. Schwarzbuch Umwelt Europa, Stuttgart und Wien
- IG-Rote Fabrik/Zürich (Hg.) (1995): *Krise - welche Krise?*, Berlin
- Ilien, Albert/Jeggler, Utz (1978): *Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner*, Opladen
- Illich, Ivan (1983): *Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit*, Reinbek
- Immler, Hans (1985): *Natur in der ökonomischen Theorie*, Opladen
- Inheteven, Heide (1995): *Zeit-Sprünge. Bäuerliche Lebensformen in der Industriegesellschaft*, in: *Politische Ökologie, Sonderheft 8*, S. 76-86
- Inheteven, Heide/Blasehe, Margret (1983): *Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft*, Opladen
- Ipsen, Detlev (1995): *Das Verhältnis von Stadt und Land im historischen Wandel*, in: Thomas, Frieder/Schneider, Manuel (Hg.): *Kommunen entdecken die Landwirtschaft. Perspektiven und Beispiele einer zukunftsfähigen Agrarpolitik in Dorf und Stadt*, Heidelberg, S. 23-41
- Jochimsen, Maren/Knobloch, Ulrike (1995): *Verschleierte Wertungen in der Ökonomie - Das gemeinsame Schicksal von Natur und menschlichen Bedürfnissen*, in: *Grenzdörffer u.a. (Hg.): a.a.O., S. 81-96*
- Jochimsen, Maren/Knobloch, Ulrike/Seid!, Irmi (1994): *Vorsorgendes Wirtschaften*, in: *Politische Ökologie, Sonderheft 6*, S. 6-11
- Kaiser, Karl/Schwarz, Hans-Peter (Hg.) (1995): *Die neue Weltpolitik*, Bonn
- Kerblay, Basile (1987): *Chayanov and the Theory of Peasant Economies*, in: Shanin (ed.): *a.a.O., S. 176-184*
- Kohli, Martin (1987): *Ruhestand und Moralökonomie. Eine historische Skizze*, in: Heine-mann (Hg.): *a.a.O., S. 393-416*
- Kolbeck, Thekla (1985): *Landfrauen und Direktvermarktung*, Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 65, Gesamthochschule Kassel

- Korff, Rüdiger (1995): Globale Integration und lokale Fragmentierung. Das Konfliktpotential von Globalisierungsprozessen, Working Paper Nr. 220, Forschungsschwerpunkt Entwicklungssoziologie, Universität Bielefeld
- König, Rene (1956): Einige Bemerkungen zur Soziologie der Gemeinde, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 1: Soziologie der Gemeinde, Köln/Opladen, S. 1-11
- Kötter, Herbert (1969) Agrarsoziologie, in: Eisermann, G. (Hg.): Die Lehre von der Gesellschaft, Stuttgart, S. 415
- Kreile, Michael (1995): Die Internationalisierung von Produktion und Dienstleistungen, in: Kaiser/Schwarz (Hg.): a.a.O., S.214-221
- Kurnitzky, Horst (1994): Der heilige Markt. Kulturhistorische Anmerkungen, Frankfurt/M.
- Kurz, Robert (1991): Der Kollaps der Modernisierung. Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise der Weltökonomie, Frankfurt/M.
- Kurz, Robert (1995): Mit Volldampf in den Kollaps, in: IG-Rote Fabrik/Zürich (Hg.): a.a.O., S. 37-64
- Leipert, Christian (1989): Die heimlichen Kosten des Fortschritts. Wie Umweltzerstörung das Wirtschaftswachstum fördert, Frankfurt/M.
- Lenger, Friedrich (1995): Das Landhandwerk im neuzeitlichen Deutschland. Grundlinien der Entwicklung, in: ders. (Hg.): Außerlandwirtschaftliche Arbeitsplätze im ländlichen Raum, S. 3-11
- Linder, Marc (1974): Der Anti-Samuelson. Kritik eines repräsentativen Lehrbuchs der bürgerlichen Ökonomie, Bde. I und 4, Gaiganz
- Lindner, Rolf (Hg.) (1994): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität, Frankfurt/New York
- Long, Norman/Long, Ann (eds.) (1992): Battlefields of Knowledge. The Interlocking of Theory and Practice in Social Research and Development, London & New York
- Loziczky, Tanja (1997): Kooperationsformen zwischen Bauern/ Bäuerinnen und Verbraucherinnen. Wege zu einem solidarischen Wirtschaften im Ökologischen Landbau anhand von ausgewählten Beispielen, Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur, Wien
- Luhmann, Niklas (1984): Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System, in: Zeitschrift für Soziologie, Heft 4, 13. Jahrg., S. 308-327
- Luxemburg, Rosa(1923): Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, Frankfurt/M.
- Martin, Hans-Peter/Schumann, Harald (1996): Die Globalisierungsfalle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand, Reinbek
- Martinelli, Alberto (1987): The Economy as an Institutional Process, in: Telos 73/1987, S. 131-146
- Martinelli, Alberto/Smelser, Neil J. (eds.) (1990): Economy and Society: Overviews in Economic Sociology, London/Newbury Park/New Delhi
- Martínez-Alier, Joan (1992): De la economía ecológica al ecologismo popular, Barcelona
- Marx, Karl (1980) Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, Berlin
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1969): Manifest der kommunistischen Partei, Stuttgart

- Massarrat, Mohssen (1995): Geborgter Wohlstand. Nichtnachhaltige Globalstrukturen durch Kostenexternalisierung, in: Politische Ökologie 43/95, S. 75-81
- Matter, Max (1986): Sozioökonomische Entwicklung, kollektives Gedächtnis und Dorfpolitik. Ein Beitrag zur historischen Analyse zentraler Werte und Bestimmung lokaler politischer Kultur am Beispiel eines Dorfes in der Hocheifel, in: SchmalsNoigt (Hg.): a.a.O., S. 163-189
- Mauss, Marcel (1990): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt/M.
- May, Bernhard (1995): Die neuen Herausforderungen für den Freihandel, in: Kaiser/Schwarz (Hg.): a.a.O., S. 236-246
- Mayer, George (1996): »NAFFa ist neoliberaler Völkermord«. Mexikos Indfgena sind Verlierer des Freihandelsvertrages, in: Pogrom 187, Februar/März 1996, S. 16-17
- Meier, Uta/Schlich, Elmar (1996): Nachhaltiges Haushalten, Universität Gießen
- Meillassoux, Claude (1978): »Die wilden Früchte der Frau«. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft, Frankfurt/M.
- Meinert, Peer (1995): Zunehmende Ernüchterung in Fernost, in: Generalanzeiger, 7.11.95
- Menkhoff, Thomas (1995): Vertrauen und chinesisches Wirtschaftshandeln in Singapur. Zur kulturellen und sozialstrukturellen Bedingtheit von Vertrauensbildung und Kooperation in chinesischen Geschäftsbeziehungen, in: Sociologus 45/1995, S. 59-84
- Merchant, Carolyn (1987): Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft, München
- Meyer-Abich, Klaus Michael (Hg.) (1997): Vom Baum der Erkenntnis zum Baum des Lebens. Ganzheitliches Denken der Natur in Wissenschaft und Wirtschaft, München
- Mies, Maria (1994): Merkposten für einen maßvollen Wirtschaftsstil oder: Die Notwendigkeit einer neuen »Moral Economy«, unveröff. Man., Berlin
- Mies, Maria (1995): Die Krise als Chance. Zum Ausstieg aus der Akkumulationslogik, in: IG-Rote Fabrik/Zürich (Hg.): a.a.O., S. 65-96
- Mies, Maria/Shiva, Vandana (1995): Ökofeminismus. Beiträge zur Praxis und Theorie, Zürich
- Moscovici, Serge (1976): Die Wiederverzauberung der Welt, in: Touraine u.a.: a.a.O., S. 94-131
- Müller, Christa (1996): Regionalisierung und die Frage der Einbettung der Ökonomie in die Gesellschaft, in: Katz, Sabine (Hg.): Regionalisierung als Antwort auf Globalisierung? Schriftenreihe des Zentrums für europäische Studien, Bd. 33, S. 79-85, Trier
- Müller, Christa (1997): Frauen und Ökonomie: Die Sicht des Subsistenzansatzes, in: Ev. Akademie Iserlohn (Hg.): Feministische Plattform Wirtschaftsethik, S.49-57, Iserlohn
- Mürmann, Franz (Hg.) (1980): Stadt Borgentreich 1280-1980, Borgentreich
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1980): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt/M.
- Parry, Jonathan/Bloch, Maurice (eds.) (1989): Money and the Morality of Exchange, Cambridge University Press
- Peters, Ulla (1996): Im Westen nix Neues - oder doch? in: Wechselwirkung Dez. 95/Jan. 96, S. 15-19

- Peters, Ulla/Sauerborn, Klaus/Spehl, Harald u.a. (1996): Nachhaltige Regionalentwicklung - ein neues Leitbild für eine veränderte Struktur- und Regionalpolitik. Eine exemplarische Untersuchung an zwei Handlungsfeldern der Region Trier, Universität Trier
- Piore, Michael J./Sabel, Charles F. (1989): Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft, Frankfurt/M.
- Polanyi, Karl (1978) (1944): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, Frankfurt/M.
- Polanyi, Karl (1979): Ökonomie und Gesellschaft, Frankfurt/M.
- Politische Ökologie, Sonderheft 8: Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung, München 1995
- Pongratz, Hans (1991): Bäuerliche Tradition im sozialen Wandel, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 43, 6-2/1991, Opladen, S. 235-246
- Popkin, Samuel L. (1979): The Rational Peasant. The Political Economy of Rural Society in Vietnam, Berkeley
- Poppinga, Onno (Hg.) (1979): Produktion und Lebensverhältnisse auf dem Land, Leviathan-Sonderheft 2/1979, Opladen
- Ragnitz, Joachim (1995): Die fragmentierte Weltwirtschaft: Wachstum - Stagnation - Verarmung, in: Kaiser/Schwarz (Hg.): a.a.O., S. 197-207
- Ramonet, Ignacio (1995): Formen der Macht am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Le Monde Diplomatique, Mai 1995, S. 19
- Redfield, Robert (1956): Peasant Society and Culture, Chicago
- Rieger, Elmar (1995): Bauernopfer. Das Elend der europäischen Agrarpolitik, Frankfurt/New York
- Rifkin, Jeremy (1995): Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt/New York
- Rogers, Barbara (1980): The Domestication of Women. Discrimination in Developing Societies, London
- Robertson, Ronald (1995): Globalization, in: Featherstone, Mike et al. (eds.): Global Modernities, London
- Rosenau, James N. (1995) Distant Proximities: The Dynamics and Dialectics of Globalization, in: Hettne, Björn (ed.): International Political Economy. Understanding Global Disorder, S. 46-64, London and New Jersey
- Rösener, Werner (1993): Die Bauern in der europäischen Geschichte, München
- Sachs, Wolfgang (1993): Die vier E's, in: Politische Ökologie 33/93, S. 69-72
- Sachs, Wolfgang (Hg.) (1994): Der Planet als Patient. Über die Widersprüche globaler Umweltpolitik, Basel, S. 15-42
- Sahlins, Marshall (1972): Stone Age Economics, Chicago
- Samuelson, Paul (1973): Volkswirtschaftslehre. Eine Einführung, 2 Bde., Köln
- Sarkar, Saral (1993): Nachhaltige Entwicklung. Rettungsversuch für eine sterbende Illusion, in: Wechselwirkung 61, Juni 1993, S. 9-14
- Sauerborn, Klaus (1994): Sustainable Development - Eine neue Leitidee für sozial-ökologisches Wirtschaften? NARET-Diskussionspapier Nr. 2, Universität Trier

- Sauerborn, Klaus/Peters, Ulla (1995): Potentiale und Ansatzpunkte für eine nachhaltige Regionalentwicklung, NARET-Diskussionspapier Nr. 5, Universität Trier
- Schäfer, Wolf (1985): Die unvertraute Moderne. Historische Umriss einer anderen Natur- und Sozialgeschichte, Frankfurt/M.
- Scherhorn, Gerhard (1997): Das Ganze der Güter, in: Meyer-Abich, Klaus Michael (Hg.): a.a.O., S. 162-251
- Sehlee, Günther/Werner, Karin (Hg.) (1996): Inklusion und Exklusion. Die Dynamik von Grenzziehungen im Spannungsfeld von Markt, Staat und Ethnizität, Köln
- Sehmals, Klaus M.Noigt, Rüdiger (Hg.) (1986): Krise ländlicher Lebenswelten. Analysen, Erklärungsansätze und Lösungsperspektiven, Frankfurt/New York
- Schmidt, Götz (1997): Über die Notwendigkeit und die Hindernisse einer neuen Übereinkunft zwischen Stadt und Land, in: AgrarBündnis (Hg.): a.a.O., S. 13-22
- Schmitt, Mathilde (1997): Und welche Rolle spielt das Geschlecht? Landwirtinnen in ihrem Arbeitsalltag, in: AgrarBündnis (Hg.): a.a.O., S. 161-172
- Schneider, Manuel (1995): Die Folgen des Erfolgs. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung, in: Politische Ökologie, Sonderheft 8, S.6-14
- Schöne, Irene (1995): Vom Eigenwert der Natur - ein Beitrag zur Ökologisierung der Ökonomie, in: Grenzdörffer u.a. (Hg.): a.a.O., S. 66-80
- Schrader, Heiko (1994): Zum Verhältnis von Markt und Moral in westlichen und nicht-westlichen Gesellschaften, Working Paper Nr. 217 des Forschungsschwerpunkt Entwicklungssoziologie, Universität Bielefeld
- Schrader, Heiko (1995): Zur Relevanz von Polanyis Konzept der Einbettung der Wirtschaft in die Gesellschaft, Working Paper Nr. 219 des Forschungsschwerpunkt Entwicklungssoziologie, Universität Bielefeld
- Schultz, Ulrike (1995): Nomadenfrauen in der Stadt. Wirtschaftliches Handeln zwischen Markt und Moral. Die Überlebensökonomie der Turkanafrauen in Lodwar/Nordkenia, Dissertation, Freie Universität Berlin
- Scott, James C. (1976): The Moral Economy of the Peasant. Rebellion and Subsistence in Southeast Asia, Yale University Press, New Haven
- Scott, James C. (1987): Peasant Moral Economy as a Subsistence Ethic, in: Shanin (ed.): a.a.O., S. 304-310
- Seibert, Otmar/Struff, Richard u.a. (1993): Anpassungsstrategien landwirtschaftlicher Haushalte im Agrarstrukturwandel - Fallstudien zum Arkleton-Projekt, Bonn
- Shanin, Teodor (ed.) (1987): Peasants and Peasant Societies. Selected Readings, Oxford
- Shanin, Teodor (1987): Introductoin: Peasantry as a Concept, in: ders. (ed.): S.1-11
- Shiva, Vandana (1995): Social and environmental clauses: A political diversion, in: Third World Resurgence No. 59, S. 2-7
- Smelser, Neil J. (1968): Soziologie der Wirtschaft, München
- Smith, Adam (1988): Der Wohlstand der Nationen, München
- Sombart, Werner(1928): Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, Zweiter Band: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, Erster Halbband, München und Leipzig

- Spehl, Harald (1994): Nachhaltige Regionalentwicklung - Ansätze und Perspektiven, NARET-Diskussionspapier Nr. 3, Universität Trier
- Spehr, Christoph (1995): Mehr Schein als Sein, in: Schrägstrich 9/10/1995, S. 12-13
- Spehr, Christoph (1996): Die Ökofalle. Nachhaltigkeit und Krise, Wien
- Stiftung Bauhaus Dessau/Europäisches Netzwerk für ökonomische Selbsthilfe und lokale Entwicklung (Hg.) (1996): Wirtschaft von unten. People's Economy. Beiträge für eine soziale Ökonomie in Europa, Berlin
- Strauss, Anselm L. (1969): Einleitung, in: Mead, George Herbert: Sozialpsychologie (Hg. A. L. Strauss), S. 11-36, Neuwied
- Strauss, Anselm L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung, München
- Swedberg, Richard/Granovetter, Mark (eds.) (1992): The Sociology of Economic Life, Boulder San Francisco/Oxford
- Thompson, Edward P. (1980): Die »moralische Ökonomie« der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: ders.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie, Berlin, S. 67-130
- Tischer, Martin (1995): Nachhaltige Regionalentwicklung und interregionaler Handel. Institutionen und Strategien für die Wirtschaftsbeziehungen zwischen eigenständigen Regionen, NARET-Diskussionspapier Nr. 6, Universität Trier
- Tönnies, Ferdinand (1912): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Berlin
- Türk, Klaus (1987): Einführung in die Soziologie der Wirtschaft, Stuttgart
- Ulrich, Peter (1993): Transformation der ökonomischen Vernunft. Fortschrittsperspektiven der modernen Industriegesellschaft, Bern/Stuttgart/Wien
- Vanberg, Viktor (1987): Markt, Organisation und Reziprozität, in: Heinemann (Hg.): a.a.O., S. 263-279
- Veblen, Thorstein Bunde (1971): Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, Köln/Berlin
- Vorholz, Fritz (1995): Die letzte Party, in: ZEIT-Punkte. Ökonomie und Ökologie an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, S. 41-45
- Voss, Gerhard (1995): Der Irrtum des Verzichts, in: Die ZEIT 45/95
- Wagner, Kurt (1986): Leben auf dem Lande im Wandel der Industrialisierung, Frankfurt/M.
- Wallerstein, Immanuel (1986): Das moderne Weltsystem - Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert, Frankfurt/M.
- Wallerstein, Immanuel (1995): Die Sozialwissenschaften »kaputtdenken«. Die Grenzen der Paradigmen des 19. Jahrhunderts, Weinheim
- Walter, Norbert (1995): Der globalisierte Kapitalmarkt und die nationalen Währungssysteme, in: Kaiser/Schwarz (Hg.): a.a.O., S. 208-213
- Waring, Marilyn (1989): If Women Counted. A New Feminist Economics, London
- Weber, Max (1958): Wirtschaftsgeschichte. Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Berlin
- Weber, Max (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Verstehenden Soziologie, Tübingen

- Weizsäcker, Ernst Ulrich von (1996): Der falsch verstandene Darwin. Globaler Freihandel - Irrweg oder Denkfehler?, in: Bild der Wissenschaft 2/1996, S. 70f.
- Weizsäcker, Ernst Ulrich von/Lovins, Amory B./Lovins, L. Hunter(1995): Faktor vier. Doppelter Wohlstand - halbiertes Naturverbrauch, München
- Werlhof, Claudia von (1978): Frauenarbeit: Der blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1, S. 18-32
- Werlhof, Claudia von (1983a): Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus, in: dies. u.a.: a.a.O., S. 140-163
- Werlhof, Claudia von (1983b): Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau? in: dies. u.a.: a.a.O., S. 113-136
- Werlhof, Claudia von (1984): Der weiße Mann versucht noch einmal durchzustarten. Zur Kritik dualwirtschaftlicher Ansätze in der neueren Diskussion über »die Zukunft der Arbeit«, den »informellen Sektor« und eine »alternative Ökonomie« oder: Mit Orwell ins Paradies? in: Kommune 11/84, S. 61-70
- Werlhof, Claudia von (1993): »Im Grunde gibt es vor lauter Ökonomie keine Kultur mehr!« in: Bamme u.a. (Hg.): a.a.O., S. 1013-1063
- Werlhof, Claudia von (1996): Mutter-Los. Frauen im Patriarchat zwischen Angleichung und Dissidenz, München
- Werlhof, Claudia von/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika (1983): Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek
- Werner, Karin (1996): Junge Frauen in Ägypten zwischen Islamisierung und Verwestlichung, in: Sehlee/dies. (Hg.): a.a.O., S. 247-273
- Wolf, Eric J. (1966): Peasants, Englewood Cliffs
- Wolf, Heinz Georg (1987): Die Abschaffung der Bauern. Landwirtschaft in der EG - Unsinn mit Methode, Frankfurt/M.
- Wonneberger, Eva (1995): Modernisierungsstreß in der Landwirtschaft oder Was hat die abgepackte Milch mit der Bäuerin zu tun? Pfaffenweiler
- Woodall, Pam (1994): The Global Economy, in: The Economist, 1.10.1994
- Zahrnt, Angelika (1994): Vom Nachwachsen zum Nachwuchs, in: Politische Ökologie, Sonderheft 6, S. 40-43
- Zapf, Wolfgang (1986): Sozialer Wandel, in Schäfers, Bernard (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie, S. 365-370, Opladen

Viele Handwerker und Bauern haben im Zuge einer fortschrittsorientierten Agrarpolitik ihre wirtschaftlichen Freiräume verloren. Wie wurden aus eigenständigen Produzenten konsumierende Lohnabhängige? Wieso ließen sie für das Versprechen eines leichteren und modernen Lebens die solidarische Gemeinschaft des Dorfes hinter sich? Am Beispiel der westfälischen Kleinstadt Borgentreich geht Christa Müller diesen Fragen nach. In ihrer spannenden Analyse führt sie die häufig destruktiven Effekte der Globalisierung vor Augen und gibt zugleich neue Impulse für eine soziale und ökologische Regionalentwicklung.

Christa Müller erhielt für ihre Arbeit den *Schweinfurth-Forschungspreis für Ökologische Ökonomie*.